P.O. germ. 780 ch Kuffner

123/30

Ch. Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Zweiter Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Gestalten der Liebe.

Erstes Kapitel.

Drei Mädchen, eine Modewaaren-Händlerin und ein Opferlamm.

Ich führe Dich, Leser, in ein geräumiges, helles, freundliches, schön möblirtes Zimmer, in welchem Du drei Schwestern erblickest, so schön, so liebenswürdig, daß die ganze Stadt sie Hilmar's Grazien nannte. Es versteht sich von selbst, daß ich verpflichtet bin, sogleich ihre Porträts aufzustellen.

Viktoria hatte in ihrem Wesen etwas Aetherisches. Aus goldner Lockenfülle leuchteten zwei hellblaue Augenhimmel, mit denen sie in die Welt so freundlich hineinschaute, wie alle Welt nach ihr blickte. Die blasse Farbe des sinnigen Gesichtchens war vom sanftesten Duft aufglimmender Morgenröthe angehaucht, der ihr manchmal eine Art von Verklärung gab. Sie schwebte mehr als sie ging; jede ruhende Stellung war malerisch, ihre Klage rührend, ihr Zorn reizend, ihre Freude entzückend, ihre Stimme weicher Flötenton. Sie kleidete sich gerne weiß; auch gab sie der weißen Rose den Vorzug vor allen Blumen. Der blaßgelbe Strohhut mit lichtblauem Bande war das einzige Farbenspiel in ihrer einfachen Kleidung.

Flora erschien gewöhnlich in einem Kleide von hellgrünem Taffet. Aus dem blühendsten Gesicht, von kastanienbraunem Gelock umwallt, leuchteten die lebhaftesten Augen mit echtem Brillantfeuer hervor. Sie führte den Namen Flora mit vollem Recht; denn schöneres Lilienweiß und Rosenroth als auf ihren Wangen, lieblicheres Veilchenblau als in ihren Augen, glühenderen Nelkenpurpur als auf ihren Lippen, konnte man im ganzen Reiche der Blumengöttin nicht finden. In Allem, was sie sprach und that, zeigte sich die ihr inwohnende Besonnenheit und Gemüthsruhe. Fest und aufmerksam schaute sie in jedes fremde Auge, und wer kein reines Gewissen hatte, konnte ihren Blick nicht ertragen.

Nicht weniger ihres Namens würdig war Serena. Schwarzes Auge und schwarzes Haar verkündigten beim ersten Anblick das rege Leben und den unzerstörbaren Frohsinn ihres freudigen Herzens. Jede Bewegung war rasch, und doch zierlich. In Gesellschaft hatte sie viel zu lachen, und wenn sie allein war, oft zu singen, selbst bei der Arbeit. Sie erzählte gerne und ließ sich gerne wieder erzählen, so wie sie überhaupt Alles, was in ihr vorging, gerne mittheilte und Jedem hold war, der sein Inneres aufschloß, wie sie selbst es that. Bei fremden Leiden war sie mehr als gefühlvoll, sie war thätig und Hilfe schaffend. Weinen sah man sie nur Freudenthränen. Fröhliche Musik regte sie zu Jubel, manchmal sogar zum Tanzen auf. Ihre Lieblingsfarbe war das Purpurroth der Päonie.

Indem die drei Mädchen ein sehr lebhaftes Gespräch führten, trat Madame Herold, die **Marchande de mode**,

in's Zimmer. Das Kleeblatt hüpfte der gerngesehenen Frau mit gewohnter Freudigkeit entgegen.

Frau Susanne Herold hatte den Namen nicht umsonst, denn sie war wirklich die Fama und der weibliche Herold der schönen Welt. Angenehme Gesichtszüge mit frischer Farbe, dabei die äußerste Reinlichkeit und Eleganz in der Kleidung, verdeckten einige ihrer sechzig Jahre. Guter Humor und Dienstfertigkeit waren die nie ruhenden Flügel dieser weiblichen Windmühle. Sie stand in vielfachen Verbindungen, protegirte und ließ sich protegiren; sie besaß eben so viel Waren- als Menschen-Kenntniß, auch eine nicht gemeine Kunstbildung, denn ihr Seliger war Hornist in Diensten eines russischen Fürsten.

Madame Herold breitete nun ihre mannigfaltigen Schätze auf dem Tisch aus; sie wußte dabei den holden Schwestern mit unendlicher Zungenfertigkeit nicht nur die Schönheit ihrer Kunstprodukte, sondern auch die Schönheit der drei Schönen selbst zu preisen, von der man, wie sie auf Ehre versichern und betheuern könne, in allen Häusern entweder mit Neid, oder mit Bewunderung und Entzücken sprechen höre. Obschon die gute Frau deshalb von den Gelobten eine Schmeichlerin, ja sogar eine Lügnerin genannt wurde, so entging es doch ihrem Scharfsinne nicht, daß Schmeichelei und Lüge den Menschen nicht immer sehr verhaßt machen, weil das tadelnde und scheltende Kleeblatt von der Schmeichlerin und Lügnerin verschiedene Häubchen, Bänder, Spitzen, u. s. w. großmüthig kaufte.

Frau Susanne Herold ward darüber, wie billig,

so erfreut und zugleich so ermuthigt, daß sie beim Weggehen mit schelmischem Lächeln versicherte: Man werde sich wohl sehr bald selbst überzeugen, daß sie keine unsinnigen Worte geredet habe, und es dürften sich vielleicht, eh' man die Hand umkehrt, Dinge ergeben, über die ein schönes Fräulein eben nicht böse zu werden pflege.

Die drei schwesterlichen Grazien hatten bisher ungefähr so gelebt, wie junge Dichter, die ihre Unsterblichkeit schon in sich tragen, ohne noch eine Zeile geschrieben zu haben. Die Lobrede der geschwätzigen Frau Herold machte sie zuerst auf die Macht ihrer Schönheit aufmerksam, und ein Zauberschlag schien sie berührt zu haben, in Folge dessen die weite Welt mit allen ihren Herrlichkeiten, mit allen ihren Opferaltären und knieenden Verehrern vor ihnen aufging. Hatte jede von ihnen bisher ihre beiden Schwestern für schöner als sich selbst gehalten, so fühlte jede von diesem Augenblicke an, daß sie doch selbst auch etwas gelte, und um ja keiner Mitschwester unrecht zu thun, erkannte jede sich den Preis der Schönheit zu, dessen Vertheilung leicht Zwietracht stiften konnte.

Vater Hilmar stand während dieser Manövers der Schönheit neutral im Hintergrund, merkte aber dessen ungeachtet, was in seinen Töchtern vorging, weil er vernünftig war und sie von der Verstellungskunst bisher nur so viel kannten, als die freigebige Mutter-Natur jedem weiblichen Wesen zur Aussteuer mitgibt. Der Himmel erhalte sie noch lange dabei! Ich fürchte aber, sie werden bald klüger werden, weil sich — zwar keine offenbaren Verehrer, wohl

aber allerlei kleine Geschenke zeigen, die wahrscheinlich aus den Händen stiller Anbeter kommen.

Eines Morgens (die drei Schwestern schliefen in demselben Zimmer) stand auf dem in der Mitte des Gemaches befindlichen Tische von glänzendem Nußbaumholz ein ziemlich großes Lamm mit pechschwarzer Wolle — aber ohne Leben, und leblos zwar aus dem Grunde, weil das ganze Thier von — Chocolate war. Der erste Blick der erwachenden Schwestern fiel auf dieses Mohrenbild der Unschuld, in welchem sie die Huldigung eines amoroso incognito zu finden glaubten, wodurch denn das mystische Schäflein auch als Opferthier und stumme Herzensdedication in aller Demuth und Bescheidenheit erschien.

Die entzückten Mädchen entsprangen den Betten, warfen sich mit unglaublicher Geschwindigkeit in das Morgen-Negligée, flogen zugleich nach dem Tische, und der Götze sah sich von den freundlichsten sechs Augen aus den lieblichsten drei Gesichtern angeblitzt. Aber bald verwandelte sich das schwarze Lamm in einen schwarzen Dämon, denn jedes Mädchen wollte sich für die Göttin halten, der ein Sterblicher dieses Opfer darbrachte. Eine nach der Andern sagte mit möglichster Bescheidenheit den Grund, aus dem sie einen Anspruch auf das Eigenthums- und Besitzrecht der wohlschmeckenden Bestie ableiten zu können glaubte. Viktorine führte für sich an: „Der Kopf des Lammes sei gegen ihr Bette gerichtet.“ — Flora: „Der Tisch stehe ihrem Bette zunächst.“ — Serena: „Sie liebe, wie Jedermann wisse, Chocolate über Alles.“ —

Nach langem Wortwechsel kamen die lieblichen Zänkerinnen endlich überein, den Gegenstand des Streites — wie das auch bei manchen welthistorischen Friedensschlüssen schon geschehen sein soll — zur Herstellung der Ruhe zu zerstücken. Der silberne Zuckerhammer mußte nun die Rolle des Mediateurs übernehmen, und die versöhnten Fräuleins verzehrten wohlbehaglich die zertrümmerten Glieder des **corpus delicti**, jede in dem angenehmen Bewustsein, daß eigentlich das Ganze ihr gehört hätte und sie den beiden Andern nur aus schwesterlicher Liebe an dem Genusse des Opferlammes theilzunehmen gestatte.

Zweites Kapitel.

Der falsche Prinz.

Am folgenden Tage wurde Hilmar's Geburtsfest gefeiert. Bei dem sehr splendiden Mittagsmahle herrschte ein Überfluß — nicht nur an Speisen und Getränken, sondern auch an Witz und Frohsinn, worin sämmtliche Gäste wetteiferten. So kam denn Allerlei zur Sprache, selbst die Geschichte und das Schicksal des schwarzen Lammes blieb nicht verschwiegen. Hilmar rügte zwar, daß man in dem Genusse dieses Sinnbildes der Sanftmuth zu voreilig gewesen sei, lachte aber herzlich, als das schwesterliche Kleeblatt ihm das Geständniß ablegte, es sei nur durch diese Zerstückelung möglich geworden, dem Gräuel der Zwietracht vorzubeugen. Während nun jede Schwester sich eifrig bemühte, den Vorwurf der Eitelkeit oder lüsterner Begehrlichkeit von sich ab-

zulehnen, brachte der Bediente ein zierliches grünes Fäßchen und stellte es lächelnd auf den Tisch.

Vater Hilmar nickte den Töchtern freundlich zu, zapfte, füllte die Gläser mit dem herausquellenden Malaga, und hob sein Glas empor mit den Worten: „Gleich diesem Nektar, erfreuet auch ihr, liebe Kinder, mir das Herz! Ich dank' euch.“ — Zu seinem großen Erstaunen protestirten die Mädchen und versicherten, daß sie nicht die Spenderinnen dieser holden Gabe seien.

Nun kam ein Gast nach dem andern in den Verdacht, der überraschende Geber zu sein, allein jeder verbat sich die Ehre, während er die köstliche Gabe mit Wohlbehagen genoß, und das Fäßchen den letzten Tropfen seines Inhaltes preisgab. Alle diese Verneinungen setzten den guten Hilmar in Verlegenheit, und er sagte kleinlaut: „Es lebe der große Unbekannte! Ihr aber, meine Töchter, verzeiht mir! Ich habe euch wegen des übereilten Mordes des unschuldigen Lämmleins getadelt, und nun macht das leere Fäßchen mir denselben Vorwurf, der ich nicht einmal weiß, ob das Geschenk mir galt oder euch.“ —

Rasch fiel Flora ein: „Gälte das Fäßchen Einer von uns, so wäre ich die Eine, weil es meine Lieblingsfarbe hat.“ —

„So muß ich denn (sagte Hilmar) die ganze Gesellschaft auffordern, der grünen Flora den Toast zu bringen.“ —

Alle Gäste riefen: „Hoch lebe die schöne Flora!“ — Das erröthende Mädchen suchte nun ihren Worten eine an-

dere Deutung zu geben, verwickelte sich aber immer mehr in ihr eigenes Netz, und sagte endlich, halb zaghaft, halb unwillig: „Ich bin doch ewig zu geschwind; das will ich mir nun ernstlich abgewöhnen.“ —

Hilmar umarmte die Gequälte, mit den Worten: Es fängt in meinem Hause zu spucken an; das ist nicht zu läugnen. Ob es aber gute oder böse Geister sind, wird und muß sich bald zeigen.“ —

Schon am nächsten Morgen zeigte sich auch wirklich eine neue Erscheinung am Horizont der Liebe, aber mit mehr Bestimmtheit als bisher und für den Genuß des feinsten unter den fünf Sinnen, nämlich für das Auge, ausschließend berechnet.

Auf Flora's Nachttische lag ein männliches Porträt; man konnte aber eben so wenig, als beim schwarzen Lamm und beim grünen Fäßchen, ungeachtet aller Nachforschungen im Hause, die Person des Spenders erfahren.

Als Flora die Augen öffnete und ihr erster Falkenblick das Porträt entdeckte, sprang sie, unwillkürlich laut aufschreiend, in die Bettdecke gehüllt, aus dem Bette und flog zu dem Tischchen. Sie fixirte das Bild, wagte aber nicht, es zu berühren. Die Schwestern, von dem Schrei aus ihrem gesunden Schlafe aufgeweckt, eilten neugierig hinzu. Man stritt lange hin und her, zuerst, wie das Bild hereingekommen, dann ob es Porträt oder Ideal sei. Flora erklärte es, ihren holden Gegnerinnen zum Trotz, hartnäckig für das Konterfei eines lebendigen Mannsbildes, und der Streit währte fort, bis der eintretende Hilmar, dem die

Mädchen nie etwas verheimlichten, zum Schiedsrichter aufgefordert ward. Dieser drehte und wendete das Mannsbild lange hin und her, und sagte endlich mit Ernst und Nachdruck: „Dieser junge Mann ist kein Geringerer als der verstorbene König von Schweden, da er noch Kronprinz war!" —

Viktorine erwiederte: „Wie käme Der zu uns?"

Hilmar. Das weiß ich nicht.

Serena. Was sollen wir mit ihm machen?

Hilmar. Das weiß ich nicht.

Flora. Mein Väterchen beliebt zu scherzen.

Hilmar. Ich scherze nicht. Damit ihr euch selbst überzeugt, daß ich die Wahrheit spreche, so kleidet euch für's Erste so schön als möglich, dann folgt mir, wohin ich euch führen werde! —

Die Neugier der Mädchen war nun so gespannt, daß sogar beim Ankleiden das tiefste Stillschweigen herrschte, und die Toilette schneller als irgend eine gemacht wurde. Endlich traten sie mit dem Vater vor das Hausthor. Er führte die Ungeduldigen, ohne eine ihrer tausend Fragen zu beantworten, durch Straßen und Gäßchen, über große und kleine Plätze. Jetzt standen sie vor der glänzenden Auslage einer Kaufmannsbude. Da rief Hilmar: „Erhebet eure Häupter und blicket empor!" —

Und die Fräuleins erhoben ihre Häupter und blickten empor, und sie erblickten über der Bude ein Aushängschild, und sie riefen einstimmig: „Er ist's!" — Hilmar sagte gleichfalls mit Pathos: „Er ist's! Außerdem aber, meine Damen weiß ich nichts. Somit Punktum!" —

Wir lassen nun die unbefriedigten mißlaunigen Schwestern nach Hause gehen, und wollen indeß entziffern, wie sich denn die Sache mit dem Porträt eigentlich verhält. So viel ist gewiß: der Vater wußte wirklich nichts, und scherzte, seiner natürlichen Heiterkeit gemäß, hier wie gewöhnlich. Ich aber — um die Leserinnen nicht lange leiden zu lassen, fasse sogleich die rechte Person beim Haar, und zwinge die mystische Modehändlerin, das Geheimniß zu entdecken, damit wir nicht in ein Labyrinth von Geheimnissen versinken. Was ich nun sage, rede ich ihr nach.

Der auf Flora's Nachttisch liegende Prinz war eigentlich — ein junger Handlungs-Kommis, der mit dem Porträt des Aushängschildes einige Ähnlichkeit hatte, sich's in den Kopf setzte, er sehe dem Original frappant gleich, und darüber nicht wenig stolzirte. Da er einen Drang in sich fühlte, die erfreuliche Entdeckung bald mehreren Personen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitzutheilen, so ging das Geheimniß natürlich sehr schnell von Mund zu Mund, und der gute Narciß ward in seinem vornehmen Wahn immer mehr und mehr bestärkt, bis er endlich so weit ging, daß er sich gegen alle Käufer hoch, gegen die Käuferinnen mit leutseliger Noblesse betrug, die gekaufte Ware nie mehr — wie vormals — eigentlich einhändigte, sondern sie nur zum Wegnehmen hinlegte, und wenn Jemand ihn etwas aufmerksamer als gewöhnlich ansah, höhnisch lächelte, dabei wohl auch mit einiger Indignation erröthete. Als er eines Tages mit zwei Freunden vom Billard wegging, wo er eben sehr nobel gespielt hatte, drangen diese in ihn, sich doch

malen zu lassen, und setzten hinzu: Es wäre unverzeihlich, wenn er das nicht thäte. — Der Grund leuchtete dem Männlein sogleich ein, und er ging zu einem der modernsten Maler, bestellte sein Porträt, und sagte ihm wiederholt; er sähe dem Kronprinzen von Schweden, der vor dem Kaufladen hinge, so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Der schalkhafte Maler verstand den Wink, und malte den eitlen Geck Zug für Zug nach dem erlauchten Aushängschild. Gegen das weibliche Geschlecht hatte das Männlein einige Geringschätzung gefaßt, eben deshalb, weil er zu oft hörte, wie Frauen und Fräuleins sich in die Ohren flüsterten: „Er sieht dem Schilde wirklich auf ein Haar gleich! — Mit der dadurch potenzirten Meinung von sich selbst, wurde sein Hochgeben natürlich mit jedem Tage höher, sein Herz immer eherner. Und es ging so weit, daß er selbst jenes weibliche Lächeln, das dem Vergnügen über den Anblick der Ware galt, auf sich bezog, und für eine unwillkürliche Liebeserklärung nahm. Endlich aber schlug die Stunde, wo er sich eingestehen mußte, daß auch Fürsten Herzen haben; denn Flora kam — kaufte — und siegte. Die Frohsinnige hatte zwar gar nicht bemerkt, welchen Sieg sie über den merkantilischen Potentaten ohne Schwertstreich erfochten hatte; er aber ruhte nicht, bis die Mode-Sybilla, die Orakelblätter von Flora's Namen und Familienverhältnissen ihm offenbarte. Nun war die Zustellung des Porträts sein erster Gedanke, wovon er sich die beste und schnellste Wirkung versprach. So wollte er als Prinz gleichsam sein eigener Brautwerber sein, und ist's sonst in der Welt gewöhnlich, daß

Prinzen in solchen Angelegenheiten Großbotschafter vom mindern Range, als dem ihrigen senden, so that Mehldorfer gerade das Gegentheil.

Flora saß eben in einer Art von Schwermuth auf dem Sofa, hielt das Porträt beschauend vor sich, und wiegte das niedliche Köpfchen, voll Zweifel, ob die ganze Geschichte Ernst oder Scherz sei. Der geneigte Leser mag daraus ersehen, wie wenig Eindruck Derjenige auf sie gemacht hatte, der das Original dieses Conterfei's zu sein glaubte. Da trat die Modehändlerin in's Zimmer, lächelte, als sie den gemalten Nicht-Prinzen erblickte und erwartete während des absichtlich verlängerten Lächelns von dem Fräulein eine Erzählung der wunderbaren Begebenheit. Als diese aber nicht erfolgte, weil Flora selbst den Schein von Vertraulichkeit vermeiden wollte, warf die Sybilla im Verlaufe des Gesprächs ganz gleichgiltig hin: Beim Prinzen von Schweden habe sie einen ungeheuer wunderschönen hellgrünen Perkal gesehen, wohl wissend, Flora werde ihre Lieblingsfarbe sicher nicht unbesehen lassen.

Was die Frau Herold dachte, das geschah auch; — schon nach einer halben Stunde trat Flora in den bewußten Warentempel, und fragte nach dem wunderschönen Perkal. In demselben Augenblicke wurde sie von einer Freundin begrüßt; Beide, über ihre wechselseitige Gegenwart erfreut, geriethen in ein lebhaftes Gespräch, worin Frage auf Frage sich drängte. Aber wer vermöchte nun Flora's Schrecken zu beschreiben, als sie die, auf den neuen Ridikül der Freundin gesenkten Augen plötzlich aufschlug, und mit

dem hellgrünen Stoff in der Hand, — vor ihr da stand, lächelnd und hocherröthend, — das leibhafte Porträt.

Mit Blitzesschnelle durchzuckte sie der Gedanke vom Zusammenhange der ganzen Begebenheit, und eben so wie vom Blitze getroffen, stand sie auch da, nicht fähig ein Wort zu sprechen. Nun bekam Herr Mehldorfer erst Muth, denn seine Eitelkeit konnte nicht umhin, Floren's Verwirrung sich günstig auszulegen. Vom Feuer dieses Muthes schmolz das Eis seiner sonst starren Zunge, von der nun ein Strom der Beredsamkeit floß, anfangs zum Lobe seiner Ware, endlich mit steigender Kühnheit zum Preise der schönen Käuferin. Während dessen gewann Flora wohl einige Fassung, schämte sich aber nun über ihre Bestürzung und aus Furcht vor Mißdeutung so sehr, daß ihr Thränen in die Augen traten. Mehldorfer's siegreiches — und der Freundin satyrisches Lächeln jagten sie vollends in Verzweiflung; es blieb ihr nichts übrig, als ihre Zuflucht zu einem plötzlichen Übelbefinden zu nehmen, über angeflogenen heftigen Kopfschmerz zü klagen, und wegzueilen. Mehldorfer, der sich zur Begleitung antrug, war nur mit vieler Mühe abzuhalten. Als Flora fort war, dachte er lächelnd: „Kopfschmerz? Ja, Ja, — das Herz tirannisirt den Kopf! Aber — wahr bleibt's — einen solchen Sieg hat wohl kaum irgend ein deutscher Alcibiades erfochten!" — Wir überlassen den Glücklichen seinen stolzen Träumen, und eilen in Hilmars Wohnung. Hier erst öffnete Flora ihrem Schmerz Thür und Thor; sie ließ den Thränen freien Lauf, und klagte den Schwestern die wahre Beschaffenheit ihres Unglücks.

Als diese in lautes anhaltendes Lachen ausbrachen, ging Flora's Schmerz in Zorn über, der damit endigte, daß sie nach einigen Minuten selbst herzlich mitlachte. Nun hielt man geheimen Rath, was mit dem Corpus delicti — dem unseligen Porträt — anzufangen sei. Zufolge eines Senatsbeschlusses wurde es endlich der kleinen Briefpost zugesendet, aus deren Händen Monsieur Mehldorfer es am nächsten Tage zurück erhielt.

Drittes Kapitel.

Das ästhetische Ehepaar. — Ein Hund als Salon-Genius, ein Fräulein als Romantik, und ein humaner Tiger.

Abends war Hilmar mit den drei schwesterlichen Grazien zu einer sogenannten musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltung bei einem ehemaligen Lieferanten geladen, der jetzt auf seinen Lorbeern ruhte, dessen Blätter aber, gleich jenen der Schluß-Dekoration in der Zauberflöte, von Gold waren. Herr und Madame Bittersüß hatten im Dezember der Leidenschaften nur noch eine einzige, — die noble Passion: modern zu sein. Was modern war, das entzückte sie; modern und schön waren ihnen gleichbedeutende Worte. In Hauseinrichtung, Garderobe und gesellschaftlicher Unterhandlung kannte man kein höheres Ziel, als Alles — nicht etwa gut und schön — sondern modern zu haben. Eben darum waren Herr und Madame Bittersüß nie darauf bedacht, etwas Neues zu ersinnen, sondern sie begnügten sich mit stolzer Bequemlichkeit, das Neueste zu

haben. So fand man auch in ihren Abendzirkeln jedesmal die neueste Art von Unterhaltung, jetzt große musikalische Akademien, jetzt Glücksspiele, jetzt Haustheater, jetzt Bälle, jetzt Tableaux, jetzt Charadenkränze und andere Witzspiele, jetzt Kartenspiel u. s. w. Bei so viel Wechsel und Mannigfaltigkeit hatten die bittersüßlichen Gesellschaften nur einen einzigen Fehler — die lange Weile. Diese sanfte Göttin hatte sich aber in dem Hause schon so eingebürgert, daß sie durch nichts mehr zu vertreiben war. Ihre eigentlichen Beschützer und Lieblinge waren Herr und Madame Bittersüß, und allerdings mit vollem Rechte; denn sie hatten dieser wortarmen Gottheit schon als Liebende und Brautleute gehuldigt, als Ehekonsorten aber ihr ganzes Haus zum Tempel derselben eingerichtet.

Alle Allegorie bei Seite gesetzt, so bleibt gewiß, daß das bittersüßliche Ehepaar dieselben Gesellschaften, die es gab, auch langweilig machte. Die Ursachen waren die nämlichen, die wir bei so manchen andern, Gesellschaft gebenden Ehepaaren einheimisch finden: Mangel an Bildung und heiterem Lebenssinn. Manche Menschen sind für die Langweile geboren. Sie selbst befinden sich ganz wohl in diesem ihren Elemente, welches aber, nach seinem Einfluß auf die Andern, dem todten Meere gleicht, in das jeder darüber hinfliegende Vogel todt hineinfallen muß. Eine lustige Abhandlung ließe sich insbesondere über die lange Weile unter den Verliebten schreiben. Wer einiger solcher Paare habhaft würde, könnte mit ihnen ein Wachsfiguren-Kabinet errichten, ohne die Entdeckung seines Betruges zu

befürchten. Herr und Madame Bittersüß begingen bei ihrer narkotischen Kraft noch zwei Fehler: sie wußten keine homogenen Gäste zusammen zu bringen, nichts von dem, was sich liebt und neckt, reibt und anzieht; auch war ihnen nicht die Gabe eigen, die Anwesenden unter einen Hut zu bringen; der Gemeingeist muß aber jeden geselligen Zirkel eben so beleben, als jeden Staat; wo er nicht ist, da fehlt der Vegetation die Sonne und mit ihr das Aroma.

So gings denn auch heute. Vieles, ja fast Alles wurde versucht, um die Lustigkeit zu wecken, aber die lange Weile drückte wie der Alp. Vergebens klangen Saiten und Stimmen, vergebens glänzten Geschirre von Gold und Silber. Jetzt machte man sich eben über das Deklamiren her; die zu Schlachtopfern auserlesenen Gedichte lagen in zierlichen Bänden auf dem zierlichsten runden Tischchen. Eben heulte ein Deklamator die Feuersbrunst aus Schillers Gedicht von der Glocke herunter, so grimmig, daß sich bei den Zuschauern zur langen Weile auch die Verzweiflung gesellte. Da stürzte mit eben so wüthendem Geheul ein großer schwarzer Hund in's Zimmer, und warf im Vorüberlaufen den zierlichen Deklamationstisch um, daß Leuchter, Kerzen und Bücher auf dem Boden umherflogen. Während Alles zurück wich, der weibliche Theil in lautes Angstgeschrei ausbrach, der männliche aber dem vierfüßigen Ankömmling Drohungen entgegenschrie, stürmte der schwarze Popanz auf seinen wiedergefundenen Herrn los, an dem er voll Entzücken emporsprang.

Der Herr dieses Unholds hieß Adalbert Lichtheim, war vier und dreißig Jahre alt, Beamter von weder hohem

noch sehr niederm Range, von mittlerer Statur, gut gewachsen; angenehme, geistreiche Gesichtszüge, gesunde Farbe, braunes, etwas gelocktes Haar, blaue Augen, heiter und freundlich, dabei aber ruhig und gelassen, mitunter selbst etwas ernsthaft. Seine heutige Kleidung bestand in einer schwarz kasimirnen Pantalon, einem weißen Gilet und blauem Fracke mit gelben Knöpfen. Was sein Inneres betrifft, so war er, um ihn mit wenigen Worten zu charakterisiren, das, was man im gewöhnlichen Leben einen braven und gebildeten Menschen nennt, folglich mehr werth als hunderte von echten und unechten Kraftgenies es ihm zugestehen würden. Was er sagte, war immer vernünftig, was er that, immer recht. Übrigens war er ohne Falschheit und ohne Arroganz, ohne Vermögen und ohne Schulden, ohne große Leidenschaften, aber auch ohne kleinliche Selbstsucht. Dabei zeigte er eine einzige auffallende, viel besprochene Schwäche: seine außerordentliche Liebe für das Hundegeschlecht. Wann und wo man ihn auch sehen mochte, — ohne einen schwarzen Hund sah man ihn nie. Nur in ganz besondern Fällen ließ er sich's gefallen, daß dem Hunde während des geselligen Zirkels ein entfernteres Seitengemach zur Unterhaltung mit sich selbst, — das ist, zum Schlafen, — angewiesen wurde. Das war auch heute geschehen; allein unglücklicher Weise fand die liebenswürdige Bestie bei ihrem Erwachen die Thüren offen, und flog durch eine Reihe von Zimmern dem gewitterten Herrn mit derselben Zuversicht entgegen, mit welcher weiland Kolumbus auf das geahnte Amerika lossteuerte. Die Gesellschaft hatte sich kaum von dem ersten

Schrecken erholt, so zeigte sich's schon, daß der schwarze Hund eigentlich eine sehr wohlthätige Erscheinung war; es schien, als sei der Genius der Geselligkeit, zum Scherze in diese Nachtgestalt vermummt, unter die Anwesenden gefahren.

Alles ward in diesem Augenblicke höchst beweglich, gesprächig, und wie neu belebt. Man neckte sich wechselseitig über die komischen Stellungen und Äußerungen, die der plötzliche Schrecken hervorgebracht hatte. Der Hund konnte nicht genug Füße haben, um zu Allen zu laufen, die ihn von allen Seiten zu sich riefen, und nicht aufhören konnten, nach seinem Namen und Alter zu fragen, und sich nach allen seinen Eigenschaften und Künsten zu erkundigen. Ein solcher Hund, der plötzlich wie aus den Wolken herabfiele, wäre für so manche Abendgesellschaft ein wahres Glück! Man hatte jetzt hinreichenden Stoff zur Unterhaltung gefunden. Der schwarze **Deus ex machina** erhielt zur Belohnung seiner ausgezeichneten Verdienste die Erlaubniß, im Gesellschaftszimmer zu bleiben. Jetzt war das Spiel gewonnen. Dem Herrn und der Madame Bittersüß leuchtete die Freude aus den Augen, daß Alles auf einmal so unerwartet gut ging. Auf allen Sofen und Stühlen wurde nun gescherzt und gelacht. Frage drängte sich auf Frage, und der überall geschmeichelte Hund sprang wie närrisch herum. Natürlich wendete sich das Gespräch bald auf die Vorzüge der Hunde überhaupt. Lichtheim wußte davon das Meiste zu erzählen, und hatte über sich selbst eine kleine ironische Freu-

de, weil er selbst nun unmittelbar nach dem Hunde der vorzüglichste Gegenstand der Aufmerksamkeit war.

Lichtheim und sein Hund blieben auch bei dem folgenden Souper die Gegenstände des lebhaftesten Gesprächs, die Lieblinge der Damen, die Helden des Abends. Insbesondere aber war es den beiden Glücklichen gelungen, sich die Gunst des Fräuleins von Veilchenklang zu erwerben. Sie hatte bei der Taufe eigentlich den Namen Katharina erhalten; da er ihr aber viel zu gemein schien, so bediente sie sich desselben nur bei schriftlichen Urkunden; in allen mündlichen Angelegenheiten überhaupt hieß sie, je nachdem irgend ein modernes poetisches Produkt und ihre geschäftige Fantasie es gebot, jetzt Gurli, dann Orphelia, dann Mignon, dann Eidli, nachher Laura, auch Hildegarde und Melitta, einmal sogar Fatime, und in der Periode des deutschthümlichen Wesens Thusnelda.

Dieses holde Fräulein überredete sich, ein sanftes Lämmchen zu sein; sie war aber vielmehr eine kleine Furie, und eben deshalb noch ohne Gatten, obschon sie sich demjenigen Lebensjahre näherte, worin Aristoteles dem Manne zu heirathen erlaubt, — sage: dem sechs und dreißigsten. Um aber den griechischen Weltweisen in Verlegenheit zu bringen, besaß sie die Kunst, sich um zehn Jahre jünger zu lügen, besonders wenn die Toilette gemacht war. Thusnelda war im höchsten Grade romantisch, ja die personifizirte Romantik. Wer sie bethören wollte, brauchte nur zu sagen: „Sie sähe heute äußerst romantisch aus;" oder: „was Sie da sage,

klinge sehr romantisch!" — Die ganze Welt zerfiel ihr in die zwei Haupttheile: Romantik und spießbürgerliche Gemeinheit. Sie war, ungeachtet ihres aufgeklärten Geistes, sogar der religiösen Stimmung, wie sie es nannte, nicht abhold, weil die Religion zu den Ingredienzen des romantischen Mittelalters gehörte. Eben deshalb war sie auf das Deklamiren mit Begleitung einer Guitarre, weil dies dem Minnesängerwesen ähneln sollte, so rasend erpicht, daß sie oft außer Athem kam und sich Brustschmerzen zuzog. Aus demselben Grunde entschloß sie sich zum Reiten, und wohnte in jedem Novembermonat einer Jagd zu Pferde bei, um den folgenden Dezember mühselig im Bette zuzubringen. In Gesellschaften machte sie gerne Aufsehen, indem sie ein ganzes Racketenfeuer von Witz aufsteigen ließ, und Alles losschlug, was sie gelesen, gehört oder selbst ausgeheckt hatte. Sobald ihr aber ein Tischnachbar dadurch, daß er ihr Aufmerksamkeit zeigte, zu gefallen anfing, — was eben kein seltener Fall war, so hieß sie ihn sogleich einen interessanten Menschen, und bemächtigte sich seiner ausschließend, mit Vernachläßigung der übrigen Gäste; mit ihrem eigenen Geschlechte lebte sie in offener Fehde; die Glücklichen unter ihren Mitschwestern, denen eine Annäherung gestattet werden sollte, mußten wenigstens das vierzigste Jahr passirt haben. —

So wie nun ein sogenannter interessanter Mensch neben sie zu sitzen kam, legte sie den Witz sogleich bei Seite, und wurde sentimental und romantisch. Noch einen Hauptzug ihres Karakters darf ich nicht verschweigen: die fügsamste Geschmeidigkeit mit einer seltsamen Beimischung der reizbar-

sten Sprödigkeit. Wenn sie so einen interessanten Menschen locken wollte, da wußte sie sich in das weiche Vließ des sanftesten Lammes zu kleiden, und erschien im höchsten Grade hingebend. Ihre Seele prangte dann in dem lieblichsten Farbenspiel des weißen Anstrichs von schöner Wehmuth, und des rothen von begeisterter Schwärmerei. Sie war dann glatt wie ein Aal, biegsam wie ein Rohr, wußte in jede ihr mitgetheilte Ansicht schnell einzugehen, machte jede Idee, jede Empfindung des Interessanten auf die schmeichelhafteste Weise zu ihrer eigenen, und versicherte, das, was dunkel schon in ihrem Innersten lag, jetzt nur klar ausgesprochen gehört zu haben. Bei irgend einem Widerspruche aber vergaß sie sich plötzlich, entgegnete heftig mit entbrannten Wangen, und erschien augenblicklich als eine ganz andere Person. Nun war Feuer im Dache, und dem erstaunenden Nachbar blieb nichts übrig, als entweder auf Leib und Leben zu kämpfen, oder schmählich das Gewehr zu strecken.

In der bittersüßlichen Gesellschaft war Lichtheim so glücklich, Thusneldens Tischnachbar, und von ihr bald für einen interessanten Menschen erklärt zu werden. Die Romantik erschien daher sogleich in ihrer liebenswürdigsten Gestalt. Längere Zeit ging Alles recht gut. Lichtheim fand an ihr Gefallen, und wurde noch verbindlicher, als er aus ihrem Gespräche erfuhr, der pensionirte Hofrath Nisach sei ihr Oheim. Lichtheim hatte unter ihm gedient, liebte und achtete den würdigen Mann, der mehrere Jahre hindurch sein verständiger, edler Vorgesetzter war. Er ergoß sein dankbares Herz in die wärmsten Lobsprüche,

und rühmte unter den übrigen schönen Eigenschaften des geschätzten Mannes insbesondere dessen Billigkeit und Sanftmuth. Nun war aber der Teufel los; Thusneldens Wangen flog sogleich eine Entzündung an; sie sagte mit Pathos, wobei ihr der Zorn eine Art von Singstimme gab: „Wie? billig und sanft? Nu, da kennen Sie ihn wahrlich nicht so gut als ich! Ein gemüthlicher Mann, wie Sie, läßt sich gar leicht täuschen; zu dem sahen Sie ihn auch gewöhnlich nur da, wo er sein Inneres in Galla zeigte. Ich weiß das besser. Ich bin überhaupt eine Menschenkennerin, der schwerlich Eine gleich kommt; und was meinen Herrn Onkel betrifft, den kenn' ich nur gar zu gut, den höchst prosaischen, eigensinnigen, beschränkten Menschen, ohne Höhensinn, ohne Zartgefühl, ohne einen Funken von Genialität. Romantisch und närrisch sind ihm synonyme Worte." —

Dieß war nur der allgemeine Eingang zu dem Detail der nun folgenden Philippika gegen den armen Oheim, der am Schlusse der Rede als der empfindungsloseste und zugleich bösartigste Mensch dastand, obschon er einer der redlichsten, vernünftigsten, und gutmüthigsten Menschen war, und in Thusneldens Augen nur den unverzeihlichen Hauptfehler hatte, daß er ein Todfeind aller Überspanntheit war. Dieser eine Hauptfehler lieferte reichen Stoff zu häuslichem Zwist mit der romantischen Nichte, die darum keine Gelegenheit vorbeiließ, den guten Mann vor der Welt pechschwarz zu malen, ihn als einen Tirann, sich selbst aber als Mißhandelte und Leidende zu schildern. Sobald sie einem interessanten Menschen ihr Inneres aufschloß, erschien

der wackere Oheim als Tiger. Dieser Ehrenname schien ihr das Produkt eines sehr treffenden Witzes, theils weil der Verhaßte in seinem gerechten Zorne heftig auffuhr, theils weil er nicht nur im Gesicht rothe Flecken, sondern auch sehr oft entzündete rothe Augenränder hatte, und diese zwei Röthen, wenn er zürnte, hoch erglühten. Lichtheim fand einiges Wohlgefallen bei Thusnelden; ihr brillanter Witz und ihre Lebhaftigkeit bestachen ihn. Auch hatte sie, obschon ihre Schönheit die Linie passirte, noch gewinnende Anmuth der Gestalt. Dessen ungeachtet aber konnte Lichtheims rechtliche Denkungsart jene Schmähung des geehrten Mannes nicht dulden; er widersprach Thusnelden ohne die Artigkeit zu verletzen, mit Wärme, dämpfte ihre Heftigkeit durch feines Lob ihrer wahrgenommenen wirklichen Vorzüge, anatomirte ihren Witz mit dem Messer des Scharfsinns, und bemerkte endlich, daß die Verehrung des Alters etwas Romantisches in sich habe. Letzteres wirkte auf die Betroffene so sehr, daß ihr der Onkel, wie sie sehr witzig versicherte, durch Lichtheim in einem neuen Licht erscheine. Sie tadelte jetzt nur scherzend, daß Lichtheim, dessen Herz, Kopf und Name die Heimath des Lichtes seien, einen zwar liebenswürdigen, aber so nachtschwarzen Hund habe. Dieser entschuldigte sich aber eben so launig dadurch, daß Schatten und Licht unzertrennliche Gefährten seien. Auf dieses beifällig aufgenommene Dictum erging eine freundliche Einladung an Lichtheim, die er mit Vergnügen annahm.

Lichtheim benutzte Thusneldens Einladung, um sein früheres Verhältniß mit ihrem Oheim zu erneuern, und

wurde von Beiden sehr freundlich aufgenommen. Prosa und Poesie wetteiferten in der Liebe zu ihm; Lichtheim aber fühlte sich bisher noch vom prosaischen Onkel mehr angezogen, als von der thusneldischen Poesie. In den Gesprächen der erstern Besuche wurden mehr allgemeine Gegenstände der Welt und des Wissens beredet; da der vorsichtig prüfende Risach seinen Mann bewährt fand, öffnete er sein Herz um so zutraulicher. Nun kamen auch Familienverhältnisse an die Reihe. Lichtheim dachte zu edel, um ihm von Thusneldens Äußerungen über die Tigerschaft etwas merken zu lassen; Thusnelda selbst schien dies dadurch verhindern zu wollen, daß sie den zerlästerten Oheim jetzt liebevoll, beinahe zärtlich behandelte. Um so mehr aber wurde Lichtheim überrascht, als Risach eines Tages zu ihm sehr freundlich sagte: „Sie haben mich jetzt näher kennen gelernt; gestehen Sie nun aufrichtig, ob ich wirklich ein gar so grimmiger Tiger bin?" —

Lichtheim gerieth über die höchst unerwartete Frage in nicht geringe Verlegenheit, da er nicht wußte, ob er denn von dem ganzen Tigerthum etwas wissen dürfe oder nicht; Risach zog ihn aber bald heraus, indem er ihm mit lachendem Munde erzählte, daß ihm die gewöhnlichen Äußerungen seiner Nichte von verschiedenen Seiten mehr als hundert Mal zu Ohren gekommen seien, und daß Madame Bittersüß, die er stets als ein lebendiges Zeitungsblatt betrachtete, ihm Thusneldens Invektiven ausführlich rapportirt habe; er nehme ihr aber derlei Expektorationen gar nicht übel, da er sie für keine böse Närrin halte, sondern nur für eine

überspannte, der man den Kopf noch zurecht setzen könnte. Sie lästert und schmählt über mich — fuhr er fort — nicht aus eigentlicher Bösartigkeit, sondern, wie das manche Menschen zu thun pflegen, um ihren Witz zu zeigen, durch ihre Lebhaftigkeit die Gesellschaft auf sich aufmerksam zu machen und zu brilliren. Weil die wenigsten Menschen so viel Muth und guten Willen haben, solche Albernheiten und Sottisen auf der Stelle zu rügen, ja wohl gar darüber lachen, so glauben dergleichen Witzlinge allgemeinen Beifall zu ernten, und fahren fort, sich selbst in dem Grade zu vergöttern als sie Andere verketzern. Lichtheim war sehr erfreut, daß der Hofrath den kleinen Krieg seiner Nichte aus einem so richtigen Standpunkt ansah, und so gut aufnahm.

Eine Folge dieses Gespräches war, daß Beide ein Trutz- und Schutz-Bündniß schlossen, das nichts Geringeres bezweckte, als eine Radikalkur des romantischen Fiebers der schönen Thusnelda. Man beschloß sogar Hilmars Töchter als Alliirte aufzunehmen, da sie gerade den rechten Grad weiblicher Bildung hatten, wo der weder leere noch überladene Kopf dem veredelten Herzen keinen Zwang auflegt.

Um das Ziel desto sicherer zu erreichen, mußte aber eine schickliche Gelegenheit abgewartet werden; Thusnelda führte sie selbst früher herbei, als die Verbündeten es erwarten konnten.

Baron Hollau, der zwei Jahre abwesend war, kam zu Anfang des Herbstes, um seinen alten Freund Risach zu einer Reise auf sein neu angekauftes Gut in Böhmen zu bereden. Hollau war ein schöner, stattlicher junger Mann,

von so ruhigem Temperament und so festen Grundsätzen, daß er um mehrere Jahre älter schien, als er war, und unter einem stets wolkenlosen Himmel des heitersten Gleichmuths lebte. Die Weiber hielt er für die größten unter den reflektirenden Egoisten, die Kinder für die größten instinktmäßigen. Ihre Liebe, sagte er, gleicht dem Strohfeuer, das nur durch unaufhörlich unterlegten Brennstoff sich erhält; die männliche Freundschaft ist ein veredelnder Wettkampf von wechselseitiger Großmuth, die weibliche Liebe das Produkt von Herzensschwäche und Lebensbedürfniß. Sei der Mann auch noch so herrlich, die Frau denkt gar selten daran, sich als den Mond dieser Sonne zu betrachten; seine Herrlichkeit selbst wird ihr nach dem Erlöschen der ersten Begeisterung des Verliebtseins bald lästig, und das Gewöhnliche, Gemeine liegt ihr immer näher. Mögen dann Beide, dem Sprichworte nach, immerhin ein Leib bleiben, — eine Seele zu sein hören sie bald auf. Für höhere männliche Naturen gibts keinen Mittelzustand der Ehe; sie kann ihnen nur Himmel oder Hölle sein. Mir fällt da immer die Frau eines der größten Tonsetzer ein, die sich gegen ihn stets kalt und unzart benahm, und wenn Andere das Gegentheil thaten, mit Verwunderung ausrief: „Ich kann doch nicht begreifen, was die Leute an meinem Manne finden." —

Wenn Hollau sich, offen wie er war, mit solchen Reden herausließ, dann war jedes Wort ein Stachel für die gereizte, im Namen ihres Geschlechts schwerbeleidigte Thusnelda, die sich, mit einer ganzen Feuersbrunst auf den Wangen, und Racketen aus beiden Augen losbrennend, mit

Allem, was ihr Arsenal von Witz und Spott darbot, gegen den Antagonisten des Ehestandes erhob.

Katharina — Thusnelda glaubte nun auch ihrerseits — als Sachwalterin ihres Geschlechtes, und noch mehr ihrer eigenen Person — den weiblichen Werth mit allen seinen Vorzügen aufstellen zu müssen, und bemühte sich, mit dem möglichsten Aufwand von Witz, Ironie und Ereiferung, zu zeigen, wie wenig die Männer des Besitzes weiblicher Herzen und Hände würdig seien, und wie unendlich viel die Mädchen und Frauen von den Herren der Schöpfung — doch nicht des Weibes, — zu fordern berechtigt seien. Sie setzte sich jetzt auf ihr Steckenpferd, die Romantik, und bewies historisch, welche außerordentliche Dinge die Ritter des romantischen Mittelalters im Frauen- und Minnedienst bestanden und erlitten hätten. Da Risach bei dieser Tirade ein satyrisches Lächeln nicht unterdrücken konnte, fiel ihr der Tiger plötzlitz ein, und sie schoß daher nach ihm einen Pfeil ab, indem sie versicherte, wenn sie in den Ritterzeiten gelebt und von ihrem Anbeter, selbst ohne Verheißung eines Minnesolds, verlangt hätte, daß er ihr einen Tiger mit eigenen Händen lebendig fange und vor die Füße führe, der Beauftragte sich glücklich gefühlt, und das Gebot seiner Dame pünktlich würde vollzogen haben.

Da gab Hollau, der den Weibern nicht hold war, folglich sie auch zum Besten hatte, seinem alten Freunde heimlich einen Wink, und nahm hierauf ungestört das Wort: „Ja sehen Sie, holde Thusnelda, einen solchen Ritter muß ich loben, sehr loben, denn ich selbst hätte nicht an-

ders gehandelt, und wäre bereit, auch heut zu Tage noch so ritterlich zu handeln."

Thusnelda versicherte, er habe gut reden, da er nie in den Fall kommen werde. „Wären Sie aber," fuhr sie mit steigender Heftigkeit fort, „mein Liebhaber, so würde ich von diesem Augenblicke an durchaus darauf bestehen, daß Sie sich eines Tigers bemächtigen, und ihn als Beweis Ihrer Liebe vor mich führen müssen."

„Diesen Beweis zu geben," rief Hollau mit Begeisterung, „bin ich erbötig, und erkläre dies hier vor Allen. Wollen Sie mein Erbieten annehmen, schönste Thusnelda? Es ist mein voller Ernst."

Thusnelda verlor über diesen feierlich ausgesprochenen Antrag Sprache und Bewegung. Risach und Lichtheim konnten das Lachen nur mühsam zurückhalten. Nach langem Schweigen sagte Thusnelda endlich: „Ist es wirklich Ihr Ernst, — nun gut, so nehme ich den Antrag an, lasse aber dann auch keine Entschuldigung gelten. Aber wie wollen Sie denn, — — bei uns gibt's ja keine Tiger."

Hollau. Bei uns hier freilich nicht — „höchstens zweifüßige," sagte Risach, während dem die Erröthende kein Auge von Hollau wegwandte.

Hollau. Bei uns nicht, wohl aber in den böhmischen Wäldern, an — der russischen Gränze. Auf meinem neu angekauften Gute haben die Jäger, kurz vor meiner Abreise, zwei Tiger von besonderer Wildheit gesehen. Im November beginnt die Jagd. Kommen Sie mit, so lege ich Ihnen den Minne-Tiger zu Füßen.

Thusnelda. Nein, nein! Ich darf den Antrag nicht annehmen. Wie leicht könnte das wilde Thier Sie — wenn auch nicht tödten, doch wenigstens schwer verwunden.

Hollau. Der Himmel bewahre! Erstens bin ich sehr stark, zweitens darf ich ja Waffen führen, und endlich — ich meine nur im äußersten Fall — dürfte ich ja wohl in's Horn stoßen und um Hilfe rufen?

Thusnelda. Ja, das dürfen, — das müßten Sie sogar! Aber dennoch — —

Hollau ließ keine Einwendung gelten, und lud die Anwesenden zur nächsten Tigerjagd. Risach selbst drang in Thusnelden, sich nicht länger zu sträuben. Von allen Seiten bestürmt, mußte sie um so mehr nachgeben, als selbst Hilmar und seine Töchter mitfuhren, um jener ritterlichen Großthat beizuwohnen. Nur Lichtheim entschuldigte sich. Schon am dritten Tage geschah die Abreise.

Der vierte Tag nach der Ankunft auf dem Gute ward zu der Jagd bestimmt, bei welcher Baron Hollau als Ritter Nimrod die ganze Romantik des minniglichen Mittelalters beschämen wollte. Thusneldens erste Furcht hatte sich um so mehr vermindert, als selbst Hilmars Töchter sich beherzt zeigten. Indeß trat jeden Tag ein anderes Hinderniß ein, und schon ließ Thusnelda manchmal ein satyrisches Lächeln über ihr Antlitz wetterleuchten. Endlich erschien der große Tag. Schon beim Aufglimmen des Frühroths erklangen die Waldhörner von allen Seiten, und schmetterten alle Zweifel der Ungläubigen zu Boden. Zwei Kaleschen, eine mit Rappen, die andere mit Schimmeln bespannt, standen

im Schloßhofe. Die Amazonen in zierlichen Jagdkleidern stiegen ein, umgeben von einem stattlichen Gefolge, das mit ihnen dahinflog, unter dem harmonischen Klang von fröhlichen Hörnern, sonorem Hundegebell und muthigem Pferdegewieher. Der Tag verging, aber — kein Tiger war zu sehen. Bei der Abendtafel sagte Thusnelda zu Hollau: „Ihr Tiger scheint etwas furchtsam — oder spröde — oder menschenscheu zu sein.“ —

Als der zweite Tag eben so vergangen war, bemerkte Thusnelda: „Der Tiger wolle vielleicht aus Galanterie nicht erscheinen, um durch seinen Anblick keine der anwesenden Damen zu erschrecken; sie werde daher mit den drei Schwestern am nächsten Tage von der Jagd wegbleiben, um dem galanten Tiger jeden Vorwand der Absenz zu rauben. — Am dritten Tage mußten die Herren allein ausziehen, und kamen beim Sonnenuntergang, mit einem Wagen voll feiger Hasen, ja sogar mit einem Tiger zurück, aber der Tiger hatte nur — zwei Füße, kein getigertes Fell, sondern ein Jagdkleid von grünem Tuch, und — war der Hofrath Risach. Nun konnte sich Thusnelda nicht länger enthalten, laut zu triumphiren. Als man am Schlusse des Mahls bei köstlichem Melniker das edle Waidwerk leben ließ, und für den nächsten Tag noch einige Gäste angesagt wurden, nahm Thusnelda eine schlaue Wendung, und erklärte, ihr Verlangen sei nur Scherz gewesen, und man könne sie daher keineswegs für die Gefoppte halten, indem sie selbst nur den Herrn Baron gefoppt habe, den sie nun von jeder Verbindlichkeit zu ritterlichen Großthaten freispreche.

In diesem Augenblicke stürzte der Oberjäger keuchend in den Saal und berichtete, man habe den Tiger gräßlich brüllen gehört, endlich sogar gesehen, wie er mit wilden Sprüngen durch den widerhallenden Wald tobte, und sich dann in der Höhle nördlich von den Ruinen der alten Burg verlor. Thusnelda erblaßte, Hollau jauchzte laut auf, schwang sein Glas, und rief: „Hoch lebe der Tiger! Hoch lebe Thusnelda, der ich ihn morgen präsentire!"

Das Fräulein stellte sich zwar, als könne sie die Freude und den Triumph des nächsten Tages kaum erwarten, um nur den Sticheleien auf ihre Verzagtheit auszuweichen; in ihrem Innern fühlte sie aber die bängste Beklemmung über die Möglichkeit eines unglücklichen Ausganges. Wäre sie in der Geographie eben so gut zu Hause gewesen, als in der Romantik, so würde ihr die angekündigte Erscheinung eines Tigers in den böhmischen Wäldern an der russischen Gränze keinen großen Schrecken verursacht haben, allein Minne, Ritter- und Deutschthum erfüllten ihre Seele so sehr, daß ihr für die Notizen vom Vaterland der Tiger kein Platz übrig blieb.

Sie schlief in der Nacht vor dem entscheidenden Tage sehr wenig, und wenn sie schlief, ging es ihr noch übler, indem böse Träume mit wilden Schreckensgestalten sie quälten. Am Ende jedes Traumes erschien immer der unglückselige Tiger, groß wie ein Elephant, mit weit geöffnetem ungeheuern Rachen, blutroth glühenden Augen, armlangen Krallen, und betäubend gräßlichem Gebrülle. Jetzt sprang er mit baumhohen Sätzen bis an's Firmament, daß einige Sterne, an die er stieß, herabfielen, dann kroch er mit abscheulicher Falsch-

heit auf dem Bauche; einmal stand das Unthier gar wie ein Mensch auf den zwei Hinterfüßen, ergriff mit dem einen Vorderfuße den Herrn von Lichtheim und seinen schwarzen Hund; mit dem andern tapple er eben nach Thusnelden, die sich vor den baumstarken Tatzen nur dadurch rettete, daß sie in ihren Fingerhut hineinkroch und schreiend erwachte.

Endlich war die lange Nacht, die kein Ende nehmen wollte, überstanden. Das Traum-Ungethüm entwich, um einem, in der Wirklichkeit vielleicht noch entsetzlicheren Ungeheuer Platz zu machen. Thusnelda hatte das Bett noch nie so früh verlassen, verschwieg aber die bösen Träume, und zeigte sich sogar ganz wohlgemuth. Der Jagdzug ging sogleich nach dem, von dem Oberjäger bezeichneten Platze, um den Tiger in seinem Schlupfwinkel aufzustöbern. Hollau verlangte von Thusnelden eine Schleife, die er mit einer wahren Siegermiene an den Hut steckte, dann fröhlich an's Werk eilte, bewaffnet mit zwei Hirschfängern, zwei Pistolen und drei Wurfspießen. Thusnelda und die Hilmariden wurden auf eine steile Anhöhe postirt, der Thalschlucht gegenüber. Hilmar kommandirte acht Jäger zu Fuß und drei zu Pferde, nebst einem beträchtlichen Auxiliar-Korps von Hunden, sämmtlich zur Bedeckung und Garde der holden Amazonen bestimmt.

Je ernster die Anstalten wurden, desto mehr verlor Thusnelda den bisher standhaft behaupteten Muth. Da ward das weiche Herz der Hilmar'schen Grazien bewegt, und sie flüsterten Thusnelden in's Ohr: das ganze sei nur eine geographisch-naturhistorisch-romantische Spitzbüberei

des Baron Hollau und ihres Oheims, denn sie befänden sich erstens gar nicht an der russischen Gränze, und zweitens seien die Tiger nicht in Europa zu Hause, sondern — die eigentlichen — nur in Asien; auch sei die Tigerjagd, wie ihnen der Vater erzählt habe, so wenig gefährlich, daß in Bengalen sogar die englischen Damen ihr beiwohnen. Der letztere Bericht hob Thusneldens gesunkenen Muth, und sie sagte: „So wäre ja selbst für den äußersten Fall nichts zu befürchten, und Hollau's Heldenthat verliere dadurch viel von ihrer Größe. Der Oberjäger, der dieses Gespräch belauscht hatte, sagte jetzt hinter einem Gebüsch ganz laut zu den Übrigen: „Dieser Tiger ist einer von der blutdürstigsten Art; es war ein verdammtes Stück Arbeit, ihn aus Ostindien hieher zu transportiren, und hat ein hübsches Sümmchen gekostet!" — „Also doch?" sagte die aufmerksam horchende Romantikerin und erblaßte: „Also doch? haben Sie gehört?" — Und in dem Augenblicke erscholl's unten in der Thalschlucht: „Der Tiger! Der Tiger!"

Und siehe! aus der dichtumbüschten Höhle sprang wirklich ein Tiger hervor. Kaum war er da, als das Amazonen-Corps ihn mit einer Symphonie von Angstgeschrei bewillkommte. In demselben Augenblicke erschien auch Baron Hollau, und stürmte auf das Ungethüm mit dem Muthe eines Ritters. Das wäre viel zu wenig gesagt! — mit dem Muthe eines Halbgottes! — Neues Zettergeschrei von Seiten der Zuschauerinnen. Hilmar's Töchter wandten sich und fingen an zu laufen, mit lautem Geschrei; Thusnelda wollte im Laufen nicht schlechter sein, und lief noch

geschwinder als jene; als ihr aber der Athem fehlte, blieb sie stehen, und rief: „Mein Gott! warum kann ich denn nicht ohnmächtig werden?“ —

Die Schwestern waren im sausenden Gewänderflug plötzlich unsichtbar geworden, Thusnelden aber fing der Oberjäger in seinen Armen auf, und sagte: „Gnädiges Fräulein! belieben Sie ganz ruhig zu sein! Der Tiger kann auf keinen Fall zu uns herüber, denn das Thal ist tief und die Felswand spiegelglatt, und wegen des Herrn Barons belieben Sie ganz außer Sorge zu sein. Nur Courage! Die ganze Geschichte kann nicht lange dauern!“ —

Des Oberjägers Ermunterungsrede that die beste Wirkung. Thusnelda blieb allein auf dem Platze. Oben stand Thusnelda, unten der Tiger. Nicht minder interessant als weiland Adonis, erschien jetzt Baron Hollau, und warf seine drei Speere nach dem Tiger; sie prallten ab. Endlich zog der Freiherr das Weidmesser, und stach es ihm in den Leib; er schien es aber kaum zu bemerken. Beschämt über den mißlungenen Angriff, sprang der Freiherr auf den blutlechzenden Fürsten der Wälder grimmig los, packte ihn mit überworfenem Arm am Nacken, und rang mit ihm auf Tod und Leben. Nach Thusneldens Berechnung soll der Kampf zwischen drei — vier Stunden gedauert haben, nach der Versicherung des Oberjägers kaum zehn Minuten. Dieser trat eben zu dem Fräulein hin, und lobte sie über ihren Muth, — der doch nur der Muth der Verzweiflung war.

Nun aber kommt der höchste Moment! Der Freiherr schien an Kräften zu verlieren, der Tiger umarmte ihn schon

zweimal so herzlich mit den massiven Tatzen, daß der ermattete Heros sich seitwärts bog, und schon zur Hälfte unter dem abscheulich brüllenden Bluthunde lag. Plötzlich aber schwang er sich empor, riß den Tiger zu Boden, und zog ein hellblinkendes, großes, breites Messer, um es der monströsen wilden Katze in die Kehle zu stoßen.

Thusnelda schrie laut auf; die Natur rings umher schwieg, denn jetzt war der entscheidende Augenblick, den der Tiger, mit seltener Klugheit nachgebend, benützte, ausrufend: „Edler Ritter! schonet meiner! Ich bin nicht was ich scheine; man nennt mich zwar den Tiger, eigentlich aber bin ich keiner, sondern der pensionirte Hofrath Risach! Wollt Ihr mich aber als eine Seltenheit aus dem moralischen Thierreich und als einen Beweis Eurer Tapferkeit aufführen, — so sei es! nur laßt mir, — ich bitte und beschwöre Euch, Herr Ritter! — laßt mir das Leben!" —

Da rief der ritterlich-freiherrliche Nimrod zu Thusnelden hinauf, die oben stand, stumm und unbeweglich, wie eine Säule: „Edles Fräulein! befehlt! Soll ich den bezwungenen Tiger lebendig oder todt vor Eure Füße bringen?" — Thusnelda blieb lange stumm und bleich vor Zorn; endlich rief sie: „Das ist abscheulich, unerhört abscheulich!" wandte sich um, ging fort, stieg in den Wagen, kam im Schloße an, und redete drei volle Stunden kein Wort, so sehr auch Alle sich bemühten, sie zum Reden zu bringen. Hollau, derb und gerade wie er war, gestand ihr offenherzig, daß er schon lange im Sinn gehabt habe, ihr wegen ihrer romantischen Überspanntheit, die ihm der Onkel durch

offizielle Briefzeitungen Stück für Stück berichtete, einen Schabernack zu spielen; dadurch aber ward Thusneldens stiller Grimm nur vermehrt, und auf's höchste gesteigert, als er versicherte, die ganze Geschichte sei ja nur ein Spaß, aus dem sie sich höchstens die Lehre nehmen könne, künftighin lieber gescheidt als romantisch zu sein.

Besser ging's, als Hilmar kam, und ernstlich um Verzeihung, ja sogar um die verdiente Strafe bat. Thusneldens Gesicht schien sich etwas zu erheitern, doch blieb sie noch stumm. Endlich präsentirte sich der Oheim noch in voller Tigergalla, kniete possierlich vor die Zürnende, bat mit komischem Pathos um Gnade für sein verwirktes Leben, und versicherte recht herzlich: er habe ihr den ganzen Streich nur gespielt, um sich für den ihm zugelegten Beinamen des Tigers zu rächen. Hierauf bat er um wechselseitige Amnestie und Aussöhnung.

Thusnelda wurde darüber erweicht; ihr Unrecht gegen den guten Oheim trat ihr lebendig vor die Seele; sie erwog, wie oft sie den schlichten, guten Mann beleidigt hatte, ward gerührt, reichte ihm schweigend die Hand, und drückte pantomimisch die Bitte aus, sie zu verlassen.

Als der Oheim aus dem Zimmer war, setzte sich Thusnelda auf einen Stuhl, und legte die Stirn auf den stützenden Arm; aus der, auf den Augen liegenden Hand floßen Thränen über die glühende Wange herab. Da traten Hilmars Töchter ein, schweigend mit fragenden Blicken. Nach wechselseitigem Anschauen, flogen sie ihr entgegen,

und umarmten sie schweigend in einer recht hübschen Gruppe. Dann kam's zur Sprache.

Die Hilmariden versicherten, gewissermaßen — eigentlich größtentheils — eigentlich ganz unschuldig zu sein, weil man ihnen von der ganzen Geschichte immer nur zur Hälfte Wahrheit, zur Hälfte — nicht reine Wahrheit gesagt habe. Da gab nun, wie es bei Weibern vorzugsweise geschieht, ein Wort das andere, und so wendete sich das Gespräch dahin, daß Thusnelda endlich wissen wollte, warum denn Lichtheim bei der absurden Jagd-Mummerei nicht dabei gewesen sei. Jetzt nahm Serena das Wort, und gestand offenherzig, sie kenne, gleich ihren Schwestern, die Ursache recht wohl, und diese sei keine andere als die folgende: Lichtheim sollte durchaus dabei sein, ging aber nicht mit, aus lauter Delicatesse, um nicht Augen- und Ohrenzeuge zu sein, wenn die Romantik und Sie selbst den unartigen Angriffen der Geographie und Naturgeschichte erliegen müßten.

Dieser schöne Zug in Lichtheims Charakter wirkte auf Thusneldens gerechten Zorn wie Salpeter, oder die aus der Mode gekommenen Krebsaugen, die sich von schönen Weiberaugen insbesondere dadurch unterscheiden, daß sie das Gegentheil sind, indem die einen entzünden, die andern abkühlen.

Thusnelda ward über Lichtheims Zartsinn so entzückt, daß sie der Gesellschaft erklärte, seinetwegen Allen Alles zu vergeben; mit dem Oheim schloß sie sogar einen ewigen Frieden. Von dem Baron erbat sie sich für die schnelle

Verzeihung nichts Anderes, als die schnellsten Anstalten zur Rückreise, worin ihr dieser um so gefälliger willfahrte, als seine natürliche Derbheit mit jedem Tage sanfter wurde, besonders wenn Serena zugegen war.

Viertes Kapitel.

Liebesstern und Obstkörbchen. — Neapel in Wien. — Die unterbrochene Whistparthie.

Am Tage nach der glücklichen Ankunft erschien Lichtheim in Risachs Hause, und wurde von Thusnelden sehr freundlich, ja mit herzlicher Wärme empfangen. Sie rückte sogleich mit der wahren Ursache heraus, und überhäufte ihn mit Lobeserhebungen über sein edles Zartgefühl, welches ihn abhielt, einem Vergnügen beizuwohnen, bei dem man sie auf eine so derbe Art mystifizirt hatte. Lichtheim gestand ihr dagegen, mit der ihm eigenen Offenheit, daß er zwar die Art und Weise jener Geschichte nicht billigen könne, und eben deshalb sich nicht entschließen konnte, die Einladung anzunehmen, daß er aber dennoch in dem derben freiherrlichen Landjunker eine männliche Nemesis zu finden glaube, indem Thusnelda durch ihr Benehmen gegen den guten Oheim eine kleine Strafe verdient habe, die, bei ihrem übrigens so herrlichem Wesen, vielleicht auch für den kleinen Fehler der Überspanntheit von heilsamer Wirkung sein dürfte; denn, fügte er hinzu, wer selbst Bildung besitzt, weiß auch die zufälligen äußern Umstände zu seinem Vor-

theil zu wenden, und durch moralische Zubereitung und Versetzung Gifte in Heilmittel zu verwandeln.

Thusnelda, die weder bösartig noch verzerrt, sondern nur überspannt und verworren war, erkannte Lichtheims ruhiges, klares und verständiges Wesen immer mehr und mehr, und fing allmälig an, ihm jene Überlegenheit zuzugestehen, die sie vor ihm keinem Manne hatte einräumen wollen. So trat denn zwischen Beiden die Periode wechselseitiger Annäherung ein, die zu den schönsten Verhältnissen des menschlichen Lebens gehört, da jedes Wesen hier, ohne betriegen zu wollen, dem andern die schöne Seite zuwendet, und sich liebenswürdig zeigen will, weil das andere eben so erscheint.

Etwas Ähnliches zeigte sich auch zwischen Hollau und Serena; nur thaten diese weniger rasche Fortschritte als Thusnelda und Lichtheim, dem es endlich sogar gelang, seine Geliebte zur Anerkennung ihres wahren Taufnamens zu bereden, indem er ihr das Käthchen von Heilbron vorlas. Von diesem Augenblick an verschwindet der Name Thusnelda, und das Fräulein von Veilchenklang erscheint als Käthchen.

Der derbe kräftige Freiherr wurde indeß mit jedem Tage sanfter, Serena dagegen mit jedem Tage scheuer, Beide hatten dazu die nämliche Ursache, — die Liebe. Aber so wie der Wein im Fasse gährt, wenn draußen die Reben blühen, eben so geht es auch mit der Liebe; denn wo drei Schwestern sind, und eine liebt und geliebt wird, da kommen die Herzen der beiden Andern sogleich in Gährung. Das geschah auch mit Viktoria und Flora, nur bei jeder nach der

Verschiedenheit ihres Charakters. So begann Viktoria sich in Träume einzuspinnen und Ideale zu gestalten, wogegen Flora sich mehr an die Wirklichkeit hielt, und, ohne die stille Heiterkeit ihres Gemüths zu verkümmern, bei guter Gelegenheit die Stimmgabel an ihr Herz setzte, um zu erfahren, wie es gegen Diesen oder Jenen klinge. Hilmar blieb bei diesen Ereignissen seiner alten Gewohnheit getreu, Alles so still zu beobachten, daß gerade diejenigen, die er am schärfsten beobachtete, von ihm kaum bemerkt zu sein glaubten. Diese Eigenschaft, in Verbindung mit seiner Gutmüthigkeit, setzte ihn in den Stand, in jedem Menschen wie in einem offenen Buche lesen zu können. Er legte daher seinen Töchtern bei ihren gegenwärtigen Machinationen nicht das geringste Hinderniß in den Weg, und so fiel es auch keiner von ihnen ein, sich nur im geringsten vor ihm zu verstellen.

Viktoria träumte, Flora prüfte, und Serena näherte sich ungescheut, indeß das väterliche Auge über die Herzensrevolutionen der Töchter wachte.

Hollau wurde nach und nach so zahm, daß er sich in Alles fügte, was Serena oft nur, um ihn zu prüfen, — als Lieblingssache erklärte. So fand er z. B. schon, daß Hochroth die schönste Farbe sei. Eines Tages sandte er ihr ein silbernes Körbchen mit ihrer Lieblingsfrucht, jenen Arten von Birnen, die sich vor den übrigen durch ihre Röthe auszeichnen; hier bildeten Pomeranzen- Rosen- Lorenz- Blut- und Muskatenbirnen, Sommer-Bergamotten, Katzenköpfe, Sarasinen und Virgulösen einen freundlichen

Verein. Oben, auf allen andern thronte die glänzende hochrothe Franzmadame, in ungewöhnlicher Größe.

Das genäschige Kleeblatt setzte sich eben mit lüsternem Munde zu dem Tische, auf welchem das Körbchen stand, aus dessen leuchtendem Silber die Birnengluten hervorblinkten, und berathschlagten mit wähliger Freundlichkeit, welche von den saftigen Früchten jede für den begehrlichen Gaumen zuerst erkiesen wolle. Die schönen Früchte aber, deren zuckersüßen Saft jedes Schwesterchen schon auf der Zunge zu fühlen glaubte, hatten — leider keinen Saft, denn sie waren von — Wachs, und glichen gewissen Gala-Menschen von lieblicher Form und äußerem Schein, doch ohne innern Gehalt und ungenießbar.

Wären die Mädchen in der Naturgeschichte besser zu Hause gewesen, so hätten sie sich nicht täuschen lassen, sondern würden eben so gut gewußt haben, als ich und der Leser es wissen, daß die vielen Birnsorten, deren man schon mehr als fünfzehnhundert kennt, nicht alle in derselben Zeit reifen, sondern in verschiedenen Monaten majoren werden, wie z. B. im Juni die Eier- und Muskatenbirne, im Juli die Franzmadame und die Lorenz- oder Goldbirne, im August die Pfalzgrafenbirne, im September die Isenbart- die Pomeranzen- und Haferbirne, im Oktober die Wachs- und Dauphinbirne und die eigentliche Bergamotte, im November die Virgulöse und die **Saint Germain**, im December die Winterbirne. Bei einiger Bekanntschaft mit dem Birnkalender hätten sie leicht bemerken können, daß in dem zeitwidrigem Verein ein Betrug stecke; sie merkten's aber nicht,

und sahen daher, bei dem ersten Anbisse die süßen Früchte mit sauern Gesichtern an, die jetzt röther wurden als die Birnen. In diesem Augenblick steckte Käthchen den Kopf zur Thüre herein, und erschreckte die Schweigenden durch lautes Gelächter. Als das Kleeblatt aufsprang und auseinander fuhr, trat Käthchen triumphirend ein, und sagte mit schadenfroher Miene: „So komm' ich gerade im rechten Augenblick! Das ist scharmant! Nicht wahr, — es ist nicht so was Außerordentliches um einen Irrthum?“ —

Drauf sagte Viktoria: „Ein sonderbarer Einfall vom Herrn Baron!“ — Und Flora: „Sind Sie vielleicht seine Vertraute dabei?“ — Und Serena: „Auf diesen guten Gedanken darf der Herr Baron eben nicht gar zu stolz sein!“ — Käthchen lächelte, und sagte sehr freundlich: Auf jeden Fall sind wir nun wenigstens quitt!

Eigentlich verhielt sich aber die Sache so: Hollau war, seit Amor ihn erweichte, viel zu sanft geworden, um irgend einen Schabernack auszuüben. Er sandte das silberne Körbchen mit den wächsernen Glutbirnen keineswegs, um die Beschenkte zum Besten zu haben, sondern um ihr eine Freude zu machen, weil Frucht und Farbe ihre Lieblinge waren. Erst, als die Gabe schon unterwegs war, fiel ihm ein, wie leicht Serena sich täuschen lassen könne, wenn sie nicht daran denke, daß so verschiedene Birnsorten nur in einem Körbchen, nicht aber in der Natur beisammen zu finden sind. „Sie hält sich für gefoppt,“ sagte er, „und die Birnen werden zu eben so viel Äpfeln der Zwietracht, wie's zu Zeiten des berühmten Wettstreits der drei Göttinnen geschah.“

Dieser Gedanke brachte den liebeweichen Freiherrn in solche Verlegenheit, daß er den Entschluß, den Birnen nachzulaufen und sich bei Serena zu entschuldigen, nicht auszuführen wagte, sondern aus Furcht, er komme vielleicht zu spät, gar nicht hinging, von einer Gasse in die andere lief, endlich auf Lichtheim stieß, dem er in seiner Herzensangst Alles heraussagte. Lichtheim, der dem Freiherrn die Tigerjagd und die gefoppte Thusnelda nicht verzeihen konnte, ging schnurstracks zu dieser, und beschrieb ihr die Leiden des bestürzten Freiherrn. Das Fräulein hatte, ganz natürlich, nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Strohhut aufzusetzen, das Umhängtuch in die Hand zu nehmen, und zu der Gefoppten zu eilen, um wenigstens ihr verdrüßliches Gesicht, und das Schmollen der Schwesterschaft zu sehen und zu hören. Es gelang ihr aber noch viel besser, als sie es erwartete und wünschte, indem sie gerade im entscheidenden Moment, gleichsam beim Wendepunkte des Drama, in's Zimmer trat.

Viktoria vergaß die Kränkung bald, überließ sich ihrer gewöhnlichen stillen Heiterkeit, und hatte nun an den wächsernen Birnen mehr Freude, als ihr die wirklichen hätten gewähren können. Die muntere Flora lachte über den Spaß herzlich und wetteiferte mit Käthchen in dem Bestreben, sich über die ganze Geschichte lustig zu machen; insbesondere hielt sie mit komischem Pathos eine Rede über die Unwissenheit ihrer Schwestern, und schloß mit den Worten: „Hieße ich nicht Flora, sondern Pomona, so hätte ich den Betrug auf den ersten Augenblick erkannt; als Flora

gehen mich aber nur die Blumen an, und mit dem Obst habe ich nichts zu thun, als — es zu essen, wenn sich's essen läßt."

Serena blieb verstimmt, und bat, sie allein zu lassen. In der Einsamkeit überließ sie sich nun einer Melancholie, die ihr bisher ganz fremd war. Hollau's vermeinter Scherz that ihr um so mehr weh als den Schwestern, weil sie ihm gut war, ja mehr als gut. Seine Redlichkeit, Offenheit, Geradheit und Thätigkeit, sein gesunder freier Sinn, sein solides praktisches Wissen, seine immer gleiche Heiterkeit, ja selbst sein kräftiges, oft an Derbheit gränzendes Wesen gefielen ihr; nur besorgte sie, daß Letzteres endlich in Rohheit ausarten möchte, und daß er den bösen Feind jetzt nur noch gefesselt in sich zurückhalte. Die muthwillige Tigerjagd trat ihr wie ein warnendes Beispiel vor die Augen.

In diese Betrachtungen verloren, tändelte sie mit den Früchten, und drehte eben, ohne zu wissen, was sie that, die stattliche Franzmadame in der Hand herum. Das Drehen wurde mit jedem Pulsschlage schneller und heftiger. Plötzlich that die Franzmadame einen lauten Schrei, die erschrockene Serena einen noch lautern. Da theilte sich die Franzmadame in zwei wagrechte Hälften, und ließ die Erstaunende in ihr Innerstes blicken, aus dem etwas Hellglänzendes hervorblinkte. Serena erröthete, verschloß die Zimmerthüre, und setzte sich dann, um ihre anatomische Operation ungestört vorzunehmen. Nachdem sich die Augen einige Sekunden an dem räthselhaften Schimmer geweidet hatten, begannen die zarten Finger der reizenden Prosektorin das Ausweidungsgeschäft. Die Franzmadame ließ sich, als die Kö-

nigin der Sommerbirnen gleich einer todten Königin gutwillig ihr Eingeweide herausnehmen, und dieses bestand aus einem sehr zierlichen goldenen **Collier.** Serena fühlte ihren Unwillen ganz besänftigt.

Der sonst nicht im Geringsten furchtsame Freiherr wurde aber verzagt von dem Augenblicke an, als das schicksalsvolle Silberkörbchen mit den Scheinbirnen abgelaufen war. Seine Bangigkeit stieg bis zur Angst, als Käthchen ihm nur den ersten Theil des Empfangs, nämlich das Unisono des schwesterlichen Unwillens und das brillante Solo von Serena's Zorn erzählte, der aus dem Irrthum herrührte, daß sie glaubte, er habe sie vorsätzlich damit zum Besten haben wollen. Von Serena's einsamer anatomischer Unterhaltung und von dem guten Erfolge derselben konnte Käthchen nichts erzählen, weil sie selbst nichts davon wußte. Hollau erwartete daher jede Stunde, das Körbchen von der Geliebten als einen eigentlichen Korb retour zu erhalten. So verkehrt ist das Treiben der Liebe! Und je ächter und stärker sie ist, desto entgegengesetzter sind ihre Wirkungen. Den Weisen macht sie närrisch, den Narren vernünftig, den Schüchternen keck, den Muthigsten verzagt! In dieser peinlichen Lage ging Hollau's Trachten dahin, Diejenige zu vermeiden, nach der er sich sehnte. Nach langem Sinnen um einen Mittelweg, bot ihm ein Panorama der Stadt Neapel, das erst seit einigen Tagen zu sehen war, eine erwünschte Gelegenheit. Er schrieb an Hilmar unter dem Vorwande, ihn nicht getroffen zu haben, erbat sich die Ehre, ihn und seine Familie mit eigener Equipage

zur Besichtigung des neuen Panorama abholen zu dürfen, und jubelte, als Hilmar die Einladung annahm, weil er dadurch sehr wahrscheinlich der Gefahr entging, beim Anblick des ihm nun fürchterlich gewordenen Körbchens in Verwirrung zu gerathen.

Was er wünschte, geschah. Hilmar, der Jedermann an Höflichkeit zu übertreffen suchte, lauerte eine halbe Stunde vor Hollau's Ankunft am Fenster, und als er die zwei Wagen von ferne kommen sah, eilte er mit den Töchtern, die er durch eine Lüge schon eine Stunde vor der bestimmten Zeit reisefertig gemacht hatte, an's Hausthor hinab, damit weder Hollau noch Risach und seine Nichte mit Lichtheim sich bemühen durften, weniger Minuten wegen die Treppe hinauf zu steigen.

So fand Hollau, da er aus dem Wagen sprang, die erwünschte Gesellschaft, mußte auf Hilmars Verlangen diesem seinen Platz cediren, und sich zu den schwesterlichen Grazien setzen.

Da fiel ihm ein Stein vom Herzen, denn er sah sich der gescheuten Geliebten durch den Leib auch mit der Seele näher gebracht, und genoß dabei den Vortheil, daß er die Abbitte wegen des Birnen-Mißverständnisses nicht an Serena allein richten durfte, sondern sich zugleich an die zufällig hinein verflochtenen Schwestern wenden mußte. Er glaubte jetzt ein leichtes Spiel zu haben; dieser Glaube gab ihm den verlornen Muth, der Muth aber so viel Eleganz und warme Beredtheit, daß das Kleeblatt ihm mit Vergnügen zuhörte, und Serena, durch das Ensemble-Stück

gleichfalls unbefangen werdend, im Verzeihungs-Terzett ihre Stimme laut werden ließ. Eben wagte sie sogar auf den Todesschrei und die Secirung des luxuriosen Leichnams der Franzmadame zu kommen, als die Wagen still hielten und das Panorama-Gebäude die Aussteigenden aufnahm. Schon standen sie auf der mit einer Gallerie umgebenen Mitte des Rundgemäldes. Während alle Übrigen in dem herrlichen Anblick der sieben und acht Stockwerke hohen Häuser, des Theaters von San Carlo, des Meerbusens, des Hafens mit seinen Kastellen, des in einiger Entfernung dampfenden Vesuvs u. s. w. versunken waren, sah Hollau nur Serena, wie sie, von dem von oben einfallendem Licht umflossen, in einer Verklärung da stand; er flüsterte ihr leise zu: „O wenn's doch auch Herzens-Panoramen gäbe, wo man das Innere dieser Hauptstadt der menschlichen Brust eben so deutlich und klar übersehen könnte! Serena! würde mir dann aus dem Ihrigen ein eben so freudiges Leben und Weben, und darüber ein eben so unbewölkter Himmel entgegen lächeln?" Nach kurzem Stillschweigen sagte sie lächelnd: „Sie würden in diesem Panorama meiner Herzensstadt erblicken, einen wolkenhohen Tempel der Achtung." — — „Und?" fiel Hollau ein: „Und" — da fiel ihr plötzlich ein abgezogener Handschuh über das Geländer in die Flutentiefe des lichtaufwogenden Meerbusens hinab, der aber zum Glück einen Breterboden hatte.

Hollau, den die entblößte Hand mehr interessirte als ihr Schuh, ersetzte jener den Verlust der perkalenen Hülle provisorisch mit einer geistigen, — einem feurigen

Kuß. Und damit war denn der Lärmschuß geschehen! Serena that einen Schrei über den doppelten Schrecken, und Hollau flog in den gemalten Meerbusen hinab. Die Gesellschaft wurde durch den Schrei und das Gepolter des über die hölzerne Wendeltreppe hinabstürmenden Freiherrn aus der Mitte von Neapel flugs nach W* übersetzt, vernahm von der glühenden Serena aber nur den Unfall des Handschuh's; den Kuß behielt sie für sich. Indeß kehrte der Taucher aus den trockenen Fluten mit seiner Beute zurück, und überreichte sie Serenen mit den nur Ihr verständlichen Worten: „Lassen Sie den — aus dem Abgrunde zurückkehrenden Verbrecher in W* nicht entgelten, was er in Neapel that." —

Die sämmtliche Gesellschaft hielt den unschuldigen Handschuh für den Verbrecher, und zwar um so mehr, weil Serena die niedergeschlagenen Augen nur auf ihn, nicht aber auf den wahren Verbrecher richtete. Man scherzte daher über das Unglück, das ihr in Neapel begegnet sei, und bat für den (perkalenen) Verbrecher dringend um Verzeihung. Der Freiherr selbst bat fleißig mit, und da Serena endlich der allgemeinen Stimme nachgeben, dem sogenannten Verbrecher verzeihen, und ihn in Gnaden aufnehmen mußte, dankte Hollau in seinem Namen, und der Schelm hatte nun die beste Gelegenheit, ihr die Hand, obschon sie ein bischen damit zuckte, zum zweiten Male zu küssen, folglich das Kußverbrechen durch den Dankkuß zu sühnen.

Als man wegging, wurde das Panorama von Allen mit Lobsprüchen überhäuft, und Hollau betheuerte laut:

„Neapel sei die schönste Stadt auf der Erde!" Serena kam über die Kühnheit dieser geographischen Behauptung in solche Verlegenheit, daß sie — nicht einmal widersprach, und Hilmar, dem allein die vorige Scene nicht entgangen war, sagte zu ihr lächelnd: Qui tacet, consentire videtur! Die Ärmste getraute sich nicht einmal um die Übersetzung dieses juridischen Ausspruches zu bitten.

Um ihre Verlegenheit nicht zu vergrößern, führte er das Gespräch wieder auf das vorige Thema zurück, und äußerte den Wunsch, daß man Panoramen von einer Menge von Gegenständen, ja von allem Möglichen, haben könnte; das müßte außerordentlichen Nutzen bringen. Eigentlich sei jede Wissenschaft schon an und für sich ein Panorama von gewissen Kenntnissen, die in demselben Umfange liegen, und zu demselben Ziele führen. Und wenn man Recht habe, diese Erde ein großes Narrenhaus zu nennen, so wäre sie ein gar vorzüglicher Gegenstand für ein Panorama, und müßte das schönste Rundgemälde insbesondere dann liefern, wenn die Narren — in einem Rundgebäude — dem sogenannten Narrenthurme, zusammenwohnen.

Lichtheim sagte, auch ein Panorama von Rezensenten wäre nicht übel. Die Einen sähe man hier z. B. an den wohlbesetzten Tafeln vornehmer oder reicher Schriftsteller sitzen. Ihr Gesicht drückte eine vermischte Empfindung von Fröhlichkeit und Submission aus. Der Hut ist mit irgend einer kleinen Nummer von Messing geschmückt; an einer Halskette hängt ein Weihrauchbüchschen an der Brust herab.

Rechts neben dem Stuhle des sitzenden Lobausspenders steht eine kleine Trommel, links eine Dampfmaschine.

Andere stehen seitwärts und zählen Geld, wobei sie ein Auge zudrücken, und immerfort ausrufen: „Schön! Schön!" — Man kann nicht recht herausbringen, ob dieser Ausruf das Geld oder die vor ihnen liegenden Bücher angeht.

Einige gehen in Gallakleidern herum und tragen lange, sehr gespitzte Raben-Federkiele als Staatsdegen. Andern, die einige Ähnlichkeit mit dem Mephistopheles haben, sticht durch den Kakadu ein kleines Horn heraus; zur Seite hängt ihnen eine große Scheere, mit der sie Alles auf ihre Weise zuschneiden. Mehrere spazieren mit großen Lorgnetten von gefärbtem Glase herum, und nöthigen das Publikum, alle Ob- und Subjekte durch diese anzuschauen. Einige gaukeln vor den Schriftstellern herum, die sie mit Grimassen und possirlichen Sprüngen zu verspotten trachten, wie die Histrionen den triumphirenden Imperator. Andere, wie ernsthafte Charlatane gekleidet, halten Schachteln mit Giftpulver in den Händen, das sie den Autoren von rückwärts in's Gesicht blasen; wieder Andere — —

Halt! schrie Risach; Sie ereifern sich ja entsetzlich. Ihr Panorama ist zwar ein getreues Gemälde, voll Leben und Wahrheit, — aber — es scheint doch, als hätten Sie selbst einmal von den Rezensenten — — — —

Ich selbst nicht, erwiederte Lichtheim; aber ein Freund, den ich liebte wie mich selbst, hatte von der Bösartigkeit, Keckheit und Arroganz dieser Leute viel zu leiden.

Wäre ich Schriftsteller und sie erlaubten sich gegen mich ein ähnliches Benehmen, so unternähme ich gegen sie gar nichts als die Kompilation eines kleinen Aufsatzes in zwei Abtheilungen. Die erste enthielte das Ideal eines geistvollen würdigen Kunstrichters, wie Herder es aufstellt *). In der zweiten sammelte ich Alles, was Lichtenberg und Jean Paul, so wie sie über sich selbst, über die Rezensenten, gesagt haben **). Im Epiloge gäbe ich den Schriftstellern einen grammatischen Trost, indem ich das Wort Rezensent nicht von censeo, sondern von recens her-

*) Im zweiten Band seiner Werke über Kunst und Literatur.

**) Z. B. Lichtenberg in dem Aufsatze, die Bittschrift der Wahnsinnigen: »Die Bittschrift der Wahnsinnigen zu Celle könnte eine gute Satyre abgeben. Sie könnten um eine Bibliothek ansuchen, und vorher über den Werth der Bücher mit einander disputiren. Das Letztere könnte eine vortreffliche Persiflage auf die Rezensenten in Deutschland werden.« — Jean Paul in der Vorrede zur unsichtbaren Loge vergleicht die Rezensenten mit Schwindsüchtigen, die in der literarischen Welt grassiren und mit dem giftigen Sirokowind ihres mephitischen Athems die Luft verpesten. In Dr. Kazenbergers Badereise läßt er den beleidigten Doktor sogar die ganze Reise in's Bad Maulbronn aus dem einzigen Grunde unternehmen, um dort seinen Rezensenten, den Brunnenarzt Strykius »beträchtlich auszuprügeln.« — Solchen Frevel mag der Herkules Jean Paul riskiren und verantworten; ich aber schreibe nächstens ein Gegenstück, worin ein armer Autor eine Pilgerreise unternimmt, und die größten Mühseligkeiten erträgt, nur um seinen Rezensenten einen Fußfall zu thun.

leitete, synonym mit neugeboren — also unreif, wie z. B. Varro den Ausdruck hat: **Catuli recentes.** Übrigens aber Ehre, dem Ehre gebührt!

Hollau und Serena waren — über die Schönheit der Stadt Neapel in einem so eifrigen Gespräche begriffen, daß sie das ganze Rezensenten-Panorama überhörten. Den beiden Schwestern schien etwas zu fehlen; sie waren nicht heiter. Käthchen aber wurde, während Lichtheim sein Panorama mit den lebhaftesten Farben malte, sehr übellaunig.

Endlich war die Gesellschaft, ohne es zu bemerken, in die Stadt gekommen, und die Wagen fuhren in einiger Entfernung langsam hinterher.

Bald zog eine rothglühende große Tafel mit transparenter Schrift die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich; es war die Einladung zu einem Wachsfiguren-Kabinet. Die Neugirde lockte. Hollau erlaubte auch seinem Pagen, dem zwölfjährigen böhmischen Wenzel, mit einzutreten. Schon hatte die Gesellschaft den größten Theil der Säle durchwandert, gekrönte Häupter, Staatsmänner und Helden, schöne Frauen, Künstler und Gelehrte bewundert, und sich an der wächsernen Weltgeschichte höchlich erbaut, als in dem Vorzimmer plötzlich ein heftiges Geschrei entstand. Hollau erkannte unter den Lärmenden bald Wenzels Stimme; man eilte hinaus, und fand den Knaben, der sich mit einigen Personen, theils Hausleuten, theils Bedienten anwesender Gäste, herumbalgte. Sein Zorn stieg mit jedem Augenblick, weil die Gegner ihn nicht nur über seine Wuth

auslachten, sondern ihn auch mit komischer Nachahmung seiner gebrochenen und verstümmelten deutschen Sprache neckten.

Wenzel sprang wie toll von Einem auf den Andern los, indem ihn stets Jener reizte, dann die Flucht ergriff, an die Stelle des Verfolgten aber sogleich ein anderer Gegner trat. In der Nähe des Fensters lag eine wohlgekleidete Frau ohnmächtig auf den Boden; Einer der Hausleute beugte sich über sie wehklagend und händeringend. In einiger Entfernung saßen drei Herren an einem Tische, die in ihre Whistpartie so vertieft waren, daß sie die ganze stürmische Scene, die um sie herum vorging, gar nicht bemerkten, wenigstens nicht zu bemerken schienen.

Hollau rief den kleinen Wenzel, der aber so erhitzt war, daß er seinen Herrn erst dann erkannte, als dieser ihn am Sammtkragen seines blauen Wamses faßte. Nun stürzte er nieder, umklammerte Hollau's Füße und rief fortwährend: „Bitte! bitte! schön bitte!" Mehr Worte vermochte er vor Schluchzen nicht herauszubringen, sondern deutete unter Thränengüssen auf die in Ohnmacht liegende Frau, und den über sie hingebeugten Herrn. Hollau konnte sich, so wie die übrige Gesellschaft, die Tollheit des sonst so gutmüthigen Knaben gar nicht erklären, bat um Aufschluß, und eilte zu der Dame hin, die noch immer ohne Bewegung da lag. Ihm folgte Käthchen mit dem Riechfläschchen, ohne welches sie nie ausging. Beide erkannten aber bald, daß hier alle Hilfe, vorzüglich alle Geister vergebens angewendet würden, weil jener Dame der Geist fehlte; das soll aber nicht heißen, sie habe den Geist etwa

schon aufgegeben, denn sie konnte es nicht, weil sie nie einen hatte, sondern von Wachs war, eben so wie jene drei Herren, die aus demselben Grunde in ihre Whistpartie so vertieft schienen und an der schrecklichen Begebenheit nicht den geringsten Antheil nahmen, weil ihnen gerade jenes sympathetische Hauptingredienz fehlte, das die Weiber Herz, die modernen Sentimentalisten Gemüth nennen. Da Käthchen das, lange vergebens an die wächserne Nase gehaltene Riechfläschchen endlich beschämt und unwillig wegwarf, und Hollau den Irrthum erkennend, in lautes Gelächter ausbrach, wagten sich auch die Mädchen, die bisher in scheuer Entfernung standen, zu der Ohnmächtigen.

Um den Leser nicht zu lange in der Ungewißheit zu lassen, erzähle ich die Geschichte ganz kurz vom Anfang an.

Wenzel wartete mit der ihm eigenen Geduld im Vorzimmer auf seinen Herrn; endlich ging seine Geduld in etwas noch Sanfteres über, — in einen sanften Schlaf, und er fing an böhmisch zu reden. Einigen Bedienten gefiel das, sie weckten ihn, mit der — schwer betonten Frage: „Ob er denn wisse, wo er sei?" — Wenzel erwiederte ganz offenherzig: „Weiß ich nit, wu bin ich! Herr, gnädiger, is er da, im Zimmer, wird kumen." —

Der gute Wenzel wußte auch wirklich nicht, wo er war, und die Bedienten entdeckten bald, daß er von einem Wachsfiguren-Kabinet gar keinen Begriff habe. Sie sprachen nun heimlich mit einem Aufseher, der bald nachher zu ihm ging, und ihn bat, nur auf wenige Minuten in's Nebenzimmer zu treten, wo die Großfürstin von Rußland mit

zwei Fürsten und einem Grafen Karten spiele. Er habe nichts zu thun, als von Zeit zu Zeit die Lichter zu schneuzen. Wenzel fand sich nach einigen Weigerungen der Schüchternheit dazu bereit, trat, halb hineingeschoben, leise in's Zimmer, und stellte sich, wie er es beim Mittags- und Nachtmahl gewohnt war, voll Demuth dicht hinter den Stuhl der Großfürstin.

Nach einigen Sekunden begann er sein Amt zu verwalten, und schneuzte ehrfurchtsvoll die vier Wachskerzen, bald nachher wieder, und dann nochmal. Das lange ernste Schweigen erhöhte seine Ehrfurcht zur Scheu. In diesem peinlichen Zustande, und bereuend, daß er sich zu dieser Dienstverrichtung bereden ließ, wartete er, ohne aufzublicken, noch immer auf das erste Wort der hohen Spielenden. Sogar der gebieterischeste Befehl wäre ihm jetzt erwünscht gewesen; allein die Spielenden sprachen kein Wort und bewegten kein Glied. Schon kam der arme Knabe auf den Gedanken, das stumme Karten-Quartett sei gar eingeschlafen; da bemerkte er, daß die Herzdame neben der Großfürstin auf dem Boden lag; in der Meinung, sie sei der Durchlaucht so eben aus der Hand gefallen, hob er sie auf und überreichte sie ehrerbietig. Die stolze Frau würdigte sich aber nicht einmal, das Blatt von der zitternden Hand des Dieners anzunehmen; das that dem kleinen Czech wehe. Nach langem Hinhalten wußte er nicht, was er damit thun sollte; seinen zurückgedrängten Verdruß drückte er aber, nach seiner Gewohnheit, nur mit einem leisen Schnalzer der Zunge aus, welche dabei die Lippen flüchtig beleckte.

Endlich konnten die lauschenden Bedienten das Lachen nicht länger zurückhalten. Der ganze Schwarm stürzte mit lautem Gewieher polternd in's Zimmer hinein. Der gute Wenzel, in der Meinung, der ungeschlachte Schwarm wisse nicht, welche hohe Personen in diesem Zimmer gegenwärtig seien, winkte und deutete mit einem Reichthum von Mimik, sich ruhig und stille zu verhalten. Einer von ihnen aber stellte sich dicht vor die Großfürstin und lachte ihr gellend in's Gesicht, indeß der andere Einen der mitspielenden, den tiefsinnigen Grafen, am Backenbart zupfte. Dem Wenzel verging bei diesem Attentat beinahe das Hören und Sehen; als er aber den unglaublichen Stoicismus der Schwerbeleidigten gewahrte, wurde er beinahe zu Stein.

Nun wetteiferten die lustigen Gesellen, dem kleinen Pagen begreiflich zu machen, daß diese Menschen nicht von Fleisch und Blut, sondern aus Wachs gemacht seien. Als Wenzel begriff, er sei der Gefoppte, loderte sein Zorn hoch auf, aber nicht gegen die Schuldigen, sondern, wie das im Leben sehr oft geschieht, gegen die Unschuldigen, denen er ohne ihr Verlangen unnütze Dienste geleistet hatte. Er schaute, nach erhaltener Aufklärung, mit Ingrimm auf die Wachsfiguren; mit vorzüglich finstern Blicken fixirte er die Großfürstin, der er sogar eine Karte vom Boden aufgehoben hatte. Gegen diese brach jetzt, während die Bedienten sich etwas zurückzogen, seine ganze Wuth los. Einige Sekunden stand er unbeweglich mit blitzenden Augen da; hierauf that er einen Sprung gegen die erhabene Frau mit geballter Faust, und schlug sie mit den Worten: „Wullens

mir für Närrische hoben?" auf die glänzend weiße Stirne. Die unglückliche Fürstin sank unter den Schlägen des bösen Schicksals schweigend zu Boden, ein Sinnbild der Seelengröße. Da stürzte der Unteraufseher herein, ein schwacher Mensch, der beim Anblicke des Unfalls außer sich gerieth. Bald nachher kam auch Hollau mit seiner Gesellschaft. Wie wenig sein Beistand und Käthchens Riechfläschchen nützte, das haben wir schon vernommen. Hollau wollte zürnen; das allgemeine Gelächter rieß ihn aber mit fort, welches um so mehr zunahm, als Wenzel plötzlich zur Figur hinkniete und ihr auf das zärtlichste schmeichelte, theils weil es ihm nicht möglich schien, daß sie von Wachs sei, theils weil es ihm, dies zugestanden, leid that, ein Kunstwerk, das nach seiner Idee, nicht seines Gleichen finden könne, so übel zugerichtet zu haben. Man hatte nun vollauf zu thun, um den jammernden Knaben zu trösten. Endlich gelang dies den vereinigten Bemühungen der Schönen; Hollau bezahlte die chirurgischen Kurkosten für die Großfürstin, die nun wieder auf ihren Stuhl gebracht wurde, und durch jenen Unfall zum Theil gewonnen hatte, denn die stark beschädigte Nase gab dem blühenden Gesicht einen interessanten Zug von der sanften Wehmuth einer schönen Dulderin. Wenzel träumte von ihr die ganze Nacht; zuletzt erschien sie ihm sogar in einer Art von Verklärung und reichte ihm verzeihend die Hand mit den Worten: „Künftig mein lieber Wenzel, sei nicht mehr so dumm!" —

Von solcher Güte zerknirscht, wollte er der edlen Frau zu Füßen stürzen, fiel aus dem Bette, sah um sich her den

Glanz der Morgensonne und eilte, der Warnung eingedenk, mit verdoppeltem Eifer an sein Dienstgeschäfte —

Fünftes Kapitel.

Musikalisch-Deklamatorische Abendunterhaltung.

Wir kehren wieder zu den bittersüßlichen Ehekonsorten zurück, deren Abendgesellschaften mit den Fliegen im umgekehrten Verhältnisse standen, indem die letztern beim Anfange des Winters, die erstern aber gegen das Ende desselben immer matter wurden. Herr und Madame Bittersüß sahen daher dem nahenden Frühling, obschon ihnen eigentlich gar nichts an ihm lag, mit einer an Ungeduld gränzenden Sehnsucht entgegen, theils um eine Novität für die Unterhaltung zu bekommen, theils um der Welt ein neugebautes Gartenhaus zu produziren. Als sie gar erfuhren, daß Käthchen und Lichtheim den Winter über zu Brautleuten gereift seien wie die Früchte im Treibhaus, ergriffen sie die erwünschte Gelegenheit mit beiden Händen, um ein Fest in optima forma geben zu können. Manchen Menschen ist die Natur ein Komödienhaus, das nicht mehr als vier alte Dekorationen besitzt, — die vier Jahreszeiten; sie suchen diesen Mangel durch Specktakel zu verbessern. Der Schutzgöttin des bittersüßlichen Hauses — der sanften langen Weile — schien nun wirklich eine böse Zeit zu drohen; wenigstens wurden alle ihre Todfeinde gegen sie in Bewegung gesetzt, indem ein Doppelfest, die Feier des Frühlings und der Liebe, zugleich veranstaltet ward. Kommt diese stille

Gottheit zwischen zwei solche Feuer hinein, so muß sie zu Grunde gehen, wenn sie nicht etwa gar wie ein Phönix aus den Flammen neuverjüngt hervorgeht.

Schade, daß das Gewebe der Liebe Hollau's und Serenens noch zu fein gesponnen war, um an's Tageslicht zu kommen; sonst wären gar drei Freuden-Flüsse zusammen geströmt. Sie deckten aber den Frühling ihrer Herzen vor den Augen der Welt noch mit der Eisdecke des Winters, und nicht mit Unrecht, denn die Liebe, die sich zu schnell aller Welt preisgibt, gleicht oft jenen ersten Veilchen, die nur deshalb so schnell vergehen, weil sie sich zu früh in die frostige Welt hineinwagten.

Als Ingredienzen zu unfehlbar köstlichen Unterhaltungen wurden nun für's bittersüßliche Haus verschrieben:

1) Sechs und vierzig Musici, sammt vier Virtuosen, zusammen fünfzig Stück.

2) Ein Feuerwerker und zwei Maschinisten.

3) Zweihundert Bouteillen Champagner und hundert Bouteillen Tokaier.

4) Vierzig Ellen Blumenguirlanden.

5) Sechzig Fasane und zehn Schildkröten.

6) Vierzehn Schauspieler und fünf Schauspielerinnen.

7) Zwölf Rehrücken, zwölf Truthühner, und vier Kunstredner.

8) Fünf und zwanzig Torten.

9) Hundert und fünfzig Bouteillen Rheinwein.

10) Ein Dichter.

11) Acht Wagen Eis.

12) Vier Pauken und sechzehn Trompeten.
13) Zwei Rezensenten, ein höflicher und ein grober.
14) Zwölf Jagdhunde.
15) Vier und zwanzig neue Tanztouren.
16) Zweihundert neue Räthsel, Charaden, Palindrome, Logogryphe und Anekdoten, nebst zwölf neuen Gedichten auf den Frühling.
17) Zehn alte und zwanzig junge Ehekonsorten, vierzig Fräulein und sechzig junge Herren.

Ich habe hier nur die Hauptartikel angesetzt, die in Masse verschrieben wurden. Der Leser wird sich freilich wundern, daß sich unter diesen verschriebenen Artikeln auch Virtuosen, Kunstredner und Schauspieler befanden; ich würde mich selbst wundern, daß sie sich verschreiben ließen, wenn ich nicht wüßte, daß es reiner Kunsteifer ist, der sie dazu verleitete.

Was aber den Dichter insbesondere betrifft, den muß ich noch mehr entschuldigen, denn man hatte ihm zu schöne Aussichten eröffnet, indem man ihm zu höchst auf dem Gipfel des Hauses ein Zimmer mit der Aussicht nach allen vier Weltgegenden versprach, wo er die Sonne von ihrem Aufgang bis zum Untergang verfolgen, und in der Nacht alle Sterne zählen konnte. Schaute Luna vom Himmel herab, so hinderte ihn nichts, sich, auf der Dach-Terasse liegend, für ihren Endymion zu halten, so oft und so lang er wollte. Nebstdem hatte er auch die beste Gelegenheit, von jedem, über seinem Haupte dahinziehenden Ungewitter einige neue Züge zu poetischen Beschreibungen als Transito-Zoll zu nehmen.

H e l i o n war kaum angekommen, so stieg er, während die übrige Gesellschaft wie ein Ameisenhaufen unten durcheinander wimmelte, alsogleich wie ein Luftballon in die Höhe, wo er, wie ein Gott über dem irdischen Treiben schwebend, der süßesten Ruhe in eben dem Grade genoß, als m i ch jetzt die Unruhe peinigt, weil ich nicht weiß, wie ich die ganze, rastlos umherschwärmende Gesellschaft gehörig beschreiben soll. Vergleiche ich sie auch mit Ameisenhaufen, Bienenschwärmen, herbstlichen Zügen wandernder Vögel, Fluten- oder Jahrmarktgewimmel u. s. w. so weiß der Leser doch nachher so wenig als er vor den Gleichnissen wußte. Am besten ist's, ich liefere das Gesellschaftsstück als eine Situations-Zeichnung, und stelle den geduldigen Leser auf die Dach-Terasse des Dichters, wo er das ganze Gedränge übersehen kann. Damit nun Alles recht in der Ordnung geschieht, machen wir den Anfang sogleich mit der Personal- und Seelenbeschreibung des dermaligen Besitzers gedachter Dach-Terasse.

H e l i o n s körperliche Mittelgröße stand im angenehmen Einklang mit dem schlanken Wuchse. Die feinen Züge der gefälligen Gesichtsbildung zeigten Geist und Herzlichkeit. Weißer Teint, lichtbraunes Haar und sein stilles Wesen, erwarben ihm bei seinen Freunden den Beinamen: D e r w e i ß e S ch w a n.

Ihm war auch gleich diesem romantischen Vogel ein sanftes Dahingleiten über die Wellen des Lebens eigen; milde Fantasien hauchten in seine Schwingen. In der Welt griff er wenig ein, forderte von ihr wenig, leistete ihr aber auch eben so wenig. Da seine frühere, beinahe kindliche Zutraulichkeit so oft gemißbraucht und hintergangen ward, spann

er sich, gleich dem Seidenwurm, in das Gewebe seiner Dichtungen ein, war scheu und mißtrauisch, und mußte, wenn man ihn in ein näheres Verhältniß ziehen wollte, zuerst durch leise Freundlichkeit wie neugefangene Vögel zahm gemacht werden. Menschen, die ihm gefielen, gab er sich dann bald unbedingt hin. Offene Gesichtszüge und eine sonore, aber weiche Stimme machten auf ihn den stärksten Eindruck. Er las, aß und schlief wenig, dagegen aber dachte, träumte er viel, ging viel im Freien und im Grünen, und sprach viel, sobald er einmal warm wurde; dann leuchtete oft in die Stunden der düstersten Schwermuth plötzlich das schönste Morgenroth hinein, von allen Lebensbäumen klangen Äolsharfen, und sein Gemüth wurde zur glühenden Dithyrambe. Wer ihn genießen wollte, mußte ihn leise anfassen wie einen Schmetterling; jeder Derbe war sein Feind. Von Vielen verkannt, ward er endlich auch selbst gegen Manche ungerecht, am ungerechtesten aber meistens gegen sich selbst. Und dennoch wollte er von Andern immer geschmeichelt und gestreichelt sein; geschah das nicht, so blutete sein Inneres und er hielt sich selbst für werthlos. Mädchen und Frauen erschienen ihm stets nur in den Extremen, entweder als liebevolle Friedensengel oder als böse Geister.

Wir lassen ihn indeß auf seiner Dach-Terasse fantasiren, und gehen zu der übrigen Gesellschaft in's Haus hinab. Hier schwärmt Alles bunt durcheinander. Jetzt rasselte ein Wagen durch's Thor, jetzt brauste ein Trupp Fußgänger daher, jetzt kam ein ganzer Leichenzug von Fasanen, ein wandelndes Schlachtfeld von Schnepfen und Truthünern, um

bald ihren Einzug in die verschiedenen Magenkirchhöfe zu halten. Ganze Cavalcaden sprengten hinter einander her, wie auf illuminirten Kinder-Kupferstichen. Madame Bittersüß konnte nicht genug Handküsse empfangen, Herr Bittersüß nicht genug austheilen, und der wechselseitigen Umarmungen war gar kein Ende. Die Küchenjungen sprangen herum, wie närrisch, der Koch fluchte jeden Augenblick, die feuerrothe dicke Köchin weinte und theilte Ohrfeigen aus, die Hausknechte keuchten lasttragend, und die Mägde trockneten sich mit den Schürzen den Schweiß von der Stirne.

Oben im Saale war ein babylonischer Thurm, aber von allen den verschiedenen Sprachen war kaum etwas zu verstehen, weil das Streifen und Schleifen der komplimentirenden Füße Alles überzischte. Im Garten, durch den vom Hofe das Pferdegewieher und Hundegebell scholl, ging's nicht viel anders zu. Hier kicherte und schnatterte ein halbes Dutzend Fräulein, dort jagten sich einige junge Herren brüllend durch die Alleen. Hier stimmten einige Tonkünstler prüfend ihre kreischenden und quickenden Blas- und Saiten-Instrumente. Hier überhörten sich ein paar Söhne Melpomenens ihre Rollen, und schimpften auf den nahen Kunstredner, dessen laute Übung sie störte. In einer Laube wurde ein Tableau probirt, das plötzlich auseinander fuhr, geschreckt durch den Knall einiger Probe-Racketen, die der Feuerwerker steigen ließ. Drei Solotänzerinnen machten die schönsten Pas, und flogen über eine gemähte Grasfläche zephirleicht dahin, bis Lichtheims schwarzer Hund ein tribunisches Veto aussprach, alles Kunstsinnes ermangelnd, die jüngste der Musen

am schöngestickten Saume des flatternden Gewandes ergriff, und, während die Schöne schreiend entfloh, mit der abgerissenen Beute triumphirend umhersprang.

Hilmars Töchter sahen dem Spektakel von einem Saalfenster zu, und schrieen mit, als hätte der Hund sie selbst am Kleide gefaßt. Käthchen wehklagte über das schöne Kleid; Hollau lachte, Lichtheim rief und pfiff der Bestie, und der böhmische Wenzel jagte ihr den Raub ab, und präsentirte ihn dem beraubten Fräulein.

Am nächsten Tage hatten sich die Elemente des verworrenen Menschenchaos gesondert und wahlverwandtschaftlich genähert. Es trat eine Ordnung der Dinge ein. Nur im eigentlichen Gartenhause, worin die Virtuosen, Schauspieler und übrigen Künstler wohnten, herrschte noch fortwährend ein chaotisches Treiben.

Nun kamen die Feste selbst, jeden Abend ein anderes. Den Anfang machte ein großes charakteristisches Tongemälde: „Die sieben Wunder der Welt." — Welcher reiche Stoff für die musikalische Darstellung! welche Veranlassungen zu neuen, kühnen Gedanken! wie umfassend die herrlichsten Momente vom ganzen Sein und Nichtsein!! —

So hörte man die erstaunten Gäste von allen Seiten uni sono ausrufen, da sie mit dem bisher verschwiegenen Titel dieses Kunstwerkes wenige Minuten vor dem Anfange überrascht wurden. Der junge Tonsetzer, dessen erstes musikalisches Riesenkind diese Komposizion war, ging zur Erreichung jenes Zweckes so behutsam zu Werke, daß er es anfangs gar nicht taufte, nachher aber allerhand falsche Titel

ausſprengte, und die Muſik gefliſſentlich ſo einrichtete, daß ſie im äußerſten Falle auch zu andern Stoffen und Titeln paßte. So nannte er das Werk aus Spitzbüberei: Die heilige Zahl (Sieben); das klang ſehr myſtiſch. Andern ſagte er, es heiße die ſieben Tage der Woche; noch Andern: Die ſieben Weiſen Griechenlands. Einigen vertraute er, es ſeien eigentlich: Die ſieben Inſeln; Mehreren: Die Siebengebirge (am Niederrhein). Bei Jenen nannte er das Siebengeſtirn, bei Dieſen den ſiebenjährigen Krieg, auch die ſieben Hügel, oder Roms Heptarchie; und einem rothbäckigen runden Fräulein, das ſehr viel ſchlief, ſagte er, es ſeien, die reine Wahrheit zu geſtehen, die Siebenſchläfer.

Als er daher recht pfiffiger Weiſe den wahren Titel wenige Minuten vor der erſten Ton-Exploſion bekannt machte, wirkte das auf alle Anweſenden wie ein elektriſcher Schlag. Der Verfaſſer war ein Lappe — das heißt ein geborner Lappländer, und hieß urſprünglich Bellamoreskoy; als er nachher etwas berühmter wurde, ließ er, der ſinnigeren Bedeutung und des ſchöneren Klanges wegen, das eskoy von ſeinem Namen weg, und nannte ſich Bellamor.

Ich muß nun den muſikaliſchen Leſer mit den einzelnen Partien dieſes Meiſterſtückes, das man füglich eine Welt der Töne oder die harmoniſch-diſſonirende Unendlichkeit nennen könnte, näher bekannt machen.

Nr. **1.** Kamen die ägyptiſchen Pyramiden.

Die Overtüre war ein **Adagio** im großen Styl, worauf ein kühnes **Allegro moderato** folgte, bei dem das **crescendo**

herrlich gebraucht war; man glaubte die Pyramiden himmelhoch emporsteigen zu sehen, bis ein fürchterlicher Lauf der Saiteninstrumente von den höchsten Tönen in die tiefsten den schwindelnden Zuhörer plötzlich in die unterirdischen Gewölbe hinabriß. Nun dröhnten einige dumpfe Posaunen-Akkorde, als Vorbereitung zu einem schauerlichen Chor, welchen die königlichen Mumien sangen. Ein grauenhafter Todtentanz, der zugleich die Mysterien ausdrückte, schloß diese Nummer. —

Nr. 2. Die Mauern Babylons, mit dem Übergange zu

Nr. 3. Den hängenden Gärten der Semiramis.

Den Anfang machte ein Gemälde der Landschaft Babylonia. Man hört das Rauschen der Ströme Euphrat und Tigris, und das leisere Gemurmel der Kanäle, die von einem in den andern gehen. Die feierliche Stille wird durch einen Triumphmarsch unterbrochen. Semiramis zieht an der Spitze eines Kriegsheeres einher, und erklärt in einem Recitativ ihren Entschluß, hier eine prächtige Stadt zu erbauen. Sogleich wird Hand an's Werk gelegt. Die Musik geht nun in ein fugirtes **Allegro agitato** über, von diesem in ein **Allegro assai**, endlich in ein **presto** und **prestissimo** durch unzählige Tonarten, und malt dadurch höchst lebendig die Eile von zwei Millionen Menschen, die so rastlos und schnell arbeiten, daß die Stadt in einem Jahre vollendet dasteht. Nun schallen Jubelgesänge, während deren man durch immer höhere Octaven in die aus mehreren über einander liegenden

Terassen bestehenden hängenden Gärten hinaufsteigt. Man hört hier das Gesäusel und den Gesang der verschiedensten Arten von asiatischen Bäumen und Vögeln. Eine Art von Sphären-Musik, die durch ein zweckmäßig angebrachtes **Concertando** und **Obligato** von mehreren neuerfundenen Instrumenten ausgedrückt wird, bringt hier einen solchen Effekt hervor, daß man die reinste balsamduftende Himmelsluft zu athmen glaubt. Ein allgemeiner Freudenchor von neu angesiedelten Liebenden beginnt, und verhallt schmachtend in den Lauben.

Nr. **4.** Der Tempel der Diana zu Ephesus. Ein außerordentliches langes **largo** drückt die Länge der Zeit aus, die man mit der Erbauung dieses Tempels zubrachte, nämlich zweihundert und zwanzig Jahre. Während dessen hört man nur das eintönige Rauschen des Flusses Cayster, an dem die Stadt Ephesus liegt. Einer von den Schwänen, die diesen Fluß einst in großer Menge bewohnten, singt seinen Schwanengesang, und wird, indem er seine Seele in bezaubernd lieblichen Melodien aushaucht, von einem leisen Schwanenchor **con sordini** begleitet. Sowol die Solo- als auch die Ripienstimmen singen hier ohne allen Text. Ein Paukenschlag mit einfallendem harmonischen Trompeten-Dreiklang verkündet die Vollendung des Tempelbaues. Wechselchor von Priestern und heiligen Jungfrauen, in welchem strophenweise die jonische Bauart dieses Tempels, die darin befindlichen Gemälde und Bildsäulen von den berühmtesten griechischen Künstlern, und insbesondere die kolossale Bildsäule der Göttin Diana ausgedrückt wird. An diese Tongesichte

schließt sich ein zierlicher Jagdchor von Dianens Nymphen, der aber plötzlich durch abscheuliche Dissonanzen unterbrochen wird, indem der wüthende Herostrat hereinstürzt, und in einem obligaten **Recitativ** seinen Entschluß erklärt, seinen Namen, obwohl er nur ein ganz gewöhnlicher ephesischer Bürger sei, durch die Zerstörung dieses Tempels unsterblich zu machen. Es wird Nacht. Die Musik deutet durch einige Schiefheiten und durch eine sonderbare Vermischung von großen Schönheiten und Fehlern an, daß diese Nacht dieselbe sei, in welcher Alexander der Große geboren wird. Herostrat kommt mit einer Fackel und schleudert Feuerbrände. Der Tempel lodert hoch auf. Geprassel der Flammen, Gekrach der stürzenden Säulen und Balken, Wehgeheul der Verbrennenden; endlich allgemeine Todesstille.

Nr. 5. Der olympische Jupiter. In dieser Nummer findet sich ein unglaublicher Reichthum von musikalischer Malerei. Sie beginnt mit einem anmuthigen Pastorale, während dessen man das Meckern der Ziege Amalthea hört. Jupiter, schnell zum kräftigen und kühnen Jünglinge gereift, entthront seinen Vater Saturn, wird aber von den Giganten bestürmt. Dieser Kampf, die schrecklichen Gestalten der furchtbaren Riesen und der in Thierleiber verkleideten Götter liefern ein musikalisches Schlachtgemälde von ganz neuer Art, indem Schwertergeklirre, Felsengepolter und Riesengebrülle mit den verschiedenen Thierstimmen abwechseln. Da endlich Jupiter einige Riesen vom Gipfel des Berges Hämus hinabgeschleudert hat, und den Berg Ätna ihnen

nachwirft, um sie damit zu bedecken, schließt die Gräuelszene mit einer Kadenz von dem höchsten Ton bis in den tiefsten.

Nun treten Jupiters verschiedene Schönen auf, eine nach der andern, jede mit einem Ariettchen, in dem sie ihre Liebesgeschichte besingt. Da kommen dann Dione, Ceres, Latona, Niobe, Europa, Maja, Io, Callisto, Leda, Alkmene, Danae, Semele, Antiope, und eine Menge Anderer. Nun folgt ein sonderbares Musikstück, indem jede einzelne Schöne ihr Unglück in einer eigenen Tonart klagt. Diese Klagen fließen zusammen, wie kleine Bäche, die endlich einen großen Strom bilden. Eine erfährt durch die Andere, daß sie die Betrogene sei. Zuerst lachen sie einander wechselseitig aus; ein herrlicher Lachchor! Dann aber bricht auf einmal aus Allen die verbissene Wuth los, sie vereinigen sich, und schwören dem treulosen Zeus Rache. Dieser steigt zu seinem Unglück so eben zur Erde herab, und wird von den ergrimmten Schönen empfangen. Zuerst zeigen sie sich sanft; ein Chor der Verlassenen ertönt in leiser Wehmuth, wächst aber crescendo zur äußersten Heftigkeit. Der Vater der Götter und der Menschen weiß sich in der Eile nicht anders zu retten, als daß er sich in seine eigene kolossale Bildsäule im Tempel zu Olympia verwandelt und hoch über seinem Haupte einen Donner hinrollen läßt. Allgemeines Verstummen und Erstarren der vom Staunen betäubten Verlassenen. Ein ungeheurer Effekt!

Nr. 6. Das Mausoleum. Zärtliches Duett, gesungen von dem König Mausolus und seiner Gemalin Artemisia. Mausolus geräth dabei in solches Übermaß des Ent-

zückens, in eine solche Extase, daß er, in Liebe vergehend, bei der letzten Note maustodt umfällt. Artemisia's Schmerz ist gränzenlos; kaum die stärkste Bravourarie vermag ihn ganz auszudrücken. Alle Unterthanen werden zusammen berufen. Ihr eiliges Herbeiströmen wird durch ein **Prestissimo** in vier und sechzigstel Noten, größtentheils **Staccato** und **pizzicato** ausgedrückt. Wie aus den Wolken gefallen steht das von ihnen erbaute Grabmahl da. Leichenmarsch, mit Wehklage vermischt. Die Todtenfeier wird begangen. Griechische Dichter werden berufen. In der nächtlichen Halle müssen sie an der Urne des todten Königs poetische Wettkämpfe halten, deren Stoff die großen Eigenschaften des Verstorbenen sind. Artemisia öffnet die Urne, läßt sich einen goldnen Becher reichen, vermischt die Asche mit dem süßen Weine, trinkt und thut beim letzten Zuge auch den letzten Athemzug. Chor der seligen Schatten Elysiums mit einem Maus-Solo.

Nr. 7. Der Koloß zu Rhodus. Die Größe des Kolosses, die so ungeheuer ist, daß Kriegsschiffe zwischen seinen Beinen durchfahren und ein Mann einen Daumen desselben kaum zu umspannen vermag, wird durch ganze und synkopirte Noten im **Alla breve** Takt ausgedrückt. Plötzliches Erdbeben mit Sturmgeheul und unterirdischem Donner. Der Koloß stürzt. Triumphgesang der Sarazenen, die ihn in Stücke zerschlagen und diese auf neunhundert Kamehlen fortbringen. Feierlicher Schlußchor der refrainweise sich selbst reimenden Johanniter-Ritter, die den Sturz

des heidnischen Kolosses sinnbildlich als den Sturz des Heidenthums selbst erklären.

Als das große Oratorium geendigt war, gab's in der Gesellschaft ein wahres Spektakel; Einige saßen da wie petrifizirt, Andere fuhren herum wie Rasende. Das Orchester-Personale lag auf den Stühlen ganz erschöpft, schweißtriefend, athemlos; die meisten Saiten waren abgerissen, die meisten Blasinstrumente schwer beschädigt, und jede der vier Pauken hatte zwei bis drei große Löcher. Der Trompeter stieß beim Sturz des Kolosses in sein Instrument so heftig, daß ihm das messingene Mundstück einen Vorderzahn zerbrach.

Über den Vorzug der einzelnen Musikstücke waren die Stimmen getheilt. Käthchen erklärte für das schönste Stück das Duett zwischen dem — vor Liebe maustodt umfallenden Mausolus und der seine Asche im süßen Wein austrinkenden Artemisia. Viktorine und einige andere Fräulein fühlten sich von dem Chor der Verlassenen am meisten angegriffen. Hilmar lobte insbesondere die glücklich ausgedrückte Geschäftigkeit der zwei Millionen Menschen, von denen die Stadt Babylon erbaut wurde; Lichtheim pries die fröhliche Partie der hängenden Gärten, Hollau den Jagdchor, Madame Bittersüß den Lach- und Zank-Chor der vom Jupiter betrogenen Schönen; Herr Bittersüß hielt den Gigantenkampf mit den verschiedenen Thierstimmen für das Gelungenste im ganzen Werk. —

Der folgende Tag war ein Rast- und Eßtag. Am dritten Tage wurde ein Feuerwerk abgebrannt, welches die zwölf Hauptperioden der Weltgeschichte darstellte, folglich in seiner Art noch umfassender und erschöpfender war als das große Oratorium. Besonders gut nahm sich der Brand der alexandrinischen Bibliothek aus, wobei man sogar die Titel mehrerer Bücher lesen konnte; unter diesen zeigten sich — ich weiß nicht, ob aus Unwissenheit oder aus Spitzbüberei des Kunstfeuerwerkers — auch die Titel von mehreren neueren und neuesten Werken.

Am fünften Tage wurde endlich ein großes tragisches Spektakelstück, betitelt: „Der Mord des Todten" aufgeführt. Die Neuheit und Kühnheit der Dichtung zeigte sich nebst der ungeheuern Schicksalsgräßlichkeit und Fantasmagorie, noch in einer ganz eigenen Art von tragischer Satyre, kraft deren die handelnden Personen ihr Inneres reflektirend, gleichsam zerspalteten und, so zu sagen, in den erschütterndsten Momenten sich selbst lächerlich machten.

Indessen hatten die beiden Rezensenten, der höfliche und der grobe, ihre Kritiken über das Oratorium, so wie über das universalhistorische Kunstfeuer und die sarkastische Tragödie schon in den Taschen. Jetzt standen Beide, der Eine ein Glas Wein trinkend, der Andere von einer Torte genießend, in verschiedenen Ecken des Saales. Einer der Gäste deutete dem Dichter Helion auf sie, mit den Worten: „Wie sie lauern!" — Helion aber sagte darauf: Aristarch, der schärfste Kunstrichter der alten Zeit, gab das Rezensiren auf, und starb im zwei und siebenzigsten

Jahre freiwilligen Hungertod, um nicht an der ihn quälenden Wassersucht zu sterben; der größere Theil der heutigen Aristarchen rezensirt aber aus Wasserscheu und um dem Hungertode zu entgehen." —

Helion schwieg, da das Deklamatorium eben anfing. Es durften nur Gedichte auf den Frühling überhaupt und auf den Mai insbesondere vorgetragen werden; das war der ausdrückliche Wille der Madame Bittersüß. So waren denn die Frühlings- und Maigedichte aller Nationen und Zeiten rekrutirt worden, um an diesem Tage als ein Gardecorps zu paradiren. Es wurde auch in fremden Sprachen deklamirt, sogar in solchen, die Niemand verstand, weder der Zuhörer noch der Deklamator. Wer billig denkt, wird Dieses gewiß nicht tadeln, wenn er sich erinnert, daß so viele italienische Arien gesungen werden, wobei weder die Sänger noch die Zuhörer ein italienisches Wort — höchstens noch O Dio! und amore — verstehen.

So ging denn ein deklamatorisches Frühlings-Pelotonfeuer los. Auch Käthchen wollte mitfeuern; ihre ganze Deklamations-Wuth kam in Gährung, als sie Fräulein und Herren nach einander vortreten und losbrennen sah. Lichtheim bat sie, es nicht zu thun, sondern — wie er sagte — ihre Brust zu schonen; der eigentliche Grund lag aber darin, daß ihre Stimme, sobald sie bei ihrem übrigens ziemlich richtigen Vortrage in's Feuer kam, abscheulich kreischend wurde, wobei sie oft sogar zu grimassiren anfing. Sie that sich jetzt lange Zeit Gewalt an; endlich aber konnte sie sich nicht mehr bezähmen, sondern benützte einen eben

eingetretenen kleinen Stillstand, sprang auf, und fing Thomsons Frühling in einer metrischen Übersetzung zu deklamiren an. Da sie vor Freude und Begierde zu exaltirt war, so trug sie größtentheils unrichtig vor; der Athem wurde gepreßt, die Stimme unangenehm singend; das Gesicht glühte, die Arme kämpften mit den Worten.

Lichtheim, der es nicht ertragen konnte, wie Käthe sich lächerlich machte, schlich heimlich aus dem Saale, und überließ das Fräulein und den Frühling ihrem bösen Schicksal. In einem der Seitenzimmer fand er eine kleine, aber sehr gewählte Gesellschaft, die sich vom Deklamationstroß heimlich getrennt hatte. Auch Hollau nebst Hilmar und seinen Töchtern waren hier. Als der Mond dieses stillen Abendhimmels glänzte der Dichter Helion.

Es wurde viel über Dichter und Dichtkunst gesprochen. Alle Anwesenden suchten die Empfindung, die ein schönes Gedicht auf sie hervorbringe, und die Wirkung der Poesie überhaupt, gleichnißweise zu erklären. Viktorine sagte, ihr sei dabei, als schwebe sie träumend in einer Sommermondnacht auf dem duftigen Luftmeer zwischen Erd' und Himmel; Flora: als würde sie mit Blumen bekränzt und an den Sohlen wüchsen ihr Flügel; Serena: sie glaube im Lesen immer Musik zu hören; Hilmar: er fühle sich dabei gestärkt wie nach einem Glase Rheinwein, das er in kleinen Zügen leerte; Lichtheim: ihm komme vor, er träte aus einer dumpfigen Tiefe in die reine Luft eines sonnenhellen grünen Hügels. Hollau, auf den die Poesie bisher nicht

so außerordentlichen Einfluß hatte, — sagte, um doch nicht ganz zurückzubleiben: er fühle von Alle dem etwas.

Viktorine aber fiel ihm in's Wort, um ihn von einer umständlicheren Erklärung abzuhalten, die Helion übel nehmen könnte. Darum bemerkte sie: es wäre doch schön, wenn man die Wirkungen der Poesie auf alle Anwesenden sogleich erprobte, und zwar durch irgend etwas, das Helion von sich selbst zum Besten gäbe.

Helion zeigte sich bei solchen Aufforderungen stets äußerst willfährig, doch immer nur mit etwas Kleinerem. Mit größern Dichtungen war er so zurückhaltend, daß er davon weder las noch sprach.

Ich schwanke, sagte er entschuldigend, wie ein unentschlüssiger Liebhaber, zwischen einer strengen regelmäßigen Schönheit und einer leichtfertigen hübschen Dirne, Vers und Prosa. Jetzt gängelt mich eben die nachlässige Anmuth der Letztern.

Das Zwillingspärchen, das ich der Gesellschaft vorstellen kann, hat sein bequemes Kleid von ihr bekommen. Mit diesen Worten zog er seine Brieftasche hervor, nahm zwei Zettelchen feines Papier daraus, und las die folgenden zwei Paramythien:

Tod und Leben.

Einst war der Schlaf dem Menschen fremd, und die Ruhe zur Erholung ein kurzer Tod, ein zeitliches Aufhören des erstarrten Seins. Im Schooße der Nacht lag die ruhende Erde. Aus lautloser Tiefe stieg des Todes Gestalt

empor, noch dunkler als die Nacht. Auf einer mondhellen Wolke schwebte der Genius des Lebens. Schaudernd beim Anblick des Würgers, blieb er in scheuer Entfernung von ihm. Das herzlose Ungethüm aber ergrimmte, und stieß hohnvoll feindliche Drohungen aus gegen den leuchtenden Engel, dessen Licht vor Wehmuth dämmerte. Kühn rief die riesenhafte Nachtgestalt des Königs der Schrecken: „Entweiche! Laß ab von deinem fruchtlosen Bestreben! denn mein Reich ist die Erde, mein Eigenthum der Mensch, der Erde wird. Von der Wiege an dem Grabe verfallen, erhält er sein Leben, um es zu verlieren. Entflieh', ohnmächtiger Geist, und erkenne mein Recht auf den Menschen und meine Macht über ihn! Tausend Wege öffne ich ihm und tausend Mittel stehen mir zu Gebot: Krankheit, Gift und Seuche; der Krieg mit Schwert und Feuer. Alle zerstörenden Leidenschaften sind mit mir im Bunde, und die Elemente gehorchen dienend meinem Wink. Ewig leb' ich, um alles Leben zu vernichten; Blut und Athem entsaug' ich dem Dasein, und die Fülle der Kraft, von mir berührt, vergeht in Ohnmacht. Nichts ist, das mir zu widerstehen vermag! Du selbst, verwegener Genius, wirst einst vergehen vor meinem Vertilgungsgrimm, wie diese Wolke vor dem Nachthauch zerfließt."

Als der Feind des Lebens so sprach, umzog Dunkel den Mond; dumpfer Donner rollte dröhnend dahin, und in allen Gräbern rasselten die Gebeine.

Aber siegreich trat der Engel und noch leuchtender hervor, schwang segnend den Palmenzweig um die Erde, und über seinem Haupte stand ein heller Stern, vor dessen herab-

gesenktem Strahl der Tod sein Antlitz abwendete. Und der milde Genius, der Freund des Daseins, der Ewiglebende, der mit dem Vernichter nimmer in Berührung kommen konnte, sprach so zur Erde: „Der Friede sei mit euch, ihr Ruhenden zwischen Wiege und Sarg! Das Leben ist von euch gewichen, und ihr seid gleich den Todten im Grabe; aber ihr sollt wieder erwachen und auferstehen aus den Banden des Todes, ihr, die ihr nun starr liegt, bewußtlos, aller Kräfte beraubt, nicht mächtig eurer selbst! Wohl steht der Tod an eurer Wiege, wohl verfolgt er euch auf jedem Tritt eurer Pilgerreise, wohl gehört ihm eures Daseins Hälfte an: aber der Vernichtungsgierige, er muß wieder herausgeben seine Beute, frei lassen seine Stundensclaven! Aus dem Schooße des Todes geht ihr siegreich hervor. Ohnmächtig ist der Geist der Vernichtung, all' seine Macht nur ein Mittel zu neuem Leben, zum Erdenleben, so wie zum ewigen, zu jenem von der Sonne, zu diesem von Gott erweckt!" —

Zum ersten Male durchzuckte den erbarmungslosen Tod ein flüchtiges Gefühl der Rührung. Heller floßen die milden Strahlen vom Himmelslicht des Sternes in die Erdennacht des Todes hinab, und aus dem verklärten Dunkel ging des S c h l a f e s dämmernde Gestalt hervor, ein Bild des Todes, ein Quell des Lebens, der das Wesen von Beiden in sich aufnahm und vereinigte, ein todtes Leben, ein lebendiger Tod, ein Vermittler zwischen Tod und Leben.

Des Engels Lächeln ward zur Morgenröthe, und freudig erwachte Menschen erzählten sich ihr erstes Traumgesicht.

Helion ließ die Gesellschaft nicht zu Worte kommen, sondern erbat sich sogleich die Erlaubniß, die etwa erregten Schauer durch ein Bild sanfter Freudigkeit begütigen zu dürfen. Und er las:

Der Blumenkrieg.

Rosen und Lilien, bewundert und geliebt von aller Welt, waren einander einst abhold, und lebten eben deßhalb in Zwist, weil die Einen und die Andern denselben Vorzug haben wollten, den zu behaupten sie stritten und bestritten wurden; die Rosen, stolz auf ihrer Schönheit Prangen und der Liebe Glut; die Lilien auf der Unschuld Verklärung und den Zauberreiz der reinsten Anmuth. Es kam zur Fehde. Mit Dornen bewaffneten sich die Rosen, mit Schwertblättern die Lilien. Nachdem Beide in langem Streite zugleich Sieger und Besiegte waren, trat Flora versöhnend zwischen sie, indem sie ihnen zeigte, wie sehr ihre Schönheit durch ihre Vereinigung erhöht würde, daß sie von der Natur dazu bestimmt seien, und getrennt eben so wenig wirkten als Schönheit ohne Anmuth. Bewegt von den Worten ihrer holden Schutzgöttin, schloßen die entzückten Blumen Frieden. Um die schöne Feier der süßen Verschmelzung aller Welt durch ein sichtbares Zeichen zu verkünden, ward beschlossen, den Abglanz derselben auf der weiblichen Wange zu verewigen, auf welcher nun Rosen und Lilien, gleich siegreich, prangen.

Hätte die erste Paramythie weniger gefallen, so konnte die zweite ihre volle Wirkung auf die Zuhörerinnen um so

weniger verfehlen, als wirklich jede von ihnen ein Pracht-Exemplar von jenem Blumen-Friedens-Schlusse auf ihren Wangen trug. Schade nur, daß Käthe nicht dabei war! Die hätte Alles auf sich allein bezogen und wäre über den interessanten Menschen vor Entzücken ganz rabiat geworden. Das war sie aber leider, zu Lichtheims großem Verdruße, ohnedies schon, indem sie ihre Deklamationswuth ausströmen ließ, bis ihr der Athem fehlte.

Dem besonnenen Lichtheim, der über ihre Genesung vom romantischen Fieber schon so froh war, kam sie vor, wie jene verwunschene Prinzessin, die früher eine Katze war, und nach ihrer Verwandlung von der abgelegten Katzennatur doch noch so viel beibehielt, daß sie eines Morgens pfeilschnell aus den Armen ihres Gemahls sprang, um ein in der Ferne sichtbar werdendes Mäuschen zu erhaschen.

Wären die Ehe-Präliminarien nicht schon eine so allgemein bekannte Sache gewesen, so möchte ich nicht dafür gutstehen, ob Lichtheim das Fräulein nicht etwa für incurabel erklärt und seinen Kopf aus der Schlinge gezogen hätte, den er jetzt, weil es schon so weit gekommen war, in Gottes Namen darin stecken ließ, von der Zeit das Beste hoffend.

Käthe befand sich von der Anstrengung so übel, daß sie vor dem Aufbruche der Gesellschaft zu Bette gehen mußte, und deshalb noch ein sehr romantisches Ereigniß versäumte.

Helion war nämlich über die gute Aufnahme seiner zwei kleinen Dichtungen sehr vergnügt, und wurde darüber, wie gewöhnlich, etwas exaltirt. Diejenigen Gäste, die in dem andern Flügel des Gebäudes wohnten, gingen nach ge-

endigtem Souper sehr munter und gesprächig die Treppe hinab. Helion führte die reizende Viktorine, auf deren Wangen die eine Hälfte der friedenschließenden Parteien, nämlich die Rosen, mit Beeinträchtigung der Lilien, zu sehr vorherrschten. Helion, so wortarm er gewöhnlich war, ließ, einmal aufgeregt, einen Strom von Witz und Bildern hinfluten, und jetzt zugleich über die betäubte Viktorine einen solchen Blütenregen bezaubernder Schmeicheleien fallen, daß nur ihre ausdruckvollen Augen hinreichen konnten, auf Alles hinreichende Antworten zu ertheilen.

Unten an der Treppe stand der vorausgehende Bediente mit einer Fackel, die er als Wegweiserin für die Nachfolgenden hoch empor hielt. Da bat Helion die Gesellschaft plötzlich stille zu stehen. Es geschah. Die auf den obern Stufen immer höher übereinander stehenden weiblichen und männlichen Gestalten bildeten in ihrer Unbeweglichkeit eine schöne Gruppe. Der Bediente, voll Verwunderung über das unerwartete Ereigniß dieses augenblicklichen Stillstehens und Verstummens, wandte sich mit verblüfftem Gesichte zurück, und seine Fackel warf ihr Licht so gut umher, daß Alle wie ein Gemälde voll Figuren in magischer Beleuchtung dastanden.

Nun begann Helion eine Rede an den staunenden Bedienten, der, als das einzige dumme Gesicht der Gesellschaft, in der verklärenden Fackelhelle noch dümmer erschien, und den herrlichsten Kontrast darstellte:

„Wunderbare Gestalt! Du, mit der weißen Fackel aus dem Geisterreich, — Unbegreiflicher! wer bist Du? Ent-

stiegst Du dem Himmel oder der Hölle? bist Du ein guter oder ein böser Geist? Ich vermag es nicht, Dein Wesen zu erkennen, denn mit jeder Minute änderst Du, grauenhafter Proteus, Deine wechselnde Gestalt. Andeuten willst Du, stummer Lichtmime, die Flüchtigkeit aller Erscheinungen des Lebens; andeuten willst Du, daß die Fackel des Schicksals die wichtigsten Momente unsers Daseins beleuchtet. Und darum zeigst Du Dich mir in diesem Augenblick als Eros, den Gott der Götter, und der Menschen Herrscher; ewige Nacht würde die öde, freudenlose Erde umhüllen, strahlte nicht das Licht der Fackel der Liebe in die Welt und in die Seele hinein. Aber nun bist Du plötzlich Hymen geworden, Amors und der Menschen Freund, der Himmlische, der die Herzen verbindet, die sich fanden, und den Bund der Treue weiht für die Ewigkeit. Über zwei Seelen, die in ein Wesen verschmolzen, schwingt er die Fackel des ungetheilten Glücks. Und sieh! schon hast Du Dich, feuriger Salamander, vervielfacht. Wie ein Funke plötzlich in tausend Flammen auflodert, so flimmerst und flackerst Du jetzt als ein ganzer Fackeltanz umher, wie ein Freudenchor, der die Neuvermählten in den Tempel der Häuslichkeit geleitet, zugleich aber auch ein Bild des Lebensreigens, wo in der Halle des flüchtigen Menschengeschlechtes Einer dem Andern die Fackel reicht und der Fassende sie sogleich wieder weiter geben muß, dem, der sie eben so wenig behalten darf. Und so ist die Fackel der Mensch selbst, der hienieden keine bleibende Stätte hat, ewig fortgetrieben, dennoch ewig fortlodert. Und so ist die Fackel auch das Glück,

das rastlos gleitet, stets gehascht, nie verlischt, zu Jedem kommt, aber bei Keinem bleibt, und den Begünstigten selbst nur mit fliegendem Schimmer küßt. — Aber wie ernst wirst Du nun, o Fackelreigen! Unbeweglich stehst Du in des unterirdischen Gewölbes düsterm Nachtgrau'n, und aus trübem Qualm züngelt die rothe Flamme empor! Dumpfes Schweigen herrscht! Stört nicht der Mysterien heilige Feier! Bebt und betet! — Doch — wehe mir! welches gräßliche Geheul! welches sinnenverwirrende Schlangengezische! Hu! Schauderhaftes Schwefellicht erfüllt die Höhle, und übertüncht gelb und blau die erbleichten Gesichter der Furchterstarrten. Sie sind's! sie dringen ein mit der schlangenumwundenen Höllenfackel, die unerbittlichen, entsetzlichen Rächerinnen des Frevels, der Erynnien schauderhafte Riesengestalten! Fort! Fort! — Sie sind verschwunden! Ruhe dämmert auf der duftigen Abendflur; die westlichen Rosen verglimmen. Trauernde Gestalt mit lilienweißem Antlitz und zur Erde geneigter Stirne! Was sinnest Du, so wehmuthsvoll an die Cypresse gelehnt? Mildlächelnder Genius mit der gesenkten Fackel, — ich kenne Dich, und bebe Dir nicht, denn in dem Augenblick, da Du mir schweigend aufwärts deutest, treten aus dem dunkeln Nachthimmel Millionen freundlicher Sterne winkend hervor. Du bist mir nahe verwandt, stiller Freund! Oft glaube ich sogar Du selbst zu sein und steh' mit Dir auf vertrautem Fuße, und rufe Dich, damit Du den Leuten, die ich für meine Trauerspiele und Romane geboren habe, wieder den Garaus machst. Und

so höre denn, geehrtes Treppen-Auditorium, von mir noch zu guter Letzte eine

Rede des Todes bei seinem Eintritt in's Leben!

So spricht der Gewaltige:

„Ich, der Tod, den ihr Narren so ungeschickt fürchtet, bin nichts weniger als fürchterlich. Daß ich nichts Schlechtes, sondern wirklich etwas Gutes bin, zeigt sich hinlänglich schon daraus, daß Gott selbst mich zu euch sendet, Er, der euch und für euch Alles Gute geschaffen hat."

„Lauft also nicht vor mir, denn es würde euch doch nichts nützen, weil ich euch auf jeden Fall einhole. Bleibt vielmehr ruhig! hört mir zu, und laßt euch bewillkommen!"

„Also — Gott zum Gruß! denn ich habe den Auftrag, euch, wenn's Zeit ist, am Ende eurer Pilgerschaft wieder zu ihm in eure ursprüngliche Heimath zurückzuführen."

„Mein Kreditiv brauch' ich euch nicht zu übergeben, weil es in euch selbst liegt. Was meine Insignien als Großbotschafter der Ewigkeit betrifft, so seht ihr hier das Stundenglas, das euch an den vernünftigen Gebrauch der Lebenszeit, die Hippe, die euch an den Unbestand und die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert, und die Fackel, deren Flamme, obschon jene gesenkt ist, dennoch aufwärts lodert, um euch dahin zu deuten, wohin ihr eigentlich gehört."

„Nach dem, was ich bereits gesagt habe, sollt ihr eine wahre Freude haben, mich bei euch zu sehen; aber — **point du tout!** Ihr betragt euch vielmehr recht impertinent gegen mich, schaut mich mit grämlichen Gesichtern an, oder zeigt

mir gar den Rücken. Manchmal schwätzt ihr freilich schöne Worte über mich, — das ist aber nur Strohfeuer! Wie ich höre, soll ein deutscher Schriftsteller über mich gar ein lobpreisendes Werk haben drucken lassen *). Ich weiß wohl, die Kriegsleute schreien: „„Wir wollen auf dem Feld der Ehre sterben!““ — Kommt's aber dazu, so ist Jeder gar froh, wenn ihm die Ehre nicht zu Theil wird. Warum sonst verlegte sich manches Heer auf's Laufen, und mancher Feldherr auf den Rückzug? Die Verliebten sind gar des Teufels. Finden sie nicht gleich Gegenliebe, so wollen sie sich selbst umbringen, und werden sie geliebt, so bilden sie sich ein, der Tod — Herz an Herzen, Mund an Mund — wäre Seligkeit. Zum Glück aber lassen sie das Eine, wenn's zum Ernst kommt, wieder bleiben, und aus dem Andern wird von selbst nichts; denn mir in's Gesicht zu schauen, getrauen sich nur die Wenigsten, weil die Meisten ein schlechtes Gewissen haben.“

„Die Sucht zu leben ist wohl gränzenlos; die Mittel aber, die ihr zur Erreichung wählt, sind größtentheils ganz verkehrte, denn ihr haltet euch nicht an die Natur, sondern an die Unnatur, thut gerade das Gegentheil von Allem, was ihr thun solltet, schwächt und schwelgt, und hetzt und jagt euch zu Krüppeln — id est, zu Tode. Dann schimpft ihr über mich — sehr mit Unrecht! Ich nehm' euch von der Erde weg, wenn ihr alt genug seid; da könntet ihr denn,

*) Vermuthlich meint der Tod hier das Werk über den Tod für's Vaterland von Thomas Abbt.

was mich betrifft, ziemlich lange leben. Unendlich Viele von euch sind aber so dumm, daß sie meine Ankunft gar nicht abwarten, sondern sich das Leben nehmen, eh' ich es zu holen komme. Ja, meine lieben Leute! ihr seid Narren; ihr tödtet euch selbst vor der Zeit, durch rasende Leidenschaften, wildes Ausschweifen, physische und moralische Gifte. Sterbt ihr dann, so heißt's, ich hätte euch umgebracht. Nebstbei wird auch Alles, was Krieg und Seuche wegraffen, auf meine Rechnung gesetzt. Was gehen die beiden Schelme mich an? Ich habe den Auftrag von Gott, euch von der Erde nur dann abzupflücken, wenn ihr reif genug seid, und diesen Befehl vollziehe ich pünktlich. Wenn ihr mir aber selbst nachlauft, dafür kann ich nichts. Käm's auf mich an, und ihr pfuschtet mir nicht in's Handwerk, so stürbet ihr alle wundersanft an der Entkräftung und schlieft in's bessere Leben hinüber wie ein Musikstück, das aus einer Tonart in die andere übergeht. Ihr werdet daraus sehen, daß ich auf alle eure Krankheiten gar nicht anstehe, und mein Amt ohne ihre Beihülfe verwalten kann, obschon sie die Keckheit haben, sich für meine Gehilfinnen auszugeben."

„Liebe Menschlein! Ihr möchtet wohl Alle gern lange leben. Aber — langes oder kurzes Leben — was heißt das? gar nichts! Es ist nur eine leere Redensart. Das kürzeste Leben ist lang, sobald ihr es gut und vernünftig führt; lebt ihr aber schlecht und dumm, so ist auch das längste Leben kurz. Glaubt mir, ein schönes Leben ist besser als langes, und es gibt Stunden in eurem Leben, deren eine oft mehr werth ist, als ein ganzes Lebensalter."

„Nehmt's also mir und unserm Gott nicht übel, daß er euch von mir wieder abholen läßt wie von einem Hofmeister, der die Kinder aus der Gesellschaft nach Hause führt! Denkt nur, bei der Menge Menschenkinder, die fort und fort nachgeboren werden, — wo fändet ihr genug Raum? Ihr müßt einander Platz machen, um euch nicht zu erdrücken."

„Lamentirt mir also künftighin nicht, und vor Allem — hört auf, mich zu verleumden, sonst kränk' ich mich selbst zu Tode; und dann kann Tod sein wer will! Nun meine Herren und Damen, Gott befohlen! Lebt wohl, das heißt, lebt lustig, aber gescheidt!!" —

Nach diesen Worten erscholl allgemeiner Applaus, nur der Bediente schüttelte den Kopf. Helion führte Viktorinen mit grandiöser Haltung über die Treppe; die übrigen Gäste folgten scherzend und lachend, schauten den vielgestaltigen Bedienten neugierig an, machten viele Auslegungen über sein noch ganz verblüfftes Gesicht, und träumten die ganze Nacht von dem ehrlichen Tod und den wechselnden Fackelgestalten. Zum Schlusse will ich nur noch bemerken, daß es mir scheint, als sei die zuerst visionirte Fackelgestalt — der Eros, — Viktorinen und dem Dichter etwas zu nahe gekommen.

Sechstes Kapitel.

Dichterleben. — Die Lockenräuber.

So lustig der Deklamations-Abend geendet, so fröhlich auch Helion auf eine ganz eigene Weise selbst deklamirt, und so seelenvergnügt auch die Gesellschaft ihm zugehört hatte — Viktorine insbesondere: so sah man doch am folgenden Morgen unter den übrigen sehr lustigen Gästen vier Wesen, in deren Gesichtern ein gewisses — beinahe an Schwermuth gränzendes Nachsinnen zu lesen war. Diese vier Wesen waren keine andern als Viktorine und Helion, Käthe und Lichtheim. Die beiden Erstern glichen in ihrer stillen Trauer einem milden grauen Herbsttag; die zwei Letztern konnte man einem heißen Juliusabend vergleichen; der Himmel hat sich getrübt, über den Bergen lauert ein Gewitter, und es scheint fast, als hörte man in weiter Entfernung einen sehr leisen dumpfen Donner rollen. Käthe, die keine Überspannung ertragen konnte und doch so gerne sich exaltirte, befand sich nicht wohl, sah nun die Thorheit ihrer Deklamations-Wuth ein, und ihr achtloses Betragen gegen Lichtheim, vermochte es aber nicht, ihm ein freundliches Wort zu sagen. Lichtheim zürnte um so mehr, als er seinen Unmuth in sich zurückdrängte. Jeder Groll aber, der nicht zur Sprache kommt, krallt sich wie ein Geier in die Brust fest, und unterscheidet sich von dem Geier des Prometheus nur dadurch, daß er noch ärger ist, indem er nicht, wie dieser, an der Leber, sondern am Herzen zehrt.

Besser stand's um die schöne Trauer, von welcher sich die zwei Fantasirenden: Viktorine und Helion, befangen fühlten. Sie träumten den Morgentraum der Liebe, der, gleich dem Gesang der Nachtigall, Entzücken und Schmerz vereinigt.

Helion hatte es bei seinem Traume besser, als die arme Viktorine, denn er konnte sich nach Herzenslust in die grüne Einsamkeit und in sich selbst versenken und ungestört fort träumen, während Viktorine, umlagert vom vielredenden und viellachenden Schwarm der Gesellschaft, immerzu beschäftigt war, ihre Geistesabwesenheit zu bemänteln, und anders zu scheinen als sie war.

Wir verlassen indeß die, — bisher noch von keinem Übermüthigen angerufene Nachtwandlerin, um dem Helion zu folgen, der mit verschränkten Armen über den großen grasbewachsenen Platz des nahen Dorfes wandelt, auf dessen Mitte ein klarer, von hohem Schilf umflüsterter Weiher der Sonne, dem Mond, den Sternen, und den hübschen Dorfmädchen zum Spiegel diente. Hier wohnte in einem sehr niedlichen Hause der Richter des Dorfes, zugleich Gastwirth. An den rosenfarbenen Wänden des Hauses rankten sich hohe Weinreben hinauf, von denen alle kleinen Fenster-Quadrate entweder umrändert oder ganz überwebt waren. Der Geist des Friedens schien hier seine Behausung zu haben. Nur die Honoratioren des Dorfes, die herrschaftlichen Oberbeamten, der Postmeister, der Schullehrer, der Müller u. dgl. sprachen hier ein; auch Durchreisende verweilten gerne ein Stündchen.

Der Wirth und sein Weib waren echte Ebenbilder von weiland Philemon und Bauzis, redlich, himmelrein, fromm und gut, und vom ersten Augenblick der erklärten Liebe bis zum letzten Augenblick ihres Lebens sich mit heiliger Treue ergeben. Helion nannte sie auch gar nicht anders als Philemon und Bauzis, und die beiden uralten Leute ließen es freundlich lächelnd geschehen, nachdem er ihnen die rührende Geschichte einmal herzlich und einfach erzählt hatte.

Helion verlebte mit diesen guten Menschen schon drei Sommer. Sie behaupteten, er habe mit ihrem verstorbenen Sohn, ihrem einzigen Kinde, in Gestalt und Manieren so viel Ähnlichkeit, daß sie den Verschwundenen in ihm manchmal zu sehen und zu hören glaubten. Sie liebten ihn daher so zärtlich, als ob er jener Sohn wirklich wäre, und gingen sogar mit dem Gedanken um, ihn an Kindes-Statt anzunehmen. Im vorigen Sommer pflegten sie den Erkrankten mit der treuesten Sorgfalt; dafür hing aber auch Helion mit ganzer Seele an ihnen, und sein redliches Herz glühte von kindlicher Liebe und Dankbarkeit. Sie thaten ihm Alles, was sie ihm an den Augen ansehen konnten und lasen mit dem Scharfsinne der zärtlichsten Liebe die geheimsten Wünsche aus seinem reinen Herzen heraus; Helion dagegen gefiel sich, ihnen die vollste Ehrfurcht zu bezeigen, und sich ihnen ganz hinzugeben.

Auch den gegenwärtigen Sommer wünschte Helion bei seinen Pflege-Eltern zuzubringen; ließ sich aber, da ihm alles Verweigern so schwer fiel, von der zudringlichen Höf-

lichkeit der bittersüßlichen Ehekonsorten so betäuben, daß er nachgab, und auf einige Zeit zu den Sternen hinaufzog.

Hier tröstete ihn die Hoffnung, aus seiner schönen Gefangenschaft bald wieder befreit zu werden. Es verging aber kein Tag, an dem er nicht dem Getümmel des übervollen Hauses entfloh und sich in die Abgeschiedenheit zurückzog, wo er mit offenen Armen empfangen wurde.

Das für ihn zugerichtete Zimmer blieb immerzu ohne die geringste Veränderung, jeden Augenblick zur freundlichen Aufnahme bereit. Es war wirklich ein Heiligthum der Ruhe. Das Blättergesäusel einer uralten Linde, die ihr windbewegtes Schattenspiel vor dem Fenster machte, und das leise Gemurmel des Baches, dem Helion einen großen Stein untergelegt hatte, mit dem die Wellen unaufhörlich zu schwätzen und zu tändeln hatten, — sie waren, nebst dem Gesang zutraulicher Waldvögel, die einzigen Lautenisten, die man in der tiefen Stille vernahm. Vom Bachufer und von der Linde aus schwelgte das Auge über ein grünes Meer von Wiesen und Weinbergen, das die luxuriose Natur in einer Flutenfülle von den hellsten bis zu den dunkelsten Abstufungen verschwenderisch hingoß, aus dem sich Helion, seine Blicke die längste Zeit eintauchend, oft so voll saugte, bis er einen Farbenrausch hatte. Zur linken Seite der grünenden Unendlichkeit erhob sich die Kirche von uralter Bauart mit einer massiven Ringmauer von bemoostem grauen Gestein umgeben; dicht daran standen die Trümmer eines Templergebäudes mit wohlerhaltenen Hauptmauern. Auch mehrere Gemächer befanden sich im besten Zustande; nur die

offenen Pforten und Fenster deuteten auf Herrnlosigkeit und Mangel an Bewohnern. Die fehlenden Zimmerdecken suchte der Himmel selbst zu ersetzen, so gut es sein konnte, bald ätherblau, bald wolkengrau. In den weiten Hallen hielten die Winde ihre ritterlichen Übungen und Turniere, indeß goldne Sonnenblumen, gleich eitlen Damen kosend aus den Fenstern nickten. Als ein memento mori aller Weltherrlichkeit trauerte hinter ihnen die dornige Distel, an deren rothem Barte noch Spuren vom viel vergossenen Blute der Vorzeit zu kleben schienen.

In diesem Friedensasyl hatte der dichtende Helion viele der glücklichsten Stunden seines Lebens verträumt; in seiner jetzigen Gemüthsstimmung führte ihn die Liebe her, deren Geist über seine Seele fantasirend hinsäuselte, wie der Wind über die Äolsharfe. Nachdem er einige Stunden unter Bildern des Entzückens und der Wehmuth herumgeschwärmt hatte, fühlte er sich gedrungen, die Übermacht Beider durch freundliche Mittheilung zu mildern und sich zu seinen Fantasien gleich einem Virtuosen von andern Instrumenten um so mehr accompagniren zu lassen, als zu lange anhaltender Genuß der Einsamkeit, sein reizbares Wesen zu sehr aufregend, ihn gewöhnlich in einen fieberhaften Zustand versetzte.

So trat er in die Gaststube, um seinen Philemon und die holdselige Bauzis aufzusuchen. Er fand aber hier zwei Herren, die, Wein trinkend am großen Tische, in der Mitte des Zimmers saßen. Dieß war der Ehrenplatz für vornehme Gäste. Die einfache aber feine Kleidung, die schönen Kappen mit breiten Treßborden, welche die Fremden

trugen, verkündeten Wohlhabenheit; ihr Gespräch, das sie ganz laut führten, bewies Geist und Bildung.

Helion, in seiner jetzigen Stimmung nicht geneigt, mit Fremden zu konversiren, setzte sich in einiger Entfernung an's Fenster, und sprach mit dem Alten. Als dieser ihn einige Male mit Namen nannte, riefen die Fremden den Wirth zu sich, und erkundigten sich, ob dieser Helion der Dichter sei, von dem sie schon so viel Schönes gelesen und so viel Rühmliches gehört hätten. Da der Alte, über das Lob seines Lieblings erfreut, Alles bejahte, standen die beiden Fremden auf, traten zu Helion, und ersuchten ihn sehr artig, ihnen seine Gesellschaft zu gönnen. Helion war zwar sonst gegen Jeden, den er nicht genau kannte, etwas scheu, ja sogar spröde und zurückstoßend; das äußerst gefällige offene Wesen der zwei jungen Russen zog ihn aber bald so mächtig an, daß er ihrer Einladung nicht widerstehen konnte und sich an ihren Tisch setzte. Iwan und Fedor wetteiferten nun in Lobeserhebungen. Helion blieb anfangs ziemlich kalt und wortkarg, glaubte fast, sie wollten ihn zum Besten haben, und suchte schon Ausflüchte, sich wieder zu entfernen. Iwan und Fedor zeigten aber eine so herzliche Freude über ihn, sagten ihm so viel Schönes, trugen endlich sogar ein kurzes Gedicht von ihm sehr richtig vor, und wurden so warm, daß Helion, davon ergriffen, Beide mit Innigkeit umarmte. Die zwei gutherzigen, aber sehr kräftigen Russen drückten ihn so heftig an sich, daß dem armen Helion, dessen Natur eben nicht die stärkste war, etwas unwohl wurde. Iwan befahl dem Wirthe sogleich

den besten Wein aufzusetzen. Beide tranken auf Helions Wohl, ließen ihn und alle seine Poesien leben. Zuletzt wurde der alte Österreicher auch zum Lebehoch seines eigenen Landes verwendet. Nun stieg Helions Begeisterung mit der seiner Gesellschafter in gleichem Grade, und zwar ziemlich schnell zu einer beträchtlichen Höhe. Er sprach in rhytmischer Prosa das Lob Rußlands, der schönen Eigenschaften der Russen überhaupt, und erhob insbesondere ihre bedeutenden Fortschritte in der geistigen Ausbildung. Iwan und Fedor sogen Helions Worte noch gieriger ein, als den alten Österreicher. Der Enthusiasmus wurde stets ärger; man ließ Regenten, Schriftsteller, Künstler, ganze Völker, endlich die ganze Welt leben. Auf Helions Lippen schwebte schon Viktorinens Name; er besann sich aber noch zur rechten Zeit, drängte ihn in's Herz, aus dem er heraufgekommen war, zurück, und ließ Alle Schönen leben. Einstimmiges Zujauchzen erfolgte. Man umarmte, man küßte sich; Alles schwamm in seliger Harmonie. Bruder! scholl's von allen Lippen; Jubel und Freude waren gränzenlos.

Plötzlich nahm diese Szene des Entzückens eine unerwartete Wendung. Iwan, der exaltirteste von Allen, ergriff Helions Haupt, rief: „Schöner, herrlicher Kopf!" Und gleich darauf: „Von diesem Kopf muß ich eine Locke haben, als Angedenken dieser mir unvergeßlichen Stunde; eine der blonden Locken!"

Fedor stimmte freudig bei. „Eine blonde Locke, eine blonde Locke!" riefen Beide zugleich. Helion, theils aus Besorgniß, das Begehren sei nur Spaß, theils weil es für

den Ernst übertrieben schien, theils auch aus Bescheidenheit, weigerte sich, dem Verlangen zu willfahren. Die jungen Russen versicherten aber, daß sie nicht ablassen und selbst Gewalt brauchen würden, wenn's sein müßte. Über das Wort Gewalt gerith Helion, vom Weine erhitzt, in Zorn, in dem er so heftig aufloderte, daß er, nach poetischer Sitte, sogleich mit einem Schwur herausfuhr und betheuerte: „Keine Macht der Erde soll vermögend sein, ihm eine Locke, ja nur ein Haar von seinem Haupte zu rauben; er werde sich gegen ein Heer vertheidigen, und die nordische Bärenkraft müsse vor der südlichen Glut zerschmelzen." — Diese hastige Äußerung beleidigte Iwans und Fedors Nationalstolz; vom Weine eben so erhitzt als Helion, thaten sie auf der Stelle den Gegenschwur: „Das Zimmer nicht ohne blonde Locke zu verlassen!" — Iwan, noch heftiger als Fedor, rief sogleich nach einer Scheere, und als diese auf Helions Gegenbefehl nicht gebracht wurde, sprang er auf, und kam in wenig Augenblicken mit einer großen Schneiderscheere zurück. Fedor hatte indeß die Thür bewacht, und verwehrte dem fluchenden Helion den Ausgang, ohne auf die Bitten des Wirthes und das Angstgeschrei der herbeieilenden Bauzis zu achten. Der Anblick jenes kolossalen Instruments, und der Gedanke, auf so schmähliche Weise eine Locke zu verlieren, entflammte Helions Zorn zur Wuth. Die Wuth und der Wein erhöhten seine Kräfte, und so stellte er sich wie ein Athlet zum Kampf. Fedor strebte ihn fest zu halten und rang mit ihm, während Iwan mit der geöffneten Scheere wie mit einem Mauerbrecher auf ihn zuging. Dro-

hungen, Schmähworte, Stöße von allen Seiten; Weinflaschen und Gläser stürzten wehklagend vom erschütterten Tische, und — die kaum noch waltende Harmonie, ward zu schrecklicher Dissonanz, der Schauplatz der Freude zum Schlachtfeld.

Jetzt, ihr Musen, schützet euren Priester, sonst ist's um ihn geschehen! Schon drückt Iwan, im Gesicht eine Mischung von Grimm und Lachen, den armen Helion links hinüber, daß der gekrümmte Poet einem riesenhaften Komma gleicht. Schon hält Fedor auf dem bodenwärts gesenkten Haupt die räuberische Hand, und in der Hand die zwar noch angewachsene, aber zum Abmähen und zum Andenken bestimmte blonde Locke; da ergreift Helion selbst die Haarsense, hält sich daran fest, gibt sich einen elastischen Schwung, wodurch Iwan das Gleichgewicht verliert, mächtig zu Boden stürzt, wie eine Universalmonarchie, und seinen Reisegefährten Fedor mit dem Umschwung der überschlagenden Füße so gewaltig niederstreckt, daß beide Lockenräuber sinnlos übereinander liegen. Helion benützt die köstliche Zeit und geht majestätisch mit unversehrtem Haupte, an dem kein Haar gekrümmt ist, zur Thüre hinaus. In demselben Augenblicke tritt die ergraute Bauzis mit vier robusten jungen Bauern ein, die sogleich eine Linie formiren und Helions Rückzug decken.

Dieser, als er im Freien war, dankte dem Himmel für seine ganzen Glieder, für sein unverletztes Haupt und für die unbeschnittenen Locken, die er, wenn sie schon zu Monumenten dienen sollten, lieber zu Namensanfangs-Buchstaben, Ringen und Schnüren für weibliche Hälse und Finger

hergeben wollte, insbesondere aber für Viktorinen, die seinen lichtblonden Kopf gelobt hatte.

Indeß Helion, aufgebracht und geschmeichelt zugleich, seine Dachterasse im bittersüßlichen Sommer-Palais erstieg, wo sein Kopf sicher war, aber nicht sein Herz, erhoben sich Iwan und Fedor vom Boden, sahen sich lange starr in's Gesicht, und lachten endlich laut auf. Der Wirth und die Bauern thaten insgesammt einige kühne Seitensprünge. Aber weit entfernt von allen menschenverderblichen Anschlägen, gingen unsere Reisenden auf den Wirth, der an der Spitze der — in einer Ecke des Zimmers zusammengedrängten Mannschaft stand, los, reichten ihm mit größter Gutmüthigkeit die Hände, und sagten: „Nichts für ungut, lieber Herr! Es war nur Spaß, und euer Wein ist köstlich. Was beträgt die Zeche?" —

Philemon wollte, eh' er die Rechnung machte, eine lange Lobrede auf seinen Liebling Helion halten; so sehr ihm aber das am Herzen lag, so ließen ihn die beiden Russen doch nicht zu Worte kommen, indem sie selbst von dem blonden Dichter so rühmlich sprachen, daß dem guten Alten nichts übrig blieb zu sagen, als: „Gnädige Herren! Sie reden mir ganz aus der Seele." —

Die lebhaften Jünglinge küßten ihn herzlich, und zwangen ihn, ein Goldstück über den verlangten billigen Zechbetrag anzunehmen. Der Wirth behielt es nach langem Weigern, als aber die Herren zur Thüre hinausgingen, stand er vor dem Reisewagen und hielt ihnen sein großes hochzeitliches Kelchglas, aus dem er alle Jahre nur einmal trank —

nämlich zum Angedenken seines Hochzeittages, — hoch empor; jeder mußte den duftigen Geist des goldenen Greises in einem Zuge leeren, und zugeben, daß der alte Österreicher dem Rheinwein nichts nachgebe. So stiegen sie in den Wagen, und riefen noch tausend Grüße an Helion heraus. Der Postillon blies, der Wagen flog, die nordischen Gäste verschwanden.

Der gute Alte, weichmüthig von Natur, jetzt aber insbesondere, durch die vorgegangene Szene und den Mitgenuß des Weines zweifach gerührt, sah ihnen mit nassen Augen nach, und sagte zu der an seiner Schulter lehnenden Bauzis: „Die Russen sind doch gute Leute! Ja, ja! Es gibt allerhand Nationen auf der Welt!" —

Siebentes Kapitel.

Preis-Aufgaben einer Privat-Akademie der Künste und Wissenschaften. — Ball-Schlacht.

Wir eilen in das bittersüßliche Haus, wo es jetzt recht grandios hergeht; denn Herr und Madame Bittersüß hatten in einer schlaflosen Nacht den großen Gedanken gefaßt, in ihrem Hause, das ohnedieß ein Ameisenhaufen alles Schönen war, eine förmliche Akademie der Künste und Wissenschaften zu gründen. Künstler aller Art, Gelehrte und Rezensenten waren im Überflusse da; folglich war das herrliche Unternehmen unter solchen Umständen eine wahre Kleinigkeit, die in einem Tage gar leicht zu Stande gebracht werden konnte. Sämmtliche Männer wurden zu aktiven,

alle Frauen und Fräulein zu Ehren-Mitgliedern ernannt; das war binnen einer halben Stunde geschehen. Die ganze Akademie stand daher so schnell da, als wäre sie hergeblasen. Herr Bittersüß wurde natürlich zum Präsidenten, Madame Bittersüß zur Präsidentin ernannt. Helion mußte sich zum permanenten Akademie-Sekretär erwählen lassen, und Thusnelda ruhte nicht, bis sie ihm adjungirt war.

Vor Allem schritt man sogleich zu unzähligen Preisaufgaben und Preis-Aussetzungen, nach dem aufgestellten Grundsatze, Geld regiere die Welt, und wo der Preis einmal da sei, könne auch das Preiswürdige nicht fehlen.

Dem gemäß wurden nun Preise gesetzt.

1) Auf die zwei besten Lehrgedichte über die lange Weile, und über die Zubereitung der echten Schuh- und Stiefelwichse.

2) Auf das längste Epigramm.

3) Auf das beste Heldengedicht in Soneten, so zwar, daß jeder Gesang einen eigenen Sonetenkranz ausmacht.

4) Auf die beste Idylle aus einer Unschuldswelt von verjährten Schönen und ausgebrannten Spitzbuben, (z. B. in einem Zuchthause).

5) Für den besten Charadenkranz auf die neun Kegel.

6) Auf das beste Trauerspiel in Ottave rime mit eingemischten abwechselnden Terzinen und Sestinen, worin nur Wahnsinnige auftreten, in einer Verschwörung gegen die Unsinnigen.

7) Auf das beste Singspiel ohne Text, wodurch die musikalischen Instrumente zugleich als handelnde Personen

auftreten; z. B. die Paucke als ein Tirann, die Trompete als ein Held, die Flöte als erste Liebhaberin, der Fagot als gutherziger Murrkopf, die Violine als ein schwatzhafter Vielwisser, die Viola als ein schlichter redlicher Mann, das Fortepiano als ein Universalgenie, die Oboe als ein arroganter vorlauter junger Herr, die Guitarre als primo amoroso, der Violon als ein alter Schulmeister, die Posaune als unglückliche Ehekonsortin, das Horn als Ehegatte, die türkische Trommel als ein Rezensent, das Glockenspiel als ein Soneten- und Charaden-Dichter, die Kastagneten als witzige junge Herren und Damen, die Maultrommel als ein Häuchler, die Windharfe als ein Schauspieler u. s. w.

8) Heldenbriefe zweier Feldhasen.

9) Luft und Duft, ein romantisches Liederspiel.

10) Der Krieg der Elephanten und der Mücken, ein komisches Heldengedicht.

11) Die beste Erzählung unter dem Titel: Die Erfindung des Schlafes.

12) Hufschläge des Pegasus. Eine Sammlung satyrischer Gedichte vom schwersten Kaliber.

Die zweite Preisvertheilung war für wissenschaftliche Werke bestimmt, und zwar:

1) Ästhetik der Kochkunst, nebst einem Anhang über Küchenmusik.

2) Über die Lage und Bauart der Luftschlösser.

3) Anatomisch-plastische Vorlesungen über die Füße der Ballet-Tänzerinnen.

4) Schauspielkunst und Musik aus dem Gesichtspunkte der Mathematik betrachtet, nebst einer Abhandlung über die Betrunkenheit.

5) Der Mensch, ein Buch für Menschen und solche, die es werden wollen.

6) Über die Krankheiten der Mücken.

7) Symbolik des Gesammtwesens des geschichtlichen Alleinseins und Nichtalleinseins, nach dem Maßstabe des psychisch-politischen Beisammenseins.

8) Die Epidemie der Schreibsucht, historisch, psychologisch und metallurgisch betrachtet.

9) Anleitung zur Erfindung sehr anziehender neuer Büchertitel.

10) Über die Kultur der Flöhe und ihre Veredlung.

11) Dramaturgische Vorlesungen über Mord- und Spektakelstücke, herausgegeben von einem Ritter-Schauspiel-Pferde, nebst einem Anhange über die Gastrollen der Hunde, und einer kleinen Singschule für Fische.

12) Über die Polarität des Weltenräthsels, eine mystische Anschauung des Unbegreiflichen.

13) Die Kunst viel zu essen und nichts zu lesen.

14) Unterricht für Setzer und Drucker, die bleiernen Buchstaben so zusammen zu stellen, daß sie ganze Werke formiren und die Schriftsteller ganz entbehrlich machen, zum Besten der Nachdrucker, die sodann den Nachdruck ganz aufgeben können und nicht einmal für das zum Nachdruck nö-

thige Original = Exemplar Geld auszugeben brauchen, nebst einer beigefügten Vertheidigung der Druckfehler und vieler Beispiele, wie oft die Druckfehler einem Werk mehr Salz geben als die Autoren.

15) Statistische Tabellen über die Staaten des Zaunkönigs.

16) Ansichten über die Nachtseite der Weisheit, nebst einer Anleitung zur Unwissenheit.

17) Winke über die Verschiedenheit des Außerordentlichen in dem Gemeinen und Alltäglichen.

18) Der Tanzmeister für Podagristen.

Dritte Preis-Aussetzung auf folgende humoristische Aufsätze:

Rede, wodurch ein Fuchs die Hühner überzeugt, daß er ihr wahrer Freund und Beschützer sei.

Über böse Weiber und Vulkane. Eine Parallele.

Versuch über die Möglichkeit, zwei Eheleute in einander verliebt zu machen.

Wäre es der Veredlung der Menschheit vortheilhaft, wenn auch das Niedrigste erhaben würde?

Über die Art und Weise, wie ein Journal sich blos dadurch erhalten kann, daß es mit jedem Tage schlechter wird.

In welchen Fällen wäre durch Dummheit mehr auszurichten als durch alle mögliche Klugheit?

Parallele weiblicher Nadel- und Zungenstiche.

Versuch, die Gedankenstriche als ein Gedanken-Surrogat einzuführen.

Träume und Schwärmereien eines Esels.

Unterricht für junge Leute, die sich ihre Hofmeister selbst bilden und nach ihrer Hand ziehen wollen.

Über die Erblichkeit der Ehre und der Gicht in vornehmen Familien.

Ist es einer rechtschaffenen Ehefrau erlaubt, ihrem Gatten auch dann zu widersprechen, wenn er ihr in allen Dingen Recht gibt?

Warum ist die Frau des weiblichen Geschlechts und das Mädchen des ungewissen?

Wie könnte man einen Menschen anschauen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen?

Ist ein Autor berechtigt, seinen Lesern blos deshalb lange Weile zu machen, damit die Rezensenten sich zu Tode ärgern, und endlich gar aussterben?

Ist es erlaubt, einen Menschen blos deshalb auf eine sehr niederträchtige Weise zu betriegen, weil wir ihm besondere Ehrfurcht und Dankbarkeit schuldig sind?

Waren unter den Bäumen, die dem leiernden Orpheus nachfolgten, auch Obstbäume? Und haben dieselben durch die Erschütterung des Gehens kein Obst verloren?

Wäre es nicht möglich, bei vorzüglich zarten Kindern die Schläge als Nahrungs-Surrogat anzuwenden?

Was ist schwerer zu ergründen, die Natur der Kunst, oder die Kunst der Natur?

Wie viel Unzen Thränen muß ein wohlerzogenes Mädchen in einem rührenden Schauspiel vergießen, um gerechten Anspruch auf Empfindsamkeit machen zu können?

Detailirter und gehörig begründeter Vorschlag zur Errichtung einer Flöhe-Leihanstalt für gebildete Frauen und Mädchen.

Warum schreiben die wenigsten Schriftsteller so, wie sie schreiben wollen?

Die Bestimmung der Preise wurde vom Präsidenten Bittersüß, dem Akademie-Sekretär überlassen, indem der bittersüßliche Mäcen dabei erklärte, Helion möge sich

in Hinsicht auf die Quantität und Qualität dieser Preise, insofern es vernünftiger Weise geschehen könne, ganz und gar nicht geniren, indem er entschlossen sei, seine bekannte Freigebigkeit und Großmuth bei Unterstützung eminenter Talente in ihrem hellsten Glanze strahlen zu lassen.

Während Helion an seinem Preis-Schwank arbeitete, und dabei viel lachte, verschloß sich Herr Bittersüß in sein Kabinet, wo er Dukaten und andere klingende Münze zählte, und sich sehr ernsthaft beschäftigte, alle die goldenen und silbernen Herrscher-Porträte in Röllchen zusammen zu ordnen, denn er war der Meinung, solche Preise könnten in gar nichts Anderem bestehen, als in Geld, das auch pünktlich ausgezahlt werden müßte.

Als die Röllchen anwuchsen, wurden seine — zuerst vor Freude funkelnden Augen von einem Wölkchen der Wehmuth umflort, und es zeigten sich endlich sogar einige Tropfen Angstschweiß auf der bittersüßlichen Stirne. Das **Point d'honneur** gohr in ihm aber so gewaltig, daß er mit immer betrübteren Angesichte mit der Röllchen-Fabrikatur so lange fortfuhr, bis er das vier und zwanzigste etwas unsanft auf den Tisch legte. „Nun," sagte er tief seufzend, „nun werden's doch genug sein? Sollte Helion etwa noch mehr bestimmen, so wär's von ihm recht dumm!"

Während Madame Bittersüß und die übrigen Akademikerinnen nichts Angelegentlicheres zu thun hatten, als auf ihren Putz zu denken, um nur die erste Sitzung recht glänzend zu machen, gingen die männlichen Mitglieder eben so wortarm herum, als jene mit jeder Stunde geschwätziger

wurden. Sah auch manche sinnende Männerstirn, wie ein militärisches Transport-Sammelhaus neu rekrutirter Gedanken aus, oder wie ein Kirchhof, der sich am Tage vor dem jüngsten Gericht zum Feste der Auferstehung anschickt, so war dagegen auf manchem andern Antlitz die Todesangst und die stumme Wehklage sichtbar: „Hole der Teufel die ganze Akademie! Müßt' ich nicht Schandehalber die Narrheit mitmachen, so ließ ich's bleiben. Am Ende wird man etwa statt des Preises fein ausgelacht!"

Die erste Sitzung wurde wirklich mit größtem Pomp gehalten. Trompeten und Pauken schmetterten und wirbelten, daß man das Gehör zu verlieren glaubte. Sämmtliche Gäste erschienen dabei, wie es vorgeschrieben war, theils als mythologische, theils als allegorische Personen, theils auch idealisch gekleidet. Herr Bittersüß prunkte als Apollo, Madame Bittersüß als Minerva; beide erwiederten den Jubel ihres Empfanges mit huldreichem Lächeln. Helion ließ sich nicht wehren, als Pan zu erscheinen und führte seine Satyrrolle ganz satyrisch aus.

Auf vielfaches Andringen seiner Domestiken, gegen die Herr Bittersüß immer recht gut verfuhr, gestattete er auch, daß das Volk sich horchend und staunend bis an die Thüren dränge. Es fand sich auch eine — über alle Erwartung beträchtliche Menge ein, wogend und drückend, oft auch so viel Gemurmel erregend, daß Herr Bittersüß ein gebieterisches Pst! rufen mußte.

Als die Vorlesung aber geendigt war, fing unter den Thürstehern ein Spektakel an. Unter diesen nämlich befanden

sich: Der Schulmeister und sein Gehilfe, der Küster, der Nachtwächter, der Viehhirt, die Felder- Obst- und Weingarten-Hüter, junge rüstige Bursche, Bauern, Schneider und Schuster, Jägerjungen, Schmiedgesellen und dergleichen.

In diese sämmtliche lebenskräftige Mannschaft fuhr der Teufel des literarischen Hochmuths und der Habsucht. Alle wollten Preiswerber sein, und konkuriren. Jeder verstand die eine oder die andere Preisaufgabe nach seinem Sinn und wollte sie auf seine Weise herrlich beantworten. Der Schulmeister z. B. wollte über die Erfindung des Schlafes schreiben, das beste Singspiel machen, und zugleich die Frage; „ob es möglich sei, bei vorzüglich zarten Kindern die Schläge als Nahrungs-Surrogat anzuwenden?" gründlich beantworten. Der Schuster wählte sich das beste Lehrgedicht über die Zubereitung der echten Schuh- und Stiefelwichs; der Gerichtsschreiber freute sich auf die Idyllen aus einer Unschuldswelt von verjährten und ausgebrannten Spitzbuben, der älteste Schmiedgeselle auf die Hufschläge des Pegasus. Den Jägerburschen begeisterten die pudelnärrischen Briefe zweier Feldhasen, den Koch die ihm unbekannte Ästhetik der Kochkunst, den Küster die Küchenmusik, den Bader des Orts, die anatomische Vorlesung über die Füße der Ballet-Tänzerinnen und der ersten Helden. Die Witwe des im Bach ertrunkenen betrunkenen Schneiders nahm sich vor, über die Kultur der Flöhe und ihre Veredlung etwas zu sagen, während der Altgeselle über Zungen- und Nadelstiche deklamiren wollte. Ein derber junger Bauernbursche beschloß, alsogleich schreiben zu lernen, um seine Gedanken

über die Kunst, viel zu essen und nichts zu lesen, zu Papier zu bringen. Den fantasiereichen Müllerssohn, der eben von seinen Studien zurückkam und in die Schulmeisterstochter verliebt war, interessirten die Träume und Schwärmereien eines Esels. Beinahe Jeder fand einen Stoff, dem er sich gewachsen glaubte.

Die zweite Sitzung der bittersüßlichen Akademie wurde von Helion mit einer Trauerrede über den Mangel an Preis-Aufsätzen eröffnet und auch — geschlossen, weil vom galanten Theil der Mitglieder noch nichts eingegangen, dasjenige aber, was die Plebejer und Rustikal-Autoren übergeben hatten, so geschrieben war, daß Niemand es entziffern konnte. Die dritte Sitzung wurde auf ausdrückliches Verlangen des hohen Präsidiums zwar begonnen, fand aber ihr Ende schon im Anfang. Sämmtliche Mitglieder konnten ihre Freude über die bevorstehende Auflösung kaum verbergen; nur zwei Personen — eine wirkliche und eine allegorische — empfanden darüber die tiefste Betrübniß. Die wirkliche leidtragende Person war Thusnelda, die in dieser Akademie ein der Ewigkeit trotzendes Werk sah, und sich dabei unsterblich deklamiren wollte; die allegorische Person war keine andere, als die wohlbekannte — lange Weile, die in dieser Akademie die schöne Hoffnung aufblühen sah, ihren rechtmäßigen alten Thron, den ihr das lärmende Frühlingsfest im bittersüßlichen Hause geraubt hatte, mit neuem Glanze wieder zu besteigen. Es that ihr daher gar wehe, als die vierte Sitzung von einem Tage zum andern verschoben und endlich — um ein förmliches und feierliches Leichenbegängniß zu

vermeiden, bis zum nächsten Winter suspendirt wurde. Herr Bittersüß ließ es gerne geschehen.

War's aber auch um das Schöne geschehen, — die Schönen waren doch noch da, wurden fröhlicher als je, und beredeten die stets holdselige Madame Bittersüß zu einem glänzenden Maskenball, der gleichsam die Stelle der griechischen Leichenspiele nach dem Absterben der Akademie vertreten sollte. So wurde denn gegeigt, gepfiffen, geschmettert, gepaukt und getanzt, ohne Aufhören.

Aber mitten im ärgsten Tanzgetümmel ereignete sich eine gar sonderbare Begebenheit. Ein Kosaken-Offizier, bewaffnet mit Bogen und Pfeilen, Lanze und Säbel, stürzte wüthend in den Saal. Indem die Musik plötzlich verstummte, der Tanz erstarrte, die Anwesenden von allen Seiten zurückwichen, und alle Thüren verschlossen wurden, — pflanzte sich der Rasende keck in die Mitte des Zimmers, spannte den Bogen, setzte einen Pfleil an die Sehne, zielte — allgemeines Geschrei des Entsetzens! — drückte ab, — und ein Getroffener stürzte zu Boden.

Während die Gäste wie eine feige Schafherde sich in muthloser Verzweiflung zusammendrängten, flog schon ein zweiter Pfeil, und — wieder lag ein Opfer auf den Boden dahingestreckt!

Jetzt ward das Lustspiel plötzlich in die gräßlichste Tragödie verwandelt. Die kühnsten Tänzer deckten, in mahlerischen Gruppen, die Leiber der wehklagenden Schönen schützend, mit ihren eigenen; andere dagegen vergaßen alle ritterliche Galanterie, und versteckten sich selbst hinter ihre

verzweifelnden Tänzerinnen, während noch andere, ihre Feigheit schlau verbergend, gegen die verschlossenen Thüren mit Fäusten, Füßen und Stühlen vergeblich anstürmten.

Herr Bittersüß bestieg, im Muth der Verzweiflung, einen in jonischer Säulenform gegossenen Ofen, klammerte sich mit umschlingenden Armen an den oben stehenden Gott des Schweigens, und hielt gegen den unbekannten Unmenschen eine Rede mit einem Feuer, das man an ihm noch nie bemerkt hatte; aber — er predigte tauben Ohren. Madame Bittersüß, als Flehende, umarmte knieend den Ofen wie einen Altar.

Hier lag ein Haufe quickender Fräulein übereinander, dort kletterten einige junge Herren auf den Kredenztisch, von welchem Aufsätze, Schüsseln, Teller, Flaschen und Gläser wie bei einem Erdbeben herabstürzten. Thusnelda hielt eine Hand auf's Herz, die andere vor die Augen. Einige Fräulein lagen in halber, andere in ganzer Ohnmacht.

Von Neuem flogen jetzt die Pfeile des donischen Ungethüms, und neue Opfer sanken. Zum Schlachtfeld ward der Saal. So mag es ungefähr ausgesehen haben, als einst der zürnende Apollo mit seiner nicht sehr weichherzigen Schwester die Kinder der unglücklichen Niobe mit seinen Pfeilen zusammenschoß. An dem kosakischen Würgengel war nur das Einzige allenfalls zu loben, daß er seine Pfeile immer nur auf die Männer abschoß und diese zu Boden streckte, während das schöne Geschlecht unverletzt blieb.

Schade, daß Helion die tragische Scene nicht sah! Er war wenige Minuten vor Anfang des Schlacht-Monologs

weggegangen, mußte, als er zurückkam, vor der geschlossenen Saalthür bleiben, und hörte drinnen nur das Zettergeschrei, ohne etwas Gewisses zu erfahren. Endlich glaubte er Viktorinens Stimme und Wehruf zu vernehmen; da wurde der Schwache plötzlich ein Herkules, stieß diejenigen, die ihm wehren wollten, zurück, sprengte die Thüre und stürmte in den Saal.

Bei seinem Erscheinen ermannten sich Hollau und Lichtheim und thaten sogleich auf den Unmenschen einen heftigen Angriff; dieser aber wich einige Schritte zurück, riß seinen langen krummen Säbel aus der Scheide, flog damit im Zimmer so blitzschnell herum, daß die Nachjagenden ihn nicht erreichen konnten, und schwang die sausende Klinge so teuflisch, aber neuerdings wieder nur gegen die Männer, daß acht männliche Köpfe von den Rümpfen fielen und acht Rümpfe ohne Köpfe auf dem Boden lagen. Und das ganze Gemetzel war das Werk von ungefähr zehn Minuten! Solche und so viele Gräuel kann der Mensch in so kurzer Zeit verüben.

Die geöffnete Thür blieb — wie jeder Menschenkenner leicht errathen wird — nicht unbenützt; was sich regen konnte, schob und drängte schonungslos hinaus. Und so blieb denn im Saal die folgende Gruppe zurück:

Rings umher auf dem Boden lagen die Ohnmächtigen und die Getödteten, nämlich sieben, von Pfeilen durchbohrt, dann die acht Rümpfe mit den — neben ihnen liegenden Köpfen. — Oben auf der jonischen Ofensäule standen Harpokrates und Herr Bittersüß, beide unbeweglich; am Fuße des vulkanischen Altars kniete Madame Bittersüß;

in ihren Schooß geflüchtet, ruhte Thusnelda in erhabenem Schauder.

In der Mitte des Saales stand der grauenhafte Kosak, auf den zur Erde gesenkten Säbel sich stützend. Voll Hoffnung, nun sich seiner zu bemächtigen, drangen Helion, Hollau und Lichtheim auf ihn ein; da rief er mit gewaltiger Stimme ein gebieterisches: „Halt!" warf Säbel und Bogen von sich, endlich Mütze und Kleider, riß endlich sogar — die Larve vom Gesichte herab, und — statt des mörderischen Unholds stand plötzlich ein schöner Jüngling da, als Genius gekleidet in einem mit Silbersternen gestickten Mantel von himmelblauem Atlas, einen Ölzweig in der Rechten, und sprach mit melodischer Stimme:

„Fried' und Freude mit euch, ihr Geliebten!"

Die drei Verfolger des verklärten Ungeheuers standen nun da, und wußten weder was sie thun, noch was sie sagen sollten; der Verwandelte aber schritt sanft und feierlich vorwärts, gegen den besetzten Ofen zu, senkte sich dann auf ein Knie, und sagte: „Willkommen, theure Pflege-Eltern! Erkennt an seiner Tollheit euren todtgeglaubten Pflegesohn, und verzeiht ihm diesen tollen Streich deshalb, weil er der letzte sein soll und wird, und eben deswegen so glänzend war und sein mußte!" —

Da kroch Herr Bittersüß eilig vom Ofen herab, Madame Bittersüß vom Boden empor, Thusnelda mit ihr; und alle drei riefen zugleich: „Adalbert! lieber, wilder Adalbert! Noch am Leben? Und immer noch so toll wie sonst? Tausendmal willkommen!"

Thusnelda flüsterte der lächelnden Madame Bittersüß in's Ohr: „O Himmel! wie wahrhaft romantisch! Man könnte sich's nicht romantischer träumen!"

Herr Bittersüß aber wendete jetzt sein Auge von dem geliebten wilden Pflegesohn wieder auf die Todten; da schwand ihm plötzlich alle Freude; er erblaßte und rief aus: „Rasender — was hast Du gethan?" — Alle schauderten. Adalbert aber erhob seinen Arm, schwang den Ölzweig, und sprach: „Ihr Todten, stehet auf!"

Und sogleich begann ein neues Leben sich zu regen, und Gestalten auf Gestalten erhoben sich. Die von den Pfeilen Getroffenen machten den Anfang und schwangen sich frisch und gesund in die Höh'! Auch die Rümpfe standen auf vom Boden, auf dem keine Spur von Blut zu sehen war; sie nahmen die weggehauenen Köpfe unter die Arme, zogen die Überkleider ab, und zeigten sich in ihren eigenen Kleidern und mit ihren eigenen Köpfen.

Während dieser Auftritt des Erstaunens vor sich ging, erholten sich auch die wenigen in Ohnmacht Gefallenen, denen Alles wie ein Traum vorkam. Sie mußten sich mit den Übrigen in einen Kreis zusammen setzen, und Adalbert begann nun eine Rede. Den Eingang machte eine demüthige Bitte um Verzeihung wegen des verursachten Schreckens. Hierauf erklärte er, daß er jetzt — nämlich nach der That, wie gewöhnlich, — einsehe, wie unbesonnen der Streich war, und wie sehr er dem Himmel danken müsse, daß außer dem Geschirre, Alles unbeschädigt geblieben sei. Endlich gab er die feierliche Versicherung, daß er —

nach diesem letzten tollen Streich — ernstlich anfangen wolle, gut zu thun, und ein sehr ordentlicher Mensch zu werden.

Während sich nun im bittersüßlichen Hause die Friedensnachricht verbreitete, und die entflohenen Gäste vorsichtig, schüchtern und neugierig wieder herbeischlichen, um das unblutige Schlachtfeld, die lebendigen Todten, und den aus einem Unmenschen in einen Genius verwandelten Adalbert zu sehen, — lassen wir die Leute einander Glück wünschen, bewillkommen, befragen und beantworten, so viel und so lang sie wollen, damit ich Zeit gewinne, dem Leser über diesen, wie aus den Wolken gefallenen Adalbert den höchst nöthigen Aufschluß in Kürze zu geben.

Er wurde von Herrn Bittersüß als neunjähriger Knabe an Kindesstatt angenommen, und war der Sohn eines liederlichen Geigers, der im Elend starb, und nichts hinterließ als diesen Knaben, welcher der Universal-Erbe des ganzen väterlichen Leichtsinnes war. Eben diese Etourderie machte dem — von jeher an der langen Weile laborirenden Herrn Bittersüß so vielen Spaß, daß der lustige kleine Schelm ihm anfangs lieb, endlich unentbehrlich wurde. Adalbert erhielt nun eine sehr noble Erziehung, das heißt, Lehrmeister in Menge, die eigentlich nichts zu lehren, sondern nur zu bestimmten Stunden zu erscheinen hatten. Adalbert besaß sehr gute natürliche Anlagen; durch diese, mit dem gehörigen Zusatz von Leichtsinn und Keckheit, gelang es ihm, Herrn und Madame Bittersüß köstlich zu unterhalten und in den gesellschaftlichen Zirkeln zu brilliren. So reifte der Knabe zum schönen lebhaften Jüngling, ward der

Abgott des Hauses, und beging tausend tolle Streiche, die man ihm nicht übel nahm, sondern für echten Geniesprudel erklärte. Endlich zeigte er Verlangen nach einer schönen Uniform, wurde Offizier, und machte einen Feldzug so klug und so künstlich mit, daß er nicht die kleinste Wunde erhielt. Während desselben machte er schöne Bekanntschaften mit einigen jungen Kavalieren, zuletzt auch mit einer sehr reichen polnischen Dame.

Da Adalbert während dieses Verhältnisses sich nie in Geldverlegenheit befand, wurden auch seine Briefe an Herrn und Madame Bittersüß immer seltener, bis sie endlich ganz ausblieben. Die Adoptiv-Eltern gewöhnten sich nach und nach daran, und so kam nach zwei Jahren die Familien-Verbindung ziemlich in Vergessenheit.

Durch die besagte polnische Edelfrau erhielt Adalbert eine Stelle in einem Kosaken-Regiment, und hatte nun eine Menge Abenteuer verschiedener Art, bis er endlich von dem zu lebendigen Leben sich übersättigt fühlte, quittirte, und mit der Extra-Post nach Hause flog.

Nun habe ich das erfreuliche Geschäft, den vielgeliebten Leser angenehm zu überraschen. Er wird sich vermuthlich an einen gewissen Iwan und Fedor, und an ihren sonderbaren Auftritt mit Helion, und an den närrischen — nicht zu Stande gekommenen Lockenraub erinnern. Jener Iwan war kein anderer als der — jetzige Adalbert; der junge Russe Fedor sein Reitknecht. Iwan vernahm bei seiner Ankunft in der Stadt, die Geschichte der großen Frühlingsfeier im Bittersüßlichen Landhause, eilte nach dem Dorfe,

wo er mit Helion bei den alten Wirthsleuten zusammentraf, zog unerkannt die nöthigen Nachrichten ein, und fuhr wieder weg, um jenen tollen Streich vorzubereiten, den wir im Tanzsaale so eben vor uns gesehen haben. Es bleibt mir nichts übrig, als die Aufführung desselben aufzuklären.

Adalbert warb in den umliegenden Dörfern mehrere pfiffige junge Bursche, verschaffte ihnen Masken, lud sie auf Wagen, und kam mit ihnen Nachts im bittersüßlichen Dorfe an, gerade am Vorabend des Hinscheidens der verunglückten Akademie, also zwei Tage vor dem Maskenball. Die Gelegenheit konnte ihm nicht erwünschter kommen, um einen Spaß nach seiner Weise anzubringen. Er ließ die Bursche sich maskiren und dann einzeln in den Tanzsaal hineinschleichen. Er selbst kam zuletzt, um sich recht grandiös anzukündigen, ganz bewaffnet. Ein Theil seiner Gefährten mußte die eigenen Köpfe verstecken, und falsche aufsetzen. Alle waren genau unterrichtet in dem, was sie zu thun hatten.

Der erhaltenen Instruktion gemäß, fielen diejenigen, die nur Einen Kopf hatten, nämlich ihren eigenen, als todt zur Erde, sobald der abgeschossene hölzerne Pfeil mit der Spitze von Silberpapier sie berührte; den Übrigen schlug Adalbert die hölzernen Köpfe mit dem Säbel von gleich unschädlichem Stoffe herunter. So gings denn im Tanzsaale zu wie in der Welt, wo so mancher Mensch und so manche That ganz ungeheuer scheint, obschon an Beiden, näher besehen, nichts ist.

Nach dieser nothwendigen Aufklärung jenes Gemetzels, das so panischen Schrecken verursachte, muß ich den Leser

vor Allem auf die Käthe-Thusnelda aufmerksam machen, die vor dem, nach abgeworfener Kosaken-Puppe herrlich aufschimmernden Genius hocherröthend dastand, und zu diesem Erröthen ihre guten Ursachen hatte, denn — um es gerade herauszusagen — sie hatte ihn, eh' er verschwand, für einen sehr interessanten Menschen erklärt, das heißt, sie war in ihn verliebt. Adalbert aber lebte damals noch zu toll, auch sprach Thusnelda, die wirklich viel gelesen hatte und viel wußte, für ihn, der wenig wußte und nichts las, zu gelehrt und zu hoch. Käthe-Thusnelda, bei welcher seit der Gründung der Bittersüßlichen Akademie die Romantik wieder in allen Nerven spuckte und zuckte, fand jetzt den Gedanken, zwischen zwei Geliebten zu stehen, nämlich einem Glücklichen — dem Bräutigam, und einem nun vergeblich Schmachtenden, höchst romantisch, und that ihrer Fantasie Gewalt an, um sich selbst zum Besten zu haben.

Achtes Kapitel.

Dichterruhm und Sonnenuntergang.

Es schien, als ob das eigensinnige, neckische Schicksal nun vorsätzlich darauf ausgehe, das Herz der romantischen Thusnelda in's Gedränge zu bringen. Helion hatte ein romantisches Heldengedicht geschrieben; bezaubernd durch Lieblichkeit der Fantasie und Sprachmusik, erregte es Aufsehen und gewann Beifall. Käthe-Thusnelda wurde durch das Lesen dieses Gedichtes, noch mehr durch die vielen Lobeserhebungen, die ihr darüber zu Ohren kamen, so ent-

zückt, daß Helion ihr, wie von einer Glorie umgeben erschien. Sie beschloß auch sogleich, dem Dichter und dem Gedichte zu Ehren, den Namen Thusnelda, der ohnedieß mit der eintretenden Ebbe des Deutschthums und Deutschthun's etwas in Verfall kam, aufzugeben, und ihn gegen den Namen Laidion (so hieß die Heldin des Gedichtes) zu vertauschen. Nun wurde dem leidenschaftlichen Wesen der erstere Name auch so verhaßt, daß Jeder, der sie dabei nannte, sich ihren höchsten Unwillen zuzog, wogegen Alle, von deren Lippen der Name Laidion erscholl, durch ein Lächeln, das sie selbst unverkennbar für ein sogenanntes himmlisches hielt, belohnt wurde. Das einzige Unangenehme bei der Sache war ihr, daß Helion sich zu wenig um sie bekümmerte. Um welche Herzkönigin er sich viel mehr bekümmert, das wissen die Leser schon so gut, als ich selbst es weiß.

Laidion's Bestreben ging nun dahin, sich dem zu wenig aufmerksamen Helion, dessen Namen sie jetzt die personifizirte Romantik des Antiken nannte, aus allen Kräften bemerkbar zu machen. Zu dem Ende gab sie ihm bei jeder Gelegenheit zu hören, daß sie von seinem romantischen Gedicht entzückt sei, und den Namen Laidion angenommen habe. Als ihr das noch nicht genug zu wirken schien, fing sie an, aus jenem Gedichte größere Stellen zu deklamiren, und memorirte sogar einige lobende Rezensionen. Der bescheidene Helion erwiederte all' diese aufgedrungene Liebenswürdigkeit sehr artig, wich ihr aber aus, so viel es auf gute Weise geschehen konnte. Lichtheim sah das Recidiv des romantischen Fiebers mit einem Mißvergnügen, das er

aber so viel möglich in sich zurückdrängte, theils weil er baldige Wiedergenesung hoffte, theils weil er durch Rüge das Übel ärger zu machen fürchtete.

An einem äußerst lieblichen Frühlingsabend, einen rosenwolkigen Himmel über sich, von Wohlgerüchen der Blumen und Pflanzen wie von lebenhauchenden Geistern umschwommen, saß Helion auf der grünsammtnen Spitze eines Hügels, rings um ihn her, sitzend, stehend oder knieend, Frauen und Mädchen wie Genien der Abendröthe, und einige Freunde. Der aufnehmende Mond, das duftige, noch klare Firmament wie ein silberner Kahn durchgleitend, schien sich lächelnd zu wundern, daß die Sterne heute nicht, wie sonst, im Äther, sondern unten auf der dunkelgrünen Erde leuchteten. Der ganze holde Kreis aber umgab den guten Helion wie seinen Mond, und freute sich in vielfach verschlungenen Gesprächen mit herzlicher Theilnahme seines wachsenden Dichter-Ruhmes.

Viktorine war, wenn man sich in Helions Lob zu überbieten strebte, gewöhnlich die Stillste unter Allen, und wagte nicht, ihn laut zu loben, weil sie seinen Werth am tiefsten fühlte, und ihre Liebe vor der Welt nicht verrathen wollte. Nur heute faßte sie, von der allgemeinen Begeisterung und vom Zauber der traulichen Stunde ergriffen, einen ihr sonst nicht eigenen Muth, und verglich Helions aufleuchtende Celebrität mit dem zunehmenden Mond über ihnen. Diese Äußerung durchfuhr Laidions Herz (ich getraue mich selbst nicht, sie anders zu nennen, als sie es jedesmal haben will) wie eine Flamme, nicht der Liebe, son-

dern der Eitelkeit, denn sie konnte es nicht ertragen, daß ein anderes weibliches Wesen, in ihrer Gegenwart brillirte oder nur zu brilliren schien. Ihren ganzen Witz aufbietend, fuhr sie jetzt heraus: „Der silberne Mond sei für Helions Ruhm ein zu schwaches Bild, und, wer etwas Treffendes sagen wolle, müsse ihn mit der aufgehenden goldenen Sonne vergleichen.“ „Jeder große Dichter,“ sagte sie, „sei eine neue Sonne, die am literarischen und am Lebenshimmel den Menschen aufgehe, und ihnen eine neue Schöpfung von Gedanken, Bildern und Gefühlen hervorzaubere.“

„Das eben sei das Wunderbare, daß ein neu aufstehender großer Dichter die jämmerliche Behauptung, Alles sei erschöpft und es lasse sich nichts Neues erfinden, wie eine abgebrannte Feuerwerk-Dekoration niederwerfe, und hinter ihr eine Lichterscheinung aufsteigen lasse, worüber die Erstaunenden in Jubelgeschrei ausbrechen.“ —

Das war nun eben nicht übel gesagt, aber Laidion trug es, nach ihrer Gewohnheit, mit so übertriebenem Pathos und so wenig verdeckter Absicht des Imponiren-Wollens vor, daß man darin mehr den Kopf der Schönrednerin, als das echte Gefühl der Gemüthlichen fand, und ihr folglich nur mit höflicher Kälte beistimmte. Sie aber konnte in ihrem Gleichnisse zu keinem Ende kommen, bis das Ganze lächerlich wurde. Helion selbst konnte sich nicht erwehren, die an Bombast gränzende Tirade von der ironischen Seite zu nehmen. Er bemerkte daher mit scheinbarem Ernste, daß ein Dichter, der mit ausgezeichnetem Beifall auftrete, mehr der untergehenden als der aufgehenden Sonne zu gleichen

scheine. „Das erste Erscheinen eines poetischen Genies," sagte er, — „ist wie die untergehende Sonne, höchst brillant, gleich seinen ersten Werken selbst; ihr blendender Farbenschimmer ermattet dann allmälig mit den Jahren, bis er sich endlich in das dunkle Abendgrau des Alters verliert. Die aufgehende Sonne taugt mehr als Bild eines schönen Talents, das sich aus dem ersten unscheinbaren Grau mit anglimmenden Farben allmälig hervorarbeitet, mit jeder Minute der bildenden Thätigkeit mehr Licht und Form gewinnt, und höher aufsteigt, bis es das ihm gesetzte Ziel erreicht hat. Die aufgehende Sonne hat in ihrem Wesen etwas Regelmäßiges, Einförmiges, dem Genialen entgegengesetztes, will immerzu rings um sich her Verstandes-Aufklärung verbreiten, thut Alles so abgemessen und stufenweise, und geht behutsam und sicher über die Erde — so scheint es wenigstens — dahin; begegnet ihr auf ihrem Wege ein Gewitter, so versteckt sie sich höchst vorsichtig hinter den Wolken, läßt's blitzen und krachen, und wenn Gefahr und Unruhe vorüber sind, kommt sie majestätisch wieder hervor. Da lobe ich mir das aufgehende Genie, und sein Bild, die untergehende Sonne. Wie wechselreich und tausendgestaltig zeigen Beide sich! Sie wollen nicht kritisch beleuchten und aufklären, sondern begnügen sich, Alles in einen milden rosigen Zauberschein einzuhüllen, und selbst wenn wir wissen, daß Manches dabei Täuschung ist, so lassen wir uns doch gerne von ihnen täuschen, weil diese Täuschung so schön ist, ja viel schöner als die glanzstrahlende Wahrheit des Aufganges. Der Sonnenaufgang und der Verstand nehmen mehr

den Geist in Anspruch, Untergang und Genie mehr das Gefühl und die Fantasie. Die Pracht des Aufgangs läßt uns klar und ruhig wie der siegende Verstand; die fantastische Lieblichkeit des Genies und des Untergangs wirkt auf uns mit dunkler Magie; und während die aufgehende Sonne uns die nüchterne Wirklichkeit vor das hellsehende Auge hinlegt, führen die untergehende und das Genie uns in das Reich der Träume und Ahnungen. Die aufgehende Sonne sag' ich weiter, schärft und spannt unsere fünf irdischen Sinne zum Beobachten und Forschen, aber die untergehende und das poetische Genie schließen uns den innern Sinn auf. Die aufgehende Sonne handelt klug und vorsichtig, weil sie Carriere machen will; darum geht sie eine Art von krummlinigen Weg, geschickt ausweichend über der Erde gefahrlos hin. Die untergehende Sonne stürzt sich mit genialer Kühnheit in die westlichen Donner- oder Lämmerwolken hinein, endlich gar in das Meer hinab, aus dem die Nacht, ein dunkles, lichtscheues Gespenst, erschreckend vor dem, in die Tiefe gedrungenen Glanz der brennenden Fluten, ängstlich heraussteigt und, voll Schmerz über den verlornen Wohnsitz im Abgrund, die verfinsterte Erde mit ihren Thränen benetzt." —

Da Helion bemerkte, daß Laidion über die — theils wirkliche, theils scheinbare Ähnlichkeit seines Gleichnisses zuerst in Verlegenheit, dann in Verwirrung, endlich gar in Bewunderung gerieth, ließ er, zu ihrer totalen Niederlage, noch die letzte Mine springen, und bemerkte; man könnte auch sagen: „Die aufgehende Sonne sei die antike klassi-

sche Poesie, die untergehende die neuere romantische.“ Über diese Äußerung gerieth Laidion in Extase.

Der wilde Adalbert hatte dem ganzen ernsthaften Scherz, gegen seine Gewohnheit, ohne die geringste Störung ruhig zugehört. Er ahnte Helions höhere Natur, fühlte sogar eine Art von Ehrfurcht gegen ihn, und wünschte zu denen zu gehören, die dem Geachteten näher standen. Darum ergriff er auch jede Gelegenheit, sich ihm beliebt zu machen, wobei er sich jedoch manchmal verrechnete, indem sein ungezogenes Wesen den guten Willen irre führte. So merkte er jetzt wohl Helions Ironie; aber nicht die Feinheit, mit welcher der Dichter seiner Gleichniß-Tirade einen Grad von blendender Wahrscheinlichkeit gab. Er glaubte, zur Unterhaltung beitragen zu müssen, trug aber dabei nach seiner Weise die Farbe zu stark auf, und verglich die aufgehende Sonne mit einem prächtigen Staats-Gallakleid, die untergehende mit einem Bergschotten, nachher das Talent mit einem Ordensstern, das Genie mit einem wirklichen Gestirn, die klassische Poesie mit dem Regenbogen, und mit der Äols-Harfe, die Romantik mit der Wasserhose und der Windsbraut.

Durch diese zu derben Vergleiche merkte Thusnelda-Laidion endlich, daß sie die Gefoppte sei, und verließ, in Zorn auflodernd, die Gesellschaft. Dem gutmüthigen Helion, der keinen Menschen beleidigen wollte, war es sehr unlieb, daß die Sache durch Adalberts Ungeschicklichkeit eine so üble Wendung nahm. Er sagte dem tollen Jüngling, der über die Wegeilende laut auflachte: „Sie

haben sich etwas unzart benommen!" Dieser aber erwiederte: „Warum denn? Es war ja recht lustig!" —

Neuntes Kapitel.

Die Fehler und Leiden des Herzens. — Der Nachtwandler.

Helion und Viktorine standen jetzt in der Blüte ihrer Liebe. Wollte man die Schönheit und die stille Freudigkeit ihres reinen Innern bildlich versinnlichen, so könnte man sagen, die Herzen Beider seien silberne Monde gewesen, die in der ätherischen Brust so wonnig leuchteten, daß der Quell ihres Rosenblutes wie Götter-Ichor sprang, und ein geistiges Saitenspiel himmlische Melodien tönte. So entfaltete sich Viktorinens holde Jungfräulichkeit in rosiger Lieblichkeit und Lilien-Zartheit. Jedes Wort, jede Bewegung trug das Siegel vollendeter Grazie; ihre Augensterne waren Liebe und Unschuld. Helions beglückter Genius schwang sich zu seiner Kulminationshöhe. Es schien, als sei er einige Zeit ein Gast im hohen Olymp gewesen, und trüge, vom Wohnsitz der Götter zurückgekehrt, das Geheimniß seiner Seligkeit im Busen verschlossen. Seine begeisterte Fantasie glich einem reichen Zaubersaal, aus dem er poetische Bilder wie Edelsteine von den verzierten Wänden herabnahm.

In diesem Verklärungszustande erhielt er eine Einladung nach der Stadt, die er nicht zurückweisen konnte, denn Theodors wackere Gattin feierte mit vollem Herzen ein Fest ihres Gatten, der ihr das Liebste auf der Welt war.

Theodor besaß Helions innigste Hochachtung, denn er verband die trefflichsten Geistesgaben mit seltenen Vorzügen des Gemüthes. Dazu ward Helion mit dem ausdrücklichen Beisatze: „Das Fest durch seine Gegenwart zu verherrlichen" — dringend gebeten. So trennte er sich denn von Viktorinen mit der Versicherung, daß er im häuslichen Feste der glücklichen Liebe nur einen Spiegel von ihrer Zukunft sehen werde.

Das Fest wurde in einem schönen Garten, der auf einem Walle der Stadt lag, an einem hellen Vollmond-Abend gefeiert. Lust und Jubel erwärmten jedes Herz, beflügelten jeden Geist. In das Feuer der lebhaften Gesellschaft wie eingetaucht, glich Helion einem glühenden Stahlkolben, in einem Punschnapf gesenkt. Er sprühte Funken, und wurde durch die von Allen ihm gezeigte liebevolle Theilnahme immer glühender und gesprächiger. Eine etwas sentimentale Frau wendete das Gespräch auf das Herz, und äußerte, sie wünsche einmal darüber improvisiren zu hören.

Durch ein kleines Mißverständniß glaubte ein anwesender Arzt, die Dame wolle ihn auffordern, und voll guten Willens schickte er sich sogleich an, eine gründliche Abhandlung zu halten. Helion wußte ihm das Thema schlau zu entwenden: „Das Herz ist als Gegenstand der Gelehrsamkeit, das traurigste Ding in der Welt, nämlich nichts anders als ein — nicht an edlen Empfindungen — sondern an Blutgefäßen reicher, nicht durch seinen Werth — sondern durch sein Gewicht zehn bis zwanzig

Unzen schwerer Muskel. Interessant wird das Herz nur, wenn wir es als etwas betrachten, was es nicht ist, und zwar als etwas, das gar nichts ist, nämlich als ein Sinnbild von etwas, das es sein soll, nämlich als einen in der Brust wohnenden fantastischen Dämon, der Gewitter von Haß und Liebe, Stürme von Entzücken und Schmerz erregt. Dieses allegorisch-magische Wesen, ein Inbegriff der kontrastirendsten Sonderbarkeiten, hat die merkwürdige Eigenheit, daß es fast nie gesund ist, und sogar äußerst selten gesund sein will. Auffallend aber ist's, daß die Krankheiten und Fehler dieses sogenannten Herzens (man betrachte es nun ärztlich als einen Fleischklumpen, oder sentimental als eine unbegreifliche Zaubermacht) in beiden Fällen die nämlichen sind. Der geehrte Herr Doktor erlaube mir, in seine Rechte einen Eingriff zu thun, und nur einige Krankheiten und Fehler, die mir als Laien eben einfallen, zu parallelisiren, z. B. Schlaffheit des Herzens und das Gegentheil, die zu große Straffheit; daher im ersten Falle Stockung des trägen Blutes und der trägen Empfindungen, im zweiten, Widerstand gegen den Andrang des Blutes und der Empfindung. Weiter: Überreiz und Mangel an Reizbarkeit; bei dem ersten zu schneller und zu starker Strom des Blutes und der Empfindung, Fieber und Entzündung, beim zweiten Erkältung und Erstarrung. Ferner: Widernatürliche Erweiterung des Herzens, endliches Bersten; so dehnen manche Menschen ihr Herz, in das sie fort und fort aufnehmen, so aus, daß sie so Vieles lieben, bis sie eigentlich vor Menge gar nichts mehr lieben und nur ein aufgelöstes

Liebeln im übermäßig ausgehöhlten Raum oder vielmehr Abgrund gehaltlos vertragen. Die Griechen liebten ihr Vaterland, alles Fremde hieß ihnen Barbar; ihnen gleicht das tieffühlende Weib, dem jeder Mann als ein — cultivirter — Barbar erscheint, weil ihr Herz nur für den Einen Raum hat, wogegen das bodenlos kranke Herz moderner Damen und Galans nicht nur für ein Accessorium, sondern für ein ganzes verschiedenes Geschlecht überflüssigen Raum findet. — Noch glaube ich auch von einer Herzenskrankheit, die Wasserblasen, etwas gehört zu haben. Gibt's nicht Menschen, die eine eigene Kunst haben, dem Gemüth Wortblasen anzusetzen, die, im Munde zerspringend, Andern jede Empfindung verwässern? — Gibt's nicht eine eigene Mißbildung und verkehrte Lage des Herzens? — Ach! wie manchem Menschen scheint ein verdorbenes Herz angeboren zu sein!

O wie viele Herzen sind mit Goldplatten des Eigennutzes, Schlangenhäuten der Falschheit, Fett des Egoismus u. dgl. überzogen! Und zuletzt gar die schauderhafte Verknöcherung des Herzens! Kann es etwas Entsetzlicheres geben, als ein petrifizirtes Herz? — „Ja," sagte der wackere Doktor mit Nachdruck, „es gibt noch eine entsetzlichere Herzenskrankheit: Geschwüre des Herzens — Verbrechen und Laster, — die stets unheilbar tödtlich sind." — Diese Äußerung ergriff Jeden in der Gesellschaft so schaudervoll, als wäre das eiserne Fatum oder die strenge rächende Nemesis plötzlich eingetreten. Helion selbst fühlte sein Innerstes durchbohrt, und die Möglichkeit, daß Viktorine nicht sei, was sie scheine, oder in der Folge entarten könne, stieg

vor ihm wie ein böser Nachtgeist auf. Ein giftiger Nachthauch blies ihn in diesem Augenblick an, als wolle er den, vom Fest und von der Liebe exaltirten Jüngling zum Todesopfer weihen. Er aber, hinblickend auf das, mit Herz und Geist vermählte Paar, ergriff den Schreckensgedanken wie Herkules die Wiegenschlangen, und erwürgte ihn. Begeistert von der Idee, daß heute das Fest der sich selbst verklärenden Liebe gefeiert werde, ermannte er sich, und sagte mit edelheiterer Begeisterung: „Sei das Herz nun auch wie es sei, dem Guten und Schönen muß es schlagen bis zum letzten Augenblick des Lebens. Darum schlagen hier Aller Herzen Dir, Theophania, die mit Liebesglut die Würde der Frau, und Dir, Theodor, der mit erotischer Jünglingswonne den hohen Mannesernst der Thatkraft vereinigt, heute so, wie sie bis am Ende unserer Tage schlagen werden; mein Herz aber stellt sich gar transparent dar. Es gibt ja sogar ganz transparente Menschen; warum solls nicht auch transparente Herzen geben können? Ein gutes reines Herz gleicht einem schönen, in Oel getränkten Gemälde; wird das Licht der Liebe oder der Freundschaft dahinter gestellt, so gibt es einen entzückenden Prospekt. Und so zeigen unser Aller Herzen heute bei dieser zweifachen Beleuchtung ein Lebensparadies, das der Mensch durch die beiden Gottesgaben: Tugend und Vernunft, sich selbst schaffen kann.“ —

In diesem Paradiese spiegelten sich jetzt die freudestrahlenden Augen einer Gesellschaft von Glücklichen in einander, und die Exaltirten trennten sich spät mit der wiederholten wechselseitigen Versicherung: „Diese Welt sei ohne Zweifel die beste!“

Exaltirter als alle Übrigen ging Helion weg, begleitete noch einige Personen, die ihm besonders werth oder angenehm waren, nach Hause, sprach viel und lebhaft, und exaltirte sich dadurch immer mehr. Der Mond stand so leuchtend hell am Himmel, als wollte er der alten mürrischen Nacht im silbernen Halbzwölf die Bank sprengen; diese suchte sich aber an dem Sonnen-Nachdrucker dadurch zu rächen, daß sie ihm mehrere kalte Nordhauche, die im Anfang des Frühlings vom Winter zurückbleiben wie die bösen Nachzügler hinter einem großen Kriegsheer, in's Gesicht blies.

Leider erfuhr Helions Körper, reizbar und etwas schwächlich, von dem schädlichen Einflusse der feindseligen Nacht mehr als der bedrohte Mond; in seinem überspannten Zustande nahm er aber die übeln Eindrücke auf, ohne sie gewahr zu werden.

Schon hatte er von dem Letzten der nach Hause begleiteten Gesellschaft Abschied genommen, und ging jetzt allein über den Platz der alten Domkirche. Das ungeheure gothische Kirchengebäude mit seinem Riesenthurm stieg wie ein Geist der Vorwelt zum nächtlichen Himmel empor, indem es zugleich den Schlagschatten seiner Größe wie zürnend über die flache Kleinheit der Gegenwart hinwarf.

Während Helion vor der hohen Wölbung des spitzig gerundeten Halbthores, von dem erhabenen Nachtstück ergriffen, mehrmals mit starken Schritten auf und nieder ging, hob der kalte Wind sich immer lauter und ungestümmer. Er beschloß nun, noch in der Nacht nach seiner Dorfbehausung zu gehen, und schritt sogleich rasch fort durch grellen Wech-

sel von Nachtdunkel und Mondlicht. Lange ging er dahin in der tiefen Stille; ausgestorben und öde die Straßen; kein Laut, kein lebendes Wesen kam ihm entgegen. So viele Bewegung in ihm, so viele Ruhe rings umher; nur Schatten und Licht blieben, wie Schmerz und Freude im Leben, seine treuen Gefährten. Jetzt trat Abspannung ein, mit ihr krankhafte Wehmuth und banges Verzagen am gehofften Glück; geheime Schauer durchfröstelten den einsamen, wie von aller Welt sich verlassen fühlenden Wanderer. Endlich vernahm er Glockenschläge, es war drei Uhr des Morgens. Jetzt begann das erwachende Leben sich zu regen. Er hörte Schritte; dunkle Gestalten, kaum erkennbar, näherten sich, der Arbeit mühsames Tagewerk vor Tages-Anbruch beginnend. Schwere Hammerschläge schollen vom Ambos, und aus dem Schwarzgrau sprühten die Eisenfunken der glühenden Esse. Endlich hatte Helion die Wälle der Stadt hinter sich; ein kühles Luftmeer wogte ihm entgegen, und über den ernsten Gipfeln der dämmernden Berge blickten die Gesichter rother Wolken neugierig auf die Erde herab. Wie endlich der sanfte Purpur in blendendes Gold überging, wurde auch Helions Inneres wieder licht und freudig, und mit der sich emporschwingenden Sonne ging auch die strahlende Hoffnung in ihm auf. Als jene in ihrer vollen Herrlichkeit da stand, hatte er den Landsitz erreicht, dessen vierfüßiger Thorwächter den Müden freundlich wedelnd empfing. Helion warf einen Kuß nach Viktorinens Fenster, und sprach leise:

Gute Nacht!
Der Tag erwacht.
Diesen Kuß,
Zum Morgengruß!
Mond und Sonne, Fried' und Freude,
Bring' ich dir zum Brautgeschmeide.
Rein wie Mond, wie Sonne warm,
Ruh' dem Glück der Lieb' im Arm!

Unter diesen Worten stieg er, wachträumend, auf seine Dach-Terasse.

Zehntes Kapitel.

Maskenball und Vermählungsfeste.

Indem sich Helion spät zur Ruhe begab, erwachten die übrigen, sehr zahlreichen Bittersüßlichen Gäste eben so spät. Der einschlafende Helion dachte an Viktorinen, die erwachende Viktorine an Helion, die Andern aber sämmtlich an den Maskenball des heutigen Abends, den Herr und Madame Bittersüß zur Feier der tollen Ankunft des wilden Adalbert gaben, und zur Entschädigung für das von ihm unterbrochene Tanzfest.

Helion schlief ein paar Stunden ruhiger als gewöhnlich; dann erwachte er aber auch so neu belebt, als hätte er eine ganze Nacht wie ein gesundes kräftiges Kind verschlafen. Der Genius des Lebens führte ihn zur Rosenflur der Liebe, das heißt, zur geliebten Viktorine. Sie hörte ihm freudig zu, als er ihr das Fest beschrieb voll Lust und Liebe, noch freudiger, als er ihr seinen Nachtwandel bis zum

Sonnenaufgang erzählte, denn der Aufgeregte schilderte so gut, daß er selbst noch einmal den magischen Weg ging, und sie mit ihm. Nachdem er aber von Viktorinen Abschied genommen, überfiel ihn der Schlaf, so sehr er sich dagegen sträubte, so mächtig, daß er das Mittagsmahl und den Maskenball verschlief.

Der Maskenball fing lustig an, und Alles ging unter einander. Verkleidete Liebhaber unter den Honoratioren und eigentlichen Gästen gab's in Menge, noch mehr aber der ungeladenen Gäste, die aus dem Dorf herbeiströmten, weil der wilde Adalbert das Gerücht verbreitet hatte, es sei heute Freiball und allgemeiner Einlaß. Herr Bittersüß ärgerte sich darüber gewaltig, verbiß aber seinen Ärger, um recht populär zu scheinen; nur wenn er einige derbe Rippenstöße bekam, brach der Ärger wider Willen plötzlich aus. Madame Bittersüß aber that bei diesem Gräuel nichts als — schwitzen und aufseufzen: Das ist nicht auszuhalten! —

Herr Bittersüß zerbrach sich den Kopf, um manche Maske zu errathen, die er bloß deshalb nicht errieth, weil er seinen Scharfsinn zu viel quälte und da eine Maske enträthseln wollte, wo keine Maske — sondern die wahrhafte natürliche Gestalt sich zeigte, wie z. B. der Schulmeister, der Nachtwächter, der Fischer, die Küchengärtnerin u. dgl. Er selbst ging als Apollo herum, mit einem goldgewirkten purpurnen Talar und einem Saitenspiel, so klanglos, als er selbst. Er hatte diese Maske eigentlich aus Desperation genommen, damit das Prachtgewand nicht umsonst gemacht sei, nachdem die Akademie der Künste und Wissenschaften,

für die es zur mythologischen Präsidenten-Charge vom Theaterschneider gedichtet war, schon an der dritten Sitzung wie an einem organischen Fehler des Herzens verschieden war.

Hilmars Töchter wurden freundlich gezwungen, als die griechischen Grazien zu erscheinen, denn Madame Bittersüß hatte sich's in den Kopf gesetzt, als Venus zu paradiren. Den drei Grazien stellte sich aber, nachdem sie kaum dreimal durch den Saal gegangen waren, eine wunderbar kontrastirende Erscheinung entgegen — drei kohlrabenschwarze Afrikaner. Funkelnd von Gold und Edelsteinen auf rothem Tuche, machten sie den hellenischen Huldgöttinen etwas fremdartige Komplimente, und führten endlich mit ihnen eine Quadrille auf.

Nach geendigtem Tanz, der allgemeines Auf- und Zusehen erregte, und durch seine seltsame Beweglichkeit alle andern Gäste zum Stillstand brachte, trat der Bittersüßliche Apollo mit nichts sagender Artigkeit dazwischen, und ersuchte die strahlenden Nacht-Potentaten in scherzhaften Ausdrücken, den Zweck ihrer so weiten Reise kund zu thun. Die Mohrenkönige erklärten hierauf im gebrochenen Deutsch, sie seien als Mitwerber um die, von der Bittersüßlichen Akademie ausgesetzten Preise gekommen, und hätten zu diesem Ende eine Quintessenz von ägyptischer Mystik in krystallisirten Klangformen bei sich.

Dem Herrn Bittersüß war dabei übel zu Muthe, denn er wollte den nicht verstandenen Spaß repliziren, ohne Witz zu haben, und stand daher da — um es nur gerade heraus zu sagen: **Ut iniquae mentis asellus.** Er schlug in-

deß noch einen recht guten Weg ein, substituirte dem Witz die Artigkeit, und bat die Herren unter vielen Komplimenten, sich gefälligst zu demaskiren, um das Vergnügen und die Ehre ihrer Bekanntschaft zu haben. Die edlen Mohren ließen sich nicht lange bitten, sondern zogen ihre schwarzen Larven von Gesicht und Hand ab, und zeigten sich nun erst — eben so schwarz als mit der Maske, folglich als eigentliche Mohren. Wie? sagte Herr Bittersüß, von einem erstaunten Kreise umgeben, — wie? sie sind nicht weiß? — Nein! — erwiederten sie, — die Mohren sind schwarz! — Und Herr Bittersüß, höchst betroffen, rief aus: Also eigentliche Mohren? so, was man Mohren heißt, Mohren im wahren Sinn des Wortes? Ich meine: Mohren wie die Mohren sind und sein sollen? — Ja mein Herr! — scholls von drei Zungen.

Da wurde Herr Bittersüß zornroth, und sagte: „Eigentliche Mohren? Da seid ihr also Sklaven, nichts als Herrschafts-Mohren! Wißt ihr, daß dieses sehr beleidigend ist? daß die Dienerschaft in mein Haus und zu meinen Festins keinen freien Zutritt hat? — Fort demnach ihr wirklichen Mohren, fort!" —

Da stürzten ihm die armen Neger zu Füßen und umschlangen seine Knie in flehender Stellung. Diese Huldigung wollte ihn beinahe rühren; er rief den gesenkten Mohrenköpfen zu: „So steht doch auf! versteht ihr mich?" — Und die Mohren standen auf, und erhoben ihre Gesichter, und ihre Gesichter waren nicht mehr schwarz, sondern weiß, und das eine Gesicht gehörte dem wilden Adalbert, und

das andere dem Freiherrn von Hollau, und das dritte war Lichtheims Eigenthum, den Laidion so lange quälte, bis er, um nicht vor Ärger schwarz zu werden, sein Gesicht aus Verdruß schwärzte. — Jetzt lachte Herr Bittersüß so herzlich, als es ihm möglich war, und versicherte: „die schwarze Geschichte sei recht plaisirlich!" Adalbert dagegen erklärte, es freue ihn ganz kanibalisch, den klugen Pflege-Papa so getäuscht zu haben. —

Indeß verloren sich nach dem Spaße, da es schon gegen zwei Uhr ging, mehrere Gäste, unter diesen auch die Hilmariden.

Alle diese Feste nannte Herr Bittersüß — (obschon sie mit dem Frühling, außer der gleichen Zeit, nicht das Geringste gemein hatten) — Frühlingsfeier. Weil er aber bemerkte, daß der Frühling schon zu Ende ging, hielt er es selbst für unschicklich, die Frühlingsfeier länger fortzusetzen. Um jedoch der langen Weile — wehmüthigen Andenkens — durch die Einstellung der Festivitäten nicht etwa Thor und Thür zu öffnen, beschloß er, sogleich etwas Anderes zu substituiren. Herr Bittersüß gehörte zu jenen Menschen, bei denen der Name die halbe Sache ist, und die sich einen schönen Gegenstand ohne einen schönen Namen gar nicht denken können, woher es denn rührt, daß ihnen auch manches Nichtschöne bloß deshalb gefällt, weil es einen schönen Namen hat; ferner, daß sie oft, wenn sie den Namen finden, die Sache selbst schon zu haben glauben.

Herr Bittersüß dachte lange nach, um einen Universaltitel für eine neue Suite von Festen zu finden, und kam — durch den Fingerzeig eines Zeitungsblattes — endlich darauf, daß die Benennung: Vermählungsfeste, gar schön klinge. Zum Unglücke aber gab's zwischen Lichtheim und Laidion ewige Spannungen, wogegen Serena und Hollau zwar in bester Eintracht lebten, sich aber mit der Hochzeit-Verkündigung Zeit ließen. Herr Bittersüß beschloß die Ehestands-Geschichte dieser beiden Paare zu betreiben, und that dies anfangs nur unter der Hand, ungefähr wie die Heiraths-Angelegenheiten gekrönter Häupter zuerst in den Kabineten negozirt werden; weil man aber seine diplomatische Feinheit nicht bemerken wollte, erlaubte er sich liebenswürdige Sticheleien. Als auch diese nicht wirken wollten, beschloß er, einen Haupt-Coup auszuführen, und zwar noch vor dem letzten Akt der heutigen Ballnacht.

Schon verrieth die Dämmerung ihre zärtlichen Empfindungen gegen den von der Antipoden-Reise zurückkommenden Tag durch ein leichtes Erröthen, als Herr Bittersüß eine Gesellschaft von Auserwählten in ein Kaffehzimmer zusammentrieb, wo Madame Bittersüß auf einem Sofa lächelnd präsidirte. Die Tasse mit den aromatisch duftenden Schalen hatte die Gestalt eines zierlichen flachen Schiffes, aus dem ein Luftballon emporstieg, der die Zuckerbüchse war. Herr Bittersüß selbst ließ sich's nicht nehmen, den im halben Kreise sitzenden Damen die liebliche Moccafrucht zu präsentiren. In dem Augenblick aber, als Laidion und Serena nach ihren Schalen langten, rasselte etwas in

dem Schiff, und plötzlich flog, unter vielem weiblichen Schrecken= und Lustgeschrei, ein bildschöner Amor bis an die Spitze der Segelstange empor, auf welcher er sitzen blieb, und in jeder Hand einen rosenfarbnen Zettel hielt. Der eine verkündigte die bevorstehende Vermählung Serena's mit dem Freiherrn von Hollau, der andere Laidions mit Lichtheim, in gereimten hochzeitlichen Glückwünschungs=Versen. Laidion sprang zuerst auf, las voll Neugierde, und las den für Serena bestimmten Hymenäus mit lauter Stimme, ja sogar mit einer Art von Schadenfreude, Serena's Verhältniß so öffentlich preisgegeben zu sehen. Serena selbst aber war zu betroffen, und auch zu gutmüthig, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Sie war im ersten Schrecken wohl gleichfalls aufgefahren, um zu sehen, ob Laidion wahr lese; als sie sich aber schon bei den ersten Worten von der Wahrheit überzeugt hatte, setzte sie sich, beschämt erröthend, schnell nieder, und ihre Schale schweigend auf den Tisch, wobei sie nicht einmal den zugleich verblüfften Freiherrn anschaute. Dieser aber ermannte sich eben sobald als Lichtheim, und Beide lasen nun, in komischer Hast, des letztern nahe Verbindung mit Käthchen=Thusnelda=Laidion.

Man lachte viel, und — wie der Scherz im Leben gar oft sehr ernstliche Wirkungen hat, — in den zwei belachten Ehestands=Kandidaten reifte der Entschluß, den Vermählungsprozeß möglichst zu beschleunigen, um nicht als moderne Sinnbilder der zehnjährigen Belagerung von Troja zu erscheinen. Hollau wandte sich rechts an Hilmar, Licht=

heim links an den Hofrath Risach mit der Bitte um huldreiche Bestimmung eines nahen Hochzeittages. Der Erste überließ diese gerührt, der Zweite sehr freudig dem Brautwerber. So hatte der Luftballon-Zuckerbüchsen-Amor seine Schuldigkeit gethan. Laidion verneinte scherzhaft, Serena umarmte die beiden Schwestern zärtlich, als wären sie der Bräutigam; Madame Bittersüß gratulirte mit einfallendem Chor, während Herr Bittersüß vor Entzücken über die neuen Feste jubelte. Da strahlte die aufgehende Sonne zu den Fenstern herein, als wollte sie die zwei erklärten Bräute verklären.

Eilftes Kapitel.

Die Gemälde-Gallerie. — Tragödienwuth. — Rezidiv. — Last und Lust der Pflichterfüllung. — Eheliches Glück.

Herr Bittersüß war allerdings sehr erfreut, über die Aussicht zu neuen Festen; als er aber am nächsten Tage die Sache im Detail überlegte, fand sich, daß er eigentlich nicht wußte, was zu thun sei. In einer Art von ungefährlicher Verzweiflung ging er zu Helion, und bat um guten Rath: „wie denn hier etwas Neues anzubringen sei? — Ach! sagte er wehmüthig; wir haben ja schon Alles erschöpft — und zwei Hochzeiten stehen vor der Thür! Was soll man anfangen?“— — Lieber Leser! Mir thut leid um den guten Mann; ich kann ihm aber nicht helfen, und muß ihn in seiner Verlegenheit lassen, denn mich beschäftigen jetzt wichtigere Dinge, nämlich die Doppelhochzeit, die wohl sehr bald vor sich ging, aber so heimlich, daß Herr und Madame Bittersüß ganz

erstaunt da standen, als die zwei Paare, die eines Tages um acht Uhr früh nach der Stadt gefahren waren, um zwölf Uhr Mittags als Eheleute wieder zurück kamen. Ich könnte von dieser Geschichte sehr viel Umständliches und Angenehmes erzählen, unterlasse es aber deshalb, weil die Ehe leider nur gar zu oft bald einem schönen Sommer-Morgen gleicht, auf den schwere Gewitter folgen, bald einem rein gestimmten Instrument, dessen Saiten nachlassen und falsch klingen, bald einem zierlich gearbeiteten Trinkglas, das zerspringt, weil zu heißes Getränk hinein gegossen wird. Herr und Madame Bittersüß hingen sich an die jungen Eheleute, die am Abende abfuhren, um dem wilden Getümmel zu entkommen, so klettenartig an, daß diese endlich versprachen, nach drei bis vier Wochen wieder zu kommen. Sie hielten auch ihr Wort pünktlich, weil Herr Bittersüß sie halb mit Gewalt wieder auf sein Landhaus bringen ließ, mit der bescheidenen Versicherung, daß er sie nicht länger als acht Tage bei sich festhalten wolle, um ihnen die gebührenden Honneurs zu machen.

Während ihrer Abwesenheit hatte Helion den guten Präsidenten der verstorbenen Akademie auf einen bessern Gedanken gebracht, den aber bald ein absurder von Adalberts Seite verdrängte. Der gute bestand darin, daß Helion ihm in einer guten Stunde zuerst begreiflich machte, wie viel Geld er auf Dummheiten hinauswerfe, und wie viel gescheiter er die großen Summen verwenden könne. Herr Bittersüß stutzte, und kam nach langem Überlegen endlich mit der Frage heraus: „Wie meinen Sie das? Es scheint in

dem, was Sie da sagen, etwas Wahres darin zu liegen. Erklären Sie sich deutlicher! — „Jetzt rückte Helion mit verschiedenen Vorschlägen heraus, die ihm schon lange am Herzen lagen. Der erste bestand darin, daß er eine freudige Rede über die Malerei hielt, über die Genialität der Maler und über die Herrlichkeit der Gemälde. Dem Herrn Bittersüß schien diese Tirade wie eine farbenleuchtende Feuerwerk-Dekoration aufzuspringen, und er rief mit einer Art von Begeisterung: Ei, ei! Was Sie da sagen! Das wäre ja etwas ganz Neues! Ich habe — **parbleu**! — wahrhaftig noch keine Gemälde-Gallerie, die doch jeder Mann von Geschmack und Geld haben soll. Recht, mein Lieber, sehr recht! Glauben Sie aber, daß ich in der Malerei nicht zu Hause bin? O da irren Sie! Ich will Ihnen alle großen Maler an den Fingern herzählen." —

Herr Bittersüß hatte nun einmal Feuer gefangen, und versicherte, er sei fest entschlossen, eine Gemälde-Sammlung so geschwind als möglich beizuschaffen, die aber aus lauter Meisterstücken bestehen müsse. „Ja — rief er mit etwas erhabener Stimme — „damit Sie mich besser kennen, und meine Universalität schätzen lernen, und damit ich es nur kurz sage, ich muß Raphaele, Correggio's, Tiziane, Rubense, Claude-Lorrain's, Salvator-Rosa's, Giulio Romano's, — und wie die Teufelskerle weiter heißen, die Alle — sag' ich Ihnen — die Alle muß ich haben." —

Helion billigte den löblichen Entschluß, bemerkte aber dabei, daß er damit doch nicht ganz einverstanden sei. —

Herr Bittersüß stutzte neuerdings und bat wieder um nähere Erklärung. Helion sagte: „Die Meisterschaft aller der Maler, die Sie da genannt und nicht genannt haben, bewundere ich nicht weniger als Sie selbst es thun; allein sie sind — todt, alle zusammen mausetodt. Dagegen gibt's heut' zu Tage Maler, die noch lebendig sind, und zwar in Österreich lebendig, — ja Maler, von denen auch die Nachwelt mit feuriger Zunge lobpreisend reden wird. Diese müssen erkannt, gewürdiget, unterstützt und aufgemuntert werden; dann wird auch aus dem Schooß der Gegenwart mancher ebenbürtige Genosse jener unsterblichen Todten hervorgehen, dem zu seiner Vervollkommnung nichts fehlt als ehrende Anerkennung und gebührende Bezahlung seiner Werke. Jene großen Maler findet man ohnedieß überall; kaufen Sie also lieber neue Bilder jetziger Künstler! Ihr Saal werde schön verziert mit Meisterstücken von Göbel, Höchle, Krafft, Schnorr, Scheffer, Petter, Steinfeld, Kuppelwieser, Ender, Rueß, Schödelberger, Mösner, Wutky, Waldmüller, Ammerling u. dgl. Das ziemt einem Manne, der nicht bloß reich an Geld, sondern auch an Geist und edlem Ehrgeiz sein will!" —

Herr Bittersüß hörte mit steigendem Beifalle zu, und gab Helion den Auftrag, Gemälde über Gemälde für ihn zu kaufen. Helion war nicht träge, und bald prangte ein schöner Saal voll erlesener Werke. Ob sie noch heute dort anzutreffen sind, weiß ich nicht, daß sie aber wirklich existiren, das unterliegt keinem Zweifel. Ich beschränke mich

daher nur auf einen kurzen Bericht über diejenigen Bilder, die — wenn sie nicht wirklich dort waren, doch wenigstens hätten dort sein sollen. Ich nenne zuerst Krafft's Siegesschlacht von Aspern, ein Gemälde voll Leben und Tod, voll Einheit in der reichsten Mannigfaltigkeit. Zurück das Gewoge wuthentflammter Kriegesscharen; im Vordergrund der Lenker der Schlacht, Erzherzog Karl, der Held, von Heldenführern umgeben. Auf Ihn, der die Seele des Ganzen ist, fällt auch die volle Beleuchtung, daß er eben so strahlend erscheint, als dieser Tag selbst in Österreichs Annalen. Nicht minder verherrlichte Höchle sich durch seine Gemälde des Übergangs der verbündeten Heere über die Vogesen im Jahre 1815.

Wie ergreifend steht in Göbels Farbendichtung voll Geist und Wahrheit, des gottbegeisterten Moses Ehrfurcht gebietende Gestalt in ihrer erhabenen Verklärung! Wie voll Leben und mannigfaltigem Ausdrucke gruppiren sich um den Verkündiger des Höchsten Israels Greise, Männer, Mütter und Kinder! — Wie groß gedacht ist der sterbende Jakob! Aufrecht sitzt der Greis auf seinem Sterbelager; selbst im Momente des Todes noch in voller Kraft des Körpers und der Seele, hebt er, voll prophetischer Geistesruhe im ernsten Antlitz, die segnende Hand empor, um seine Söhne und Enkel zu dem Leben einzuweihen, das er nun in makelloser Reinheit verläßt. Die Darstellung des verschiedenen Eindrucks der nämlichen Handlung auf so verschiedene Gemüther ist ein Meisterstück.

Zu sanfter Wehmuth stimmt Kuppelwiesers ro-

mantisches Nachtstück. Wer bist Du, blasse Schwärmerin auf dem Balkon des gothischen Hauses? Tief unter Dir liegt die Erde mit ihrem Grau'n; hoch über Dir leuchtet des Vollmonds stille Klarheit. Halb gehüllt in Deinen Schleier, blickst Du hinaus in die Nacht und in das Licht, Beide vereinend in Deiner Fantasie! Holde Gestalt! Dämmerung ist unser Leben, Dämmerung unser Glück! Ruhe liegt in der Tiefe; nach oben zieht uns die Sehnsucht.

Aber plötzlich reißt mich's fort aus dem Friedensschooße der geistigen Nacht. Klytemnestra, des Gatten Mörderin, und Ägysth, der Buhle, — sie liegen in ihrem Blute vor mir. Die rächende Nemesis hat ihr entsetzliches Richteramt verwaltet; Klytemnestra mußte sterben, — aber nicht durch Sohnes Hand! Und so steht Orestes schaudernd ob der fluchwürdigen That, und auf den blinkenden Dolch des Muttermörders fällt die Fackelglut der Erynnien.

Dich Ender wird Sophokles einst als würdigen Geistesbruder bewillkommnen; aber auch Dich, Schnorr weihte die tragische Muse zu ihrer schauerlichen Größe; Deines Faust's Riesenkraft, Deines Mephistopheles ungeheures Wesen — glühende Gebilde der kühnsten Fantasie — sie werden leben, so lange die Nachwelt, Klingers, Lessings, Göthes verwandte Dichtungen lesen wird.

Laß, Cäciliens ätherische Huldgestalt! *) laß Deine Engelstöne erklingen, den Geist erheben zu dem himmlischen Frieden, und das Leben heiligen in Unschuld, daß es so

*) Die heilige Cäcilie, Gemälde von Scheffer.

sanft und so rein dahin fließe, wie der lieblichen Mutter Maria, umspielt vom Jesuskinde und dem kleinen Johannes *), wo das Menschliche sich so herrlich mit dem Göttlichen vermählt, die Schönheit mit der Würde, und das Farbenspiel der ländlichen Scene so entzückend ist, daß nur das Licht der heiligen Glorie es zu übertreffen vermag.

Aber auch die Erde ist schön, und kaum weiß ich, ob schöner in der Natur oder in den Werken der Kunst. Wie der Schmetterling über Blumen, so schwelgt mein wonnetrunkenes Auge über einer Fülle von kunstreichen Landschaften dahin. Hier fesselt den Blick der ernste Traunsee von Steinfeld, der Natur treuestes Abbild; aber muntere Schalmeitöne verlocken mich auf die Gebirge der Steiermark, wo Rueß Pinsel ein Kirchweihfest feiert. Alle Hügel grünen, alle Hügel sind voll Leben, voll Jugend, Gesundheit und Freude in tausend glücklichen Lustgestalten.

Lebt wohl, ihr fröhlichen Bursche, ihr schmucken Dirnen! Ich muß fort; denn Schödelberger zaubert mir ein italienisches Paradies; Liebe athmet der klare Himmel, Liebe haucht die weiche Farbenglut der üppigen Erde. Und doch zieht mich's wieder weg aus dem Schooße des Lebensgenusses zu Mösners stiller Siedelei. Versenke Dich hier, mein Geist, in ernste Betrachtungen und durchwache die stille Nacht, bis der herrliche Sonnenaufgang von Wutky Dich und die Welt mit Glanz und Jubel erfüllt.

Und so steige auch eure Sonne, ihr Farbendichter Öster-

*) Die heilige Familie, von Anton Petter.

reichs, immer höher und höher, daß euer Ruhm gleich ihrem Lichte sich verbreite!

Herr Bittersüß war nun auf dem besten Wege, sein gutes Geld für etwas Gutes auszugeben; allein der tolle Adalbert, über Helion's Vergleichungs-Rüge erbittert, dachte jetzt nur daran, wie er diesem Alles verderben könne. Er setzte dem ewig schwankenden Herrn Bittersüß in den Kopf, ein förmliches Haustheater zu errichten, weil er wußte, Helion habe dagegen die größte Abneigung. Um dem Reizbaren noch mehr Verdruß zu machen, überredete er seinen goldenen Herrn Pflege-Papa, nur heroische Trauerspiele, als das Höchste in der Kunst, aufführen zu lassen.

Vergebens bot Helion Alles dagegen auf; das Einzige, was er noch erwirken konnte, war die Bewilligung, nicht selbst mitspielen zu dürfen. Hätte ihn der Magnet Viktorine in diesem Hause nicht fest gehalten, so wäre er ohne Reisepaß schon längst abgefahren. Hilmar fand aber an dem bunten Treiben Wohlgefallen, Viktorine am Vergnügen ihres Vaters, folglich blieb sie, und ihretwegen Helion, der, auf vielfältiges Drängen, die Rolle des Souffleurs übernahm.

Durch Adalberts Machinationen wurde Schillers Don Carlos zum ersten Stücke bestimmt. Wie es zur Rollen-Besetzung kam, fingen die Intriguen ihr drastisches Vorspiel so gewaltig an, als sollte die Vorstellung auf einem wirklichen Theater geschehen; das Stück selbst aber wurde so verkürzt und verstümmelt, dagegen aber so reichlich mit Knall-Abgängen, nach jedes Mitspielenden Willkür ausge-

stattet, als sollte das Ganze auf irgend einem Vorstadt-Theater zerfetzt werden.

Die Rollen waren auf folgende Weise vertheilt: Herr Bittersüß konnte als ein reicher Mann und Herr vom Hause natürlich in keiner geringern Rolle als in der — des Königs von Spanien, Philipp des Zweiten, erscheinen, obschon er ganz das matte Gegenstück des kräftigen düstern Herrschers war. Er nahm die Rolle unter vielen bescheidenen Redensarten über sein zu wenig ausgebildetes Schauspieler-Talent mit dem Beisatze an, daß er schon manche Rolle auf der Welt gespielt habe, und einmal sogar schon als Prima-Donna aufgetreten sei. Die Königin Elisabeth durfte man der Frau vom Hause nicht nehmen, und Thusnelda-Laidion intriguirte so gut, daß sie zur Prinzessin Eboli erhoben wurde, wobei man, auf ihr Veranstalten, ihren vielgeliebten Bräutigam zu Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen Don Carlos mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken erhob. Marquis Posa wurde dem Baron Hollau gewaltsam aufgedrungen, auf sein Verlangen aber die Auflösung der Verse, denen er etwas abhold war, in ordentliche Prosa bewilligt. Adalbert behielt sich den Pater Domingo.

Zum Glück war das Stück so zugeschnitten, daß es nur anderthalb Stunden ausfüllte. Herr Bittersüß goß die Essenz seiner Charakter-Rolle in einen Eimer Wasser, so daß man kaum einen bittersüßlichen Geschmack davon wahrnahm. Madame Bittersüß ließ ihren bittern Antheil ganz weg, und flüsterte so süß, daß man kaum den fünf-

ten Theil ihrer hingeweinten Worte verstand. Thusnelda-Laidion kokettirte und grimassirte, als hätte sie den Teufel im Leibe. Lichtheim gab seinen Charakter mit Kunst und Feinheit, aber sehr matt und schläfrig. Dagegen donnerte Baron Hollau gewaltig, verstummte aber sehr oft, wenn ihn das Gedächtniß verließ. Auch begab sich, daß er den Soufleur falsch verstand, und dann das Gegentheil von dem sagte, was er sagen sollte. Einmal war der Kontrast so komisch, daß Helion das Soufflierbuch fallen ließ, den Kopf an eine Koulisse stützte, und vor Lachen zu ersticken glaubte, in der Scene, da Posa eben dem König Philipp einen Funken Wahrheit in die Seele werfen will. Der König horchte noch lange aufmerksam dem verstummenden kühnen Weltbürger zu, und sagte endlich sogar aus dem Stegreif, das Wörtlein: „Nun?" — Aber in Hollau's Seele loderte statt des Wahrheit-Funkens die volle Feuersbrunst eines ungeheuern Zornes gegen den poetischen Souffleur auf, der vor Lachen ersticken wollte. Herr Bittersüß bemerkte diese auflodernde Wuth, befürchtete von dem Kraftmenschen einen plötzlichen Ausbruch, und — hatte sich hierin nicht geirrt; denn Hollau vergaß in diesem Augenblicke, daß er dem mächtigsten Herrscher seiner Zeit, vor dem die alte und neue Welt zitterte, gegenüber stand; Spanien und Amerika verschwand, nur die frevelhafte Lachtaube erblickte er, brach in die heftigsten Invektiven aus, und hielt eine Rede, die eine Mischung von Demosthenes und Pater Abraham von St. Clara war. König Philipp gerieth darüber in ungeheuere Verlegenheit, und stellte

ein wahrhaftes Bild der Majestät in der Klemme, oder eines von den Schrecken des bösen Gewissens zermalmten Tyranns auf dem Todtenbette vor. Da ergriff Helion, der sich indeß ermannte, die zunächst liegenden männlichen und weiblichen Kleidungsstücke, schob einen Baum in's königliche Schlafgemach als Repräsentanten der schönen Tage von Aranjuez, trat selbst auf und hielt einen Epilog **a priori** in Knittelversen. Marquis Posa stürzte wüthend fort, ein herrlicher Abgang! — Die Zuschauer lachten, und der versöhnte König reichte, während der Vorhang fiel, dem frevelhaften **Deus ex machina** die Hand.

Ein anderes Ereigniß diente nicht minder zu allgemeinem Vergnügen: Die Prinzessin Eboli warf sich nämlich in der leidenschaftlichen Scene mit Don Carlos auf dem Sofa so heftig herum, daß sie hinab fiel. Die Ursache des dritten Spektakels war der galante Herr Bittersüß selbst, indem er fürchtete, daß der Schuß am Ende, die Damen zu sehr erschrecken möchte. Dies zu vermeiden, hatte er heimlich angeordnet, daß der schießende Soldat kein Feuergewehr, sondern eine Windbüchse bekam. Der Mörder, dem man von der Abänderung nichts gesagt hatte, drückte los; als aber kein Knall erfolgte, zielte und drückte er fort und fort, als wäre er zu Stein geworden. Der Marquis wartete immer, schon halblaut fluchend, auf den ausbleibenden Knall, und wollte nicht früher fallen. Don Carlos deutete vergebens mit den sprechendsten Geberden zum Losdrücken. In dem Augenblicke sprang Adalbert vor, riß dem petrifizirten Todesschützen das Gewehr aus der Hand, eilte in den Vor-

dergrund und schlug dem unglücklichen Marquis von rückwärs mit dem Gewehrkolben auf den Kopf. Posa verstand den Wink und fiel also mausetodt zu Boden, unter allgemeinem Beifallsgeschrei der erfreuten Zuschauer. Der Scharfschütz erschrack aber so gewaltig über Posa's unerwarteten Fall, daß er einen lauten Schrei that. Dieser Mann war ein Jäger im Dienste des Herrn Bittersüß; als daher einer von seinen Hunden, obschon er in der entfernten Küche stand, die Stimme seines Herrn und Meisters vernahm, stürmte er durch eine Reihe von Zimmern auf's Theater, warf eine Kulisse um, sprang an seinem Herrn empor, voll Freuden des Wiederfindens, dann auf das Podium, wo er, da man ihm von allen Seiten zuschrie, in seiner Verwirrung den als erschossen da liegenden Marquis beim Genick packte. Der Marquis aber, der nicht als Aktäon und überhaupt nicht zweimal sterben wollte, sprang lärmend und abwehrend vom Boden auf. Über das verdoppelte Mordgetöse stürzten alle handelnden Personen herbei, Helion rief: „Schlußchor!" Herr Bittersüß befahl aber den Vorhang herab zu lassen, und so hatte die Tragödie ein so lustig-trauriges Ende, als Tragödien, wenn sie nicht auf Bühnen vom ersten Range gegeben werden, gewöhnlich zu nehmen pflegen.

Noch schlimmer als auf dem bittersüßlichen Haustheater ging es indeß in dem Hause des neuen Ehepaars: Lichtheims und seiner Käthe-Thusnelda-Laidion zu, ehe noch die Flitterwochen vorüber waren. Schon jetzt zeigte Frau von Lichtheim jene Vergnügungs- und Zerstreuungssucht,

die ein Gift alles schönen häuslichen Still-Lebens, und aller ehelichen Zufriedenheit ist. Dem Gatten, der zuerst bat, dann finster blickend ermahnte, endlich drohte, setzte sie zuerst Heftigkeit, und als diese mit Würde zurückgeschlagen wurde, achtlose Gleichgiltigkeit entgegen, der sie beschönigend den falschen Namen Sanftmuth gab. Die schlimmste Seite ihres sich auffallend verschlimmernden Charakters war aber diese, daß sie mehr bösartig als eigentlich böse war, und einer Belladonna glich, lieblich im äußern Scheine, aber tödtend durch ihr inneres Gift. Sie wußte gegen alle Welt sich so liebenswürdig zu zeigen, daß man ihr nichts Arges — höchstens unschuldige Lebenslust — zumuthen konnte. Aller Welt wußte sie sich als Rose zu zeigen, nur ihr Gatte bekam täglich die Dornen zu sehen. Flüchtig, ohne innern Werth, ohne Gehalt, ohne Gemüthstiefe, schien sie jedem Andern ein harmloses Wesen von heiterer Laune und leichtem Sinne; dabei aber hatte sie eine eigene Gabe, dem Gatten Kränkungen zuzufügen, die oft nicht mit eigentlichen Namen belegt werden können, und der unsichtbaren Pest gleichen. Sie gab sich dabei stets die Miene, ihren Gatten zu übersehen, und seine Beschränktheit und üble Laune großmüthig nachzusehen, wobei sie den Grundsatz aufstellte: „Eheleute müssen sich nicht geniren!" — Ein Grundsatz, zu schlecht für die Hölle! Eheleute *sollen* sich geniren, und gerne geniren, weil sie nur in- und mit- und für einander leben sollen. So mag aber Satan sich vor dem Belzebub nicht geniren, wenn er dem Himmel eine Seele stehlen will! —

Insbesondere aber wußte Frau von *Lichtheim* die

Worte: „Lieber Mann! genire Dich meinetwegen ja nicht! Unterhalte Dich!" vor Fremden so honigsüß auszusprechen, daß Jeder dachte: „O Du gutes, liebenswürdiges Weib!" Das Faktische ihrer Verkehrtheit hatte aber seine eigene Stufenfolge.

In den ersten Monaten hing sie an ihrem Manne mit ganzer Seele und mit vollem Herzen. Nach und nach stellte sich aber das Rezidiv der frühern Krankheit ein, des romantischen Fiebers. Bekanntlich sind die Rezidive gewöhnlich heftiger als die vertriebene erste Krankheit, wie ein Usurpator meistens viel grausamer regiert als der strengste rechtmäßige König. Auch ist's leider ein auf Erfahrung gegründeter Satz, daß alle Seelen-Unpäßlichkeiten der Mädchen vor der Heirath, nach derselben bei den Weibern im Ehestande gefährliche Krankheiten werden.

Das Rezidiv der Frau von Lichtheim äußerte sich zuerst dadurch, daß ihr eigenes Hauswesen ihr zu einförmig vorkam. Sie nöthigte ihren Gatten, mit ihr Gesellschaften zu besuchen, bald aber machte sie ihre Visiten, im Gefühle ihrer Selbstständigkeit, lieber allein, denn als Frau konnte sie ja den Mann, den sie nun doch auf jeden Fall hatte, leicht entbehren. So hält manche Frau den Ehestand nur für ein Privilegium zu einer freieren Lebensweise. Frau von Lichtheim erweiterte nun den Kreis ihrer Bekanntschaften täglich, schmiegte sich an Fremde, und bot Alles auf, diesen zu gefallen. Vorzüglich nahm die Tanzwuth in ihr überhand; sie durchschwärmte halbe Nächte. Die Gesellschaften, die sie besuchte, waren allerdings gut;

daß sie aber wie ein flüchtiges Windspiel herumzog, und ihren Gatten zurücksetzte, das war nicht gut. Lichtheim beging dabei den Fehler, daß er seinen Unmuth, nach Weise der Melancholiker, so lange als möglich in sich verschloß, und den bösen Dämon wie einen Geier an seinem wunden Herzen nagen ließ; nur wenn jener ihn endlich übermannte, brach er los, wo dann die Frau Gemahlin seinen leidenschaftlichen Invektiven — Kälte — oder wie sie selbst es nannte — Geduld entgegen setzte.

Nachdem die Dreh-Krankheit, weil die schwache Brust ihrer Wuth erlag, sich verlor, und der ewige Taumel- oder Schwindelgeist abnahm, gab sich Frau von Lichtheim die Miene einer Art von schöner Melancholie, blieb etwas mehr als gewöhnlich zu Hause, und nannte sich deshalb vor aller Welt eine Hauskatze. Die schwärmerische Hauskatze fand aber bald nothwendig, für den entbehrten Tanz die Guitarre zu substituiren, und für den mürrischen Gatten den Guitarre-Meister. Dieser wurde bald ein Hausfreund, und fing an, nicht nur die Guitarre-Saiten, sondern auch die Saiten des Herzens der romantischen Guitarre-Spielerin zu rühren.

Der liebenswürdige Guitarremeister war aber kein Meister vom Stuhle, auch kein Meister von seinem Instrumente, sondern kein Anderer, als — Herr Mehldorfer, der potenzirte Kronprinz von Schweden. Er verließ den Handelsstand, der ihm für seinen Geist zu eng und zu niedrig schien, veranstaltete in einem der Hauptstadt nahe liegenden Dorfe theatralische Vorstellungen zum Besten der Armen,

die ihn wenig interessirten, lernte hier einen berühmten italienischen Opernsänger kennen, der ihn als Bedienten aufnahm und den Lohn durch Unterricht auf der Guitarre und Singen ausbezahlte. Der Sänger reis'te mit vollem Beutel ab, und ließ den Herrn Mehldorfer mit leerem Beutel als Signore Farinoli, berühmten Sing- und Guitarre-Meister, zurück. Die Modehändlerin präsentirte ihn der Frau von Lichtheim. Diese beging zwar kein eigentliches Verbrechen, aber sie that doch das Gegentheil von dem, was sie hätte thun sollen, so wie jede Frau, sobald sie den Pfad ihres Gatten nicht mit Rosen bestreut, darauf Dornen pflanzt. Ihr Herz wird, je umfassender, desto profaner, und der Geist der Liebe hat es mit jedem aromatischen Geist gemein, daß er sich durch Verbreitung schwächt und verduftet, wo er, in einem bewahrenden Gefäße eingeschlossen, seine Kraft lange behalten hätte. Nur gemüthlose Weiber können liebeln, aber mit den Verlust der ehelichen Liebe geht auch ihre Heiligkeit verloren. Frau von Lichtheim hatte leider jenen bösen Wurm, den so manches entartende Weib im Busen trägt: sie kannte nur die Rechte einer Frau — aber nicht ihre Würde, nur die Last der aufgelegten, nicht aber die Lust der erfüllten Pflicht.

So klagte denn Lichtheim vergebens, daß er kein Weib und kein häusliches Asyl habe; der Schmerz machte ihn verschlossen, und die Verschlossenheit gab ihm den Schein eines kalten lieblosen Menschen, der er doch keineswegs war.

Jetzt trat der erste Todesfall ein, der den Leser in diesen Blättern betrüben kann: Hofrath Risach starb in

Lichtheims Armen, beklagend des Freundes entflohenes Glück und die Entartung seiner Nichte, die es nicht wagte, an sein Sterbebette zu treten, weil sie vom Anblick Desjenigen, dem sie so manchen Kummer verursacht hatte, wider Willen zu tief erschüttert zu werden fürchtete. Indeß war dieser Tod doch die Veranlassung, einen ernsten Blick in sich und auf die Sträflichkeit ihres Leichtsinns zu werfen.

Geist der Harmonie! Du bist auch der Geist der Liebe, so wie die Liebe die Schöpferin des Glückes, und das Glück der Liebe das Meisterstück der Schöpfung, wie Haydn's Schöpfung, das Meisterstück der Harmonie, ist. O Schöpfung! Du Zierde aller musikalischen Schöpfungen! Du herrlicher Verein von genialer Fantasieglut und geistiger Besonnenheit, von hinreißender Empfindung und schöner Klarheit, von Erhabenheit und Liebreiz, von Kunst und Natur, von Reinheit des Satzes und des Herzens! Umtöne mich mit all' Deinen zauberischen Sphärenklängen, laß mich den Menschen im Paradiese seiner irdischen Seligkeit, laß mich die Heerscharen des Himmels sehen, die über ihm schweben, wenn er gut und rein ist und liebt! Erwecke in mir alle diese Herrlichkeiten, denn ich habe nun eine glückliche Ehe zu schildern!

Treten wir aus dem düstern Gewölbe einer unglücklichen Ehe, in die reine Himmelsluft der Zufriedenheit, so zeigt sich uns ein frohes Paar — Hollau und Serena, ein würdiges Abbild unserer idealen Stammältern, wie Miltons hohe, gewaltige Fantasie uns die Herrlichen malte, wie Haydn's Schöpfung sie tönen läßt.

Ruhe, Ordnung und geläuterte Freude herrschten in

diesem Hause. Hollau war ganz die gediegene Kraft des Mannes, Serena ganz die bezaubernde Anmuth der holden Liebe, und Beide, ihre wahre Bestimmung klar anerkennend, fühlten mit jedem neuen Tage lebhafter ihre Wechselmacht und ihre Würde. So ehrte und veredelte Eines sich in dem Andern; und wie eine böse Ehe den Fluch der Schlange in sich trägt, so kommt in der guten der Segen von oben, und die Gesänge seliger Geister tönen: „Der Friede sei mit Euch!" — Hollau verwaltete mit redlicher Thätigkeit seine vielen Geschäfte, Serena das Innere des Hauses.

„Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste!"

Das war der gemeinschaftliche Wahlspruch des wackern Ehepaars! Wenige, mit schätzbaren Eigenschaften geschmückte Menschen, geprüft und auserwählt, hatten den Zutritt zu Hollau's Abendgesellschaften an den Sonnabenden, mit denen die Woche fröhlich geschlossen wurde. Die Sonntage wurden zu Ausflügen verwendet. Unter den Vertrauteren des Hauses fanden sich achtungswürdige Schriftsteller und Künstler, und geistvolle Geschäftsmänner, die den Staatsmann, wo er nicht hingehörte, wegzulassen wußten. In Allem aber und immer ward es bei dem harmonischen Ehepaar so gehalten, daß die Freunde und Freundinnen des Einen auch dem Andern lieb und werth waren. Große Feste mit Pracht und Aufwand wurden in jedem Jahre nur drei gefeiert: der Hochzeittag und die beiden Geburtstage Hollau's und seiner Gattin.

Hollau's erstes Geburtsfest feierte Serena durch

Haydn's Schöpfung, worin Erhebung und Freude, Himmlisches und Irdisches, so schön vereinigt ist. Helion hatte ein einfaches herzliches Gedicht: Der Geist der Harmonie benannt, dazu geschrieben, welches als Prolog gesprochen wurde. Ein glänzendes Souper schloß den freudigen Abend. Alle Gäste hatten sich schon entfernt; nur der seelenvergnügte alte Hilmar mit seinen unvermählten zwei Töchtern, Helion und Lichtheim, dem zu Liebe seine Frau liebevoll aufgenommen — oder vielmehr geduldet wurde, blieben noch im vertrautern engen Kreise. An diesem schönen Abende kam Frau von Lichtheim das erstemal zu einer deutlichen Idee über die Seligkeit einer wahrhaft glücklichen Ehe. Sie wurde gerührt, überdachte die Nichtigkeit ihres zerstreuten Wesens und Treibens, verglich den Flitterstaat ihres Innern mit Serena's einfacher edler Natur, und erblickte wie in einem Zauberspiegel den Werth der beglückenden Liebe, die ihre Strahlen auf einen Punkt konzentrirt. Sie wurde stiller und herzlicher als gewöhnlich, und entdeckte an ihrem Gatten Vorzüge, die sie in ihrem bisherigen Zerstreuungstaumel an ihm nicht bemerkt hatte. Lichtheims lange umwölktes Inneres leuchtete morgenröthlich auf; er schien neu verjüngt zu sein.

Diese Erscheinung entging keinem der theilnehmenden Freunde, die nun ihren schönsten Gefühlen und ihren begeisterten Ideen freien Lauf ließen. Gute Beispiele und gute Menschen wirken bekanntlich besser als alle Moral-Systeme. Von Käthe's Augen fiel eine Binde ab, und die kaltschimmernde Eisrinde ihres bisherigen verstockten und

betäubten Eigensinnes fing zu schmelzen an. Sie wurde weich, und da Hollau Serenen jubelnd an sein Herz drückte, flog sie weinend an Lichtheims Brust.

Da scholl aus der stillen Nacht ein erhebender Chor der seligen Geister aus Haydn's Schöpfung feierlich herauf, und — gesegnet seist Du, Geist der Harmonie!

Zur gänzlichen Herstellung der so erfreulich beginnenden Harmonie fehlte nur noch Eines, — die Verbannung einiger bösen Geister: der romantischen Tollheit, der Deklamations-Wuth, der Guitarresucht, der Lauf- und Drehkrankheit, des täglichen Fiebers der Zerstreuungslust, der Elephantiasis des mokirenden Witz-Kitzels u. dgl. Der Anfang mußte mit der Entfernung des potenzirten Herrn Mehldorfer geschehen, der, seitdem wir ihn nicht gesehen haben, zur erlauchten physiognomischen Ähnlichkeit auch die hohe Meinung seiner künstlerischen Genialität bekommen hatte, ein junger Herr vom eleganten Zuschnitt, folglich auch keck und zudringlich, und — für Damen von gemeiner Seele, sehr amüsant, ein sogenannter guter Gesellschafter geworden war; dabei ein gesunder, stämmiger, rothbäckiger Junge, der sich oft zu Pferd präsentirte, gut tanzte, aus sehr zierlichen Tabakspfeifen schmauchte und in seinem Äußern etwas scharmant Burschikoses hatte.

Herr Mehldorfer hatte aber im Lichtheim'schen Hause einen höchsterbitterten Feind, und zwar einen Gegner, den wir seit seinem ersten glänzenden Auftritt in dieser Geschichte nur noch einmal zu Gesichte bekommen, nämlich im bittersüßlichen Garten, wo er sich dem zarten Stoff einer

Grazie zerstörend näherte. Dieser Feind war Swaran — kein ossianischer Held, sondern Lichtheims schwarzer Hund.

Swaran hatte gegen den Signor Farinoli gleich anfangs einige Abneigung verspüren lassen, die ein ordentliches crescendo beobachtete. Bei den ersten Besuchen empfing Swaran den Virtuosen nur mit etwas finstern verdächtigen Seitenblicken; als er aber merkte, daß der Signore sich täglich mehr zudrängte, fügte er bei jedesmaligem Besuche zum Seitenblick ein leises dumpfes Murren, welches ungünstige Zeichen zunahm, je mehr der Meister die Gunst der Schülerin gewann. Da es endlich so weit kam, daß dieser — wenigstens dem Scheine nach — ein förmlicher Vertrauter und Quasi-Cicisbeo der gnädigen Frau wurde, da verließ den redlichen Swaran eines Tages die Geduld, und er fuhr dem eintretenden Kammer-Virtuosen mit solcher Heftigkeit entgegen, daß dieser mit der Guitarre, die er in der rechten Hand hielt, seitwärts — und unglücklicher Weise mitten durch Lichtheims sehr schön gemaltes Porträt stieß, das zum Abstäuben von der Wand genommen, an einem Stuhl lehnte. Beim Anblick seines zerrissenen Herrn stieg Swarans Zorn zur Wuth; vermuthlich hielt das abergläubische Thier dieses Ereigniß für ein böses Vorzeichen, oder es däuchte ihm gar ein vorsätzlicher Frevel. Dem sei wie immer! Swaran packte den zeterschreienden Guitarre- und Singmeister Signore Farinoli-Mehldorfer so tüchtig, daß er ihn zu Boden riß, wodurch der Herr und sein Instrument Schaden litten. Frau von Lichtheim sprang herbei, sah den Spektakel, erschrack, ohne Zweifel

ein guter Nachklang des harmonischen Geistes der Schöpfung — über den zerrissenen gemalten Gemahl mehr als über den wirklichen Cicisbeo, und hatte mit dem Pudel denselben abergläubischen Gedanken wegen des bösen Vorzeichens. Swaran ließ sich vom Zuruf der Herrin sogleich besänftigen, und trat hinter einen runden Tisch, wo das Bewußtsein seiner redlichen Absicht ihm den harten Boden zu einem weichen Kissen gestaltete, auf dem er nach wenigen Sekunden ruhig einschlief. Lichtheim gab dem — von der Nemesis Pudel bemeisterten Meister eine gute Entschädigung, und bat nun geradezu um dessen Entlassung, mit der Versicherung: eine Meisterin bedürfe keines Meisters. Zugleich fügte er mit feiner Ironie die Bemerkung bei: Das schönste Instrument für eine Gattin sei — das Herz ihres Gatten, dessen Saiten, von der Hand inniger und treuer Liebe berührt, reiner und schöner als irgend ein Saitenspiel der Welt erklingen.

Es war eine weiche warme Stunde, in der sich die Genäherten traulich aufschloßen. Endlich fragte Käthchen, ob er denn von ihr wirklich so nachtheilig denke, daß er glauben könne, ihr Verhältniß zu dem exilirten merkantilisch-musikalischen Genie sei sträflich gewesen? Lichtheim erwiederte: Als Bursch lachte ich — wie denn Bursche über Alles gern spotten, was ihnen nicht zusagt, und es dann gleich für flach oder pedantisch erklären, — da lacht' ich denn oft über Gellerts Verse: „Zittre vor dem ersten Schritte! Mit ihm sind auch die andern Tritte zu deinem nahen Fall gethan." — Ich habe aber an mir und an Andern die Wahrheit dieser Ermahnung und die folgenreiche Wichtigkeit

der ersten Schritte oft und bedeutend bei großen und kleinen Dingen bestätigt gefunden. Eben darum glaube ich auch fest, daß ein Weib, sobald sie sich neben ihrem Manne einen Vertrauten gewählt hat, aus dem so leicht ein Cicisbeo wird, mit diesem ersten Schritte den Weg zu ihrer moralischen Verderbtheit einschlägt, ja, daß ein Weib, sobald sie den ersten Schritt gethan hat, auch des zweiten, — folglich auch der übrigen, wenigstens — fähig ist, und der Mann, von diesem Augenblicke an, jenes beseligende unbedingte Vertrauen auf die Redlichkeit ihrer Liebe verlieren muß, womit auch sein eheliches Glück und seine häusliche Zufriedenheit zu Grabe geht. Der ehrliche, rastlos arbeitende Mann opfert mit jeder Minute einen Theil seines Lebens für seine Angehörigen, und wie wenig wird sein Opfer erkannt und belohnt! Und wie wenige Mitgenossinnen der männlichen Ernte wollen auch Theilnehmerinnen an der Last sein! Das Weib ist verpflichtet, ihren Mann mit Blumen zu schmücken, wär's auch nur so, wie die Griechen ihre Opferthiere schmückten. Das Weib muß deshalb nicht nur die Tugend bewahren, sondern auch den Schein der Tugend, um mit dem Verlust der erstern nicht ihre Pflicht und das wechselseitige Glück zu vernichten, und mit der letztern nicht die Ehre des Gatten, die auch die ihrige ist, zu verletzen. — Wenn auch nicht Alles Gesagte — schloß Lichtheim, so genau auf Dich paßt, so wünschte ich doch, daß gar nichts davon auf Dich paßte, was bei manchen Weibern so oft zutrifft.

Käthchen verstummte, zerfloß in ungeheuchelte Thränen und drückte ihn herzlich an sich. —

Indeß fuhr Swaran in seinem Rächeramte fort, und brachte den Signor Farinoli noch einmal in abscheuliche Todesangst. Der Guitarreheld hatte eben einige alberne Ständchen gebracht, die bis nach Mitternacht währten. Swaran hatte, was ihm bei seiner pflichtschuldigen Aufmerksamkeit so selten widerfuhr, seinen Herrn verloren, und lustwandelte, von der schönen Sommernacht und seinen Fantasien verführt, in den schon einsam gewordenen Straßen, als er unerwartet seinen musikalisch-merkantilischen Todfeind witterte. War es die erhabene Stille der geistigen Nacht, war es die sympathetische Sanftmuth des keuschen, — so manche Unkeuschheit versilbernden Mondes, war es irgend eine höhere Stimmung, oder kam es daher, daß er gerade seine eigenen Gedanken hatte, kurz — ich weiß die wahre Ursache nicht, wohl aber so viel, daß Swaran dieses Mal seines Zornes Meister blieb, und seinen Todfeind nur im Dunkeln — bald engern, bald weitern Kreisen schweigend und schattenähnlich umflog. Aber gerade dieses schwarze, stumme, gespensterhafte Wesen kam dem Signor Farinoli sehr unheimlich vor. Er versuchte es einige Male, die unbekannte Nachtgestalt mit Worten, Stock und Steinen von sich zu entfernen, und den grauenhaften Rundtanz abzustellen. Das Ungethüm kehrte aber, für wenig Augenblicke verscheucht, wieder zurück, und trieb seinen Geisterspuck so lange fort, bis in des Virtuosen Seele endlich aus seiner Jugendzeit die Ammen-Idee erwachte, daß der böse Feind um Mitter-

nacht als schwarzer Hund zu erscheinen pflege. Die Besorgniß, der — nach Weise der griechischen Götter- und Gigantomachie maskirte Unhold habe, einiger verübten schlechten Streiche wegen, über ihn Gewalt, und komme etwa, um sich seiner zu bemächtigen, setzte ihn in solche Furcht, daß ihm der Angstschweiß ausbrach. Er fing, von Swaran desto eifriger verfolgt, stets schneller zu laufen an, bis ihm der Athem fehlte. Er stand nun stille, sah sich um, und erblickte den schwarzen Dämon wieder hinter sich. Jetzt verließ ihn das halbe Bewußtsein; er schleppte sich mühsam zu seinem Hause, lehnte sich erschöpft an's Thor, und riß gewaltig an der Glocke. Der Schwarze stand neben ihm. Endlich wurde das Thor geöffnet, Swaran blieb zurück, Farinoli-Mehldorfer drang gewaltsam hinein, that aber einen lauten Schrei, indem er sich plötzlich wie von einer Geisterhand festgehalten fühlte. Der Hausmeister rettete ihn aus der verzweifelnden Todesangst dadurch, daß er ihm begreiflich machte, es sei nur das flatternde Guitarreband zwischen die Fuge des geschlossenen Thores gekommen, welches dann die Guitarre so fest hielt, daß diese ihn zurückzog. Er schöpfte jetzt zum ersten Male wieder freien Athem, ließ sich in sein Zimmer hinaufleuchten, und barg sich tief in das umhüllende Bett, dem er erst gegen Mittag entstieg. O schlechtes Gewissen! Du glühende Bleikammer des Verbrechers! Du wildes perpetuum mobile in der schuldbelasteten Brust! Du schwarzer Hund im Leben! Gott behüte uns vor Dir! —

Swaran kam lange nach Sonnenaufgang zu Hause

an, bemühte sich vergebens seinen Herrn das nächtliche Abenteuer zu erzählen, hatte aber das Unglück, mißverstanden und de facto geprügelt zu werden.

Zwölftes Kapitel.

Der Liebe Trauer und Verklärung.

Hollau und Serena genoßen das Glück ihres verbündeten Lebens so rein, so schön und so voll, als dieser Freud- und Friedensbund der zwei Hälften der Menschheit es gewähren kann; Lichtheim und Käthe waren — wenigstens auf dem Wege zum Glück, und ich möchte fast sagen, daß der Weg zum Glücke oft noch schöner ist, als das Glück selbst, weil alle vollkommen realisirte Wirklichkeit fest auf der Erde steht, Hoffnung und Fantasie aber, unsere Begleiterinnen auf dem Wege zum Glücke, schüchtern und verschmäht zurücktreten, sobald das erfreuliche Ziel erreicht ist.

Viktorine aber, die Arme, schmachtete nach dem Glücke, dessen das edle, reine, liebevolle Wesen so würdig war, und das Glück hüllte sich ihr in einen schwarzen Schleier. Die zarte Blume blühte so lieblich im Frühlinge des Lebens, doch ein rauher Himmel ließ die holde Knospe nicht liebeselig sich entfalten. Hilmar schätzte zwar den herrlichen Helion, fürchtete aber für eine Verbindung mit Viktorine, theils weil Helion ohne Amt war, theils weil er aus der Erfahrung wußte, wie schwer eheliche Gewichte des Künstlers höhere Natur zu Boden ziehen. Gutmüthig wie er war, blieb Hilmar gegen Beide edel und schonend, konnte aber eine leise Wehmuth nicht unterdrücken.

So glich denn Helions und Viktorinens Liebe einem schwülen grauen Tage. Helion selbst hielt es für Pflicht, sein Gefühl um so mehr zu beherrschen, als seine Gesundheit immer mehr litt. Die Folgen früherer übermäßiger Anstrengung und mancher frühern Kämpfe mit einem harten Schicksale zeigten sich jetzt in dem zerstörten Körper mit jedem Tage deutlicher. So genoßen Beide bei trüber Aussicht, nur die Trauer der Liebeswonne. Viktorine härmte sich ab, erschien immer leidender und schöner zugleich, und verklärte sich in ihrem Seelenschmerze so hinreißend, daß man sie mit ihrem blassen Liebreiz die weiße Rose nannte. Sie vergeistigte sich so sehr, daß sie sich der irdischen Bedürfnisse in dem Grade entwöhnte, als Helion seiner krankhaften Fantasie zu viel Macht gegen die Wirklichkeit einräumte. Nach der Mythe war die Rose einst weiß, und röthete sich vom Blute der um ihren Adonis klagenden, von Dornen verwundeten Göttin der Liebe; Du aber, arme Viktorine warst ihr Gegenbild, eine blühende Rose, deren Lebenspurpur im Schmerze der Liebe erbleichend verging, während Helion ein Nachtwandler des wirklichen Lebens und ein Echo der Seligkeit der Liebe wurde.

Indeß nahte Käthchen der großen, schönen und ernsten Stunde, die mit Gefahr des Todes, Leben vom Leben pflücken soll, dem geheimnißreichsten Moment, da, von der Vernichtung bedroht, ein neues Dasein hervorgeht. Viktorine und Helion waren zu Pathen gebeten. Ein wunderliebliches Mädchen begrüßte die Welt, in der geheimnißvollen Stunde, die Nacht und Tag scheidet. Als der Entkräfteten,

nach den gefährlichen und langen drei Stunden, die jede Gebärende durchwachen muß, um nicht vom zeitlichen Schlummer in den ewigen hinüber zu sinken, endlich zu schlafen erlaubt wurde, träumte ihr, das neugeborne Kind hebe sich von seinem zierlich bebänderten Kissen auf, schwebe zu ihr, und lege ihr mit dem lieblichsten Lächeln eine weiße Rose auf's Bett, von deren sanftem Glanz das dunkle Zimmer erleuchtet wurde, und sage dazu: „Die weiße Rose, unerwartet gefunden, ist ein Zeichen des nahen Todes. Findest Du sie aber auch beim Erwachen vor Dir, dann erwache, in reiner Schönheit wie sie, zu neuem Leben!"

Schon am frühen Morgen war Viktorine, selbst eine weiße Rose, zur Wöchnerin geeilt und hatte diese noch schlafend gefunden. Sie setzte sich leise zu ihr an's Bette, und legte ihr zartsinniges Pathengeschenk, eine silberne Rose, nebst einem Gedichte von Helion, auf die blaue Taftdecke der Schlafenden. Diese öffnete jetzt kaum die Augen, als sie schon — des lebhaften Traumes eingedenk — etwas vor sich suchte — und fand: die weiße Traumrose, jetzt eine blasse silberne. Sie bewillkommte die kaum erblickte holde Blume mit einem leisen Freudenruf wie eine himmlische Gabe, und errieth mit dem zweiten Blick die neben ihr sitzende holde Geberin, die zweite Rose.

Viktorine flüsterte der Küssenden in den küssenden Mund ihren Glückwunsch, umschlang sie mit dem linken Arme, und reichte die Rechte dem eintretenden Gatten mit den Worten des Traumes: „In reiner Schönheit zu neuem Leben erwachend!" Jedes von den Dreien faßte den Sinn

der Worte so klar, als hätten sie denselben Traum geträumt. Da warf die Sonne ihren ersten Strahl durch die grünen Fenstervorhänge auf das erwachende Kind; die Mutter legte des Gatten Hand auf das Kind, dann beide an ihr Herz, und die silberne Rose auf Beide, und sagte mit schwacher Stimme, aber mit glänzendem Auge: „Mein Leben für euch, mein Glück nur in euch!" — Lichtheim blickte freudig gegen Himmel, und in Viktorinens Auge glänzte eine Thränenperle, die noch schöner war als ihr Pathengeschenk. —

Dreizehntes Kapitel.

Der Wallfisch und der Sekretär-Vogel. — Phantasmagorie.

Indeß hatte Herr Bittersüß die Freude erlebt, nach langer Abwesenheit einen Herrn Vetter zu finden, der bis über die Ohren in Gold stack. Herr Martin Biergans hatte als Witwer seine vielen Fabriken verkauft, und wurde seiner goldenen Verdienste wegen in den Adelstand mit dem Prädikate Edler von Rosenschwert erhoben. Seine Absicht war, nachdem er sich von jeher geübt hatte, wenig zu thun, jetzt einzig und allein dem **dolce far niente** zu leben. Der Neigung seiner beiden Söhne Absolon und Barnabas ließ er von jeher den Zügel schießen.

Herr Martin Biergans, Edler von Rosenschwert, war aber ein Originalstück von einem sonderbaren Menschen. Sein Äußeres, das echte Konterfei eines Wallfisches, hatte mit diesem Riesen unter den Meerbewohnern in

den meisten Theilen eine auffallende Ähnlichkeit. So wie der Wallfisch das größte unter allen auf unserer Erde lebenden Thieren ist, so übertraf auch Herr Biergans, Edler von Rosenschwert, an Größe und Dicke seines kolossalen Körpers alle andern Menschen, obschon er dessen ungeachtet ungefähr **99,800** Pfd. weniger wog als der größte Wallfisch, dessen Gewicht etwas über **100,000** Pfund beträgt.

Der ungeheure Kopf, beim Wallfisch der dritte — bei Herrn von Rosenschwert der vierte Theil des Körpers, zeigte zwei kleine Augen bei ungemeiner Größe der Maulöffnung, der Zunge und der Höhle des Rachens; den letzten Zug der Familien-Physiognomie machte die untere Kinnlade, breiter als die obere. Und so wie bei allen Wallfischen die Haut öfter mit Korallen, Muscheln und allerhand Seegewächsen besetzt ist, so sah man auch auf der Oberfläche des von rosenschwertlichen Angesichts eine Menge von Finnen- und Warzen-Basreliefs. Die größte Ähnlichkeit aber hatte dieser Goldkoloß mit dem Wasserriesen, wenn er in Zorn gerieth, der gewöhnlich sogleich zur Wuth stieg. Wie der verwundete Wallfisch aus seinen Blaselöchern einen Wasserstrahl mit ungeheurer Gewalt ausstößt, ja wohl gar, seiner Schwere ungeachtet, einen Sprung über die Meeresfläche thut, und dann mit dem Knall eines Kanonen-Donners in die aufschäumenden Fluten niederplumpt, so stürmte auch aus der Nase des, in seinem Grimme fürchterlichen Edlen von Rosenschwert ein gewaltiges Schnauben hervor, das einen petit maitre umblasen konnte; er sprang dann von seinem Armstuhle so heftig auf und fiel mit solchen Gewicht-

sturze wieder zurück, daß der erschütterte Stuhl im ganzen Zimmer ein Erdbeben verursachte. Die letzte gemeinschaftliche Eigenheit bestand in dem großen Vergnügen, welches Beide im Genusse der Häringe, ihrer Lieblingsspeise fanden.

Seine beiden Herren Söhne, Absolon und Barnabas, waren in einer Hinsicht Äpfel, die weit vom Stamme fielen, das heißt, ganz das körperliche Gegentheil ihres Papa, nämlich klein und mager, schmächtig und zart. Desto stärker war aber die Geistesverwandtschaft, vorzüglich in der Furcht, die jedoch bei jedem Einzelnen dieses Angstkleeblattes einen andern Gegenstand hatte.

Herr Martin Biergans, Edler von Rosenschwert, trug in sich die peinigende Furcht herum, seiner gigantischen Peripherie und der damit verbundenen starken Atmosphäre wegen — vom Blitz getroffen zu werden; er gerieth daher bei jedem Gewitter vor Schrecken außer sich und in eine Art von Geistesverwirrung.

Den Herrn Absolon Biergans Edlen von Rosenschwert folterte die ewige Angst, lebendig begraben zu werden, wogegen Herr Barnabas von einer so entsetzlichen Katzenscheu gequält wurde, daß er sich bei seiner vorherrschenden, mythologischen Bildung in den Kopf setzte, er würde von diesen Thieren verfolgt, wie weiland Orestes von den Furien, und ein solches Vieh blase ihm einst noch das Lebenslicht aus, daher er auch Jedermann versicherte, daß er als Tasso im Gefängniß die verfluchte Katze weggejagt hätte, und lieber in pechschwarzer Nacht geblieben wäre, eh' er sich von einer solchen satanischen Bestie mit den glühenden Augen

leuchten ließe; denn die Katzen seien eigentlich keine Thiere, sondern auf Schaden und Mord erpichte böse Geister.

So lebte nun diese menschliche Espengruppe in immerwährendem Zittern, und konnte ihres Reichthums, vor Blitz-Todes- und Katzenfurcht nur selten froh werden. Herr Martin hatte zum Beispiel einmal gehört, die Seide sei ein bewährter Blitzableiter; von dem Augenblicke an, trug er nur Kleider von Seide, ohne Unterschied der Jahreszeit. Kam ein Gewitter wirklich daher, so begab er sich in ein mit Seidenstoff tapezirtes Zimmer, setzte sich in einen mit Seidenzeug belegten Armstuhl, und warf sich einen verhüllenden seidnen Stoff über, der ihn vom Scheitel bis an die Zehe bedeckte, so daß er ganz unsichtbar da saß.

Diese seidenen Blitzableiter hatten aber auf der andern Seite für Herrn Martin die fatale Folge, daß alle Übrige im Hause glaubten, derselbe Seidenzeug, der Jenen vor dem Blitze beschütze, setze sie selbst durch die Ableitung um so mehr der Gefahr aus. Herr Martin mußte daher, während eines Gewitters, von Allen geflohen, unter seinem seidenen Blitz- und Schwitzbad-Baldachine immer ganz allein sitzen. Einmal schlief er in diesem Zustande ein, hatte einen bösen Traum, und verwickelte sich durch heftige Bewegung in die seidene Hülle so sehr, daß diese Schutzwehre gegen den Blitz, um den Hals zusammengezogen, ihn bei seiner Unbehilflichkeit erdrosselt hätte, wäre nicht das Gewitter glücklicher Weise schon vorüber gewesen, wodurch die Hausleute Muth bekamen, sich ihm zu nähern, und den Keuchenden zu retten. —

Dieser große dicke Wallfisch hatte nun die Absicht, die zwei kleinen Wallfische, seine Söhne, zu verheirathen, und zwar mit den noch unverheiratheten zwei Töchtern seines Herrn Vetters Hilmar, dem er dadurch eine außerordentliche Freude zu machen glaubte, weil er sehr reich, Hilmar aber nur wohlhabend war. Dieser aber hatte für die ihm zugedachte Freude keine Empfänglichkeit, weil seine Töchter die jungen Wallfische nicht heirathen wollten. Absolon und Barnabas waren aber recht gute Bursche, die bis nun keinen eigenen Willen zeigten, sondern in Allem dem Vater willfahrten, Absolon aus Leichtsinn, Barnabas aus Melancholie. Darum trat der alte Wallfisch sogleich als Brautwerber für seine Söhne auf; Hilmar aber gab ihm zur Antwort: „Ich werde nie zugeben, daß eine meiner Töchter einen schlechten Menschen heirathe; aufdringen werd' ich aber selbst den besten nicht. Lieber Vetter! Alle guten Dinge brauchen Zeit, und ich rechne die Liebe zu diesen. Ich — aufrichtig zu reden — möchte keinen von Euren Söhnen heirathen; wollen meine Töchter es thun, so bin ich nicht dagegen. Laßt die Leute gewähren! Wir bleiben indeß Zuschauer."

Da Absolon und Barnabas nun als wichtige Personen, nämlich als Brautwerber auftreten, so ist's meine Schuldigkeit, dem Leser über sie etwas nähere Nachrichten mitzutheilen.

Die zwei Punkte, worin Absolon und Barnabas sich gleich kamen, waren: Der Familienzug der Furcht und die kleine schmächtige Figur; denn sie waren Beide wie von

Elfenbein gedrechselte Männchen, im Übrigen von einander sehr verschieden. Absolon wurde durch die Verwendung seines, von zwei Krankheiten — der Arbeitscheu und der Titelsucht — zugleich befallenen Herrn Papa, Titular-Sekretär eines Fürsten, dessen Ländereien auf der Landkarte von Deutschland nicht angezeigt sind. Er war aber das Gegentheil von seinem Titel, in so fern dieser die Merkmale von Geheimniß und Verschwiegenheit enthält. Er wußte eine Menge Kleinigkeiten aus dem Gebiet der Wissenschaften und aus der **chronique scandaleuse**, die er bei seiner außerordentlichen Geschwätzigkeit ohne böse Absicht in Zirkulation setzte. In demselben Augenblick, da er die Augen aufthat, öffnete sich auch sein Mund, um sich erst dann zu schließen, wenn ihm der Schlaf die Augen schloß. Da er bei diesem, vom väterlichen Wallfisch unterstützten Müßiggang, in der größten Sorglosigkeit lebte, gab er sich dem Leichtsinne ganz hin, und lebte nur der gegenwärtigen Minute. Las er hie und da aus langer Weile oder literarischer Prunksucht etwas, so war es irgend ein gehaltloses Tagsblatt oder ein besprochener Artikel im Konversations-Lexikon. Dabei beging er, ganz im Stillen, so Manches, wozu die Moral kein Privilegium ertheilt, — nur immer mit weniger Keckheit als der wilde Adalbert, den er im Geheim bewunderte, öffentlich aber tadelte. Solche lichtscheue Handlungen verübte er gewöhnlich so lange, bis, bei irgend einer Veranlassung, die Scheu vor dem Lebendig-begraben-werden in ihm aufgeregt ward; dann wurde er weniger gesprächig, fromm wie ein unschuldiges Kind, und ein Muster der strengsten Moralität.

Das dauerte aber stets nur so lange, bis die Grabscheue wieder verflogen war.

Dieser Herr Absolon von so sonderbarer Mischung trat nun als Liebhaber der stillen verklärten Viktorine auf, die für ihn so wenig paßte, als er für sie. Dagegen zeigte sich Barnabas-Wallfischlein als Verehrer der lebensfrisch blühenden Flora.

Absolon fing an so zudringlich zu werden, daß Hilmar und Helion eine Art von literarischer Verschwörung eingingen, um sein übermäßiges Selbstgefühl und die gewaltsame Bewerbung in ihre Schranken zurückzuweisen. Sie fingen an, den Titular-Sekretär, dessen einziges Geschäft der Müßiggang war, mit seiner negativen Würde unaufhörlich zu necken, und Alles aufzutreiben, was sich ironisch dagegen sagen ließ.

Eines Tages bemerkte Helion, die Sekretär-Würde sei eigentlich die älteste von allen, und Gott selbst habe einen Sekretär schon in den ersten sechs Schöpfungstagen erschaffen, und zwar zuerst in der Gestalt eines Vogels, der deshalb auch jetzt noch der Sekretär-Vogel heiße. Zu dem Ende schlug er eine Naturgeschichte auf, und las einen Artikel, wobei sich, zu Absolons Verdrusse, folgendes Gespräch entspann:

Hilmar (liest). Der Sekretär, falco serpentarius. Dieser sonderbare Vogel —

Flora. Wie? Ein Sekretär wäre ein sonderbarer Vogel? Seht doch! Was sagen Sie dazu Herr Absolon von Rosenschwert?

Helion (schnell einfallend). Sonderbar allerdings; denn Solon war ein griechischer Weiser; Ab-solon ist also ein Etwas, das den Solon durch das Trennungswörtchen Ab abschneidet, und ohne Solon ist, der ein Weiser war.

Absolon. Wie spitzfindig!

Hilmar (liest). Der Sekretär muß zu den Raubvögeln gerechnet werden.

Viktorine. Ei Du verwünschter Sekretär!

Hilmar. Er lebt im Innern von Afrika.

Helion. Da muß er wohl ein heißes Naturell haben, Herr von Absolon.

Absolon. Das weiß ich nicht.

Helion. Das müssen Sie wissen.

Absolon. Bin ich denn ein Sekretär?

Hilmar. Gott bewahre! Sie heißen ja nur so.

Absolon. Ja so! Nu — wie man's nehmen will. Aber — zwischen Sein und Heißen —

Helion. Ist ein großer Unterschied!

Viktorine. Aber warum heißt denn der sonderbare Vogel gerade so?

Absolon. Einen Namen muß man doch haben!

Hilmar. Ei freilich! Ohne Namen wäre Mancher gar nichts. (liest) Die Holländer am Vorgebirge der guten Hoffnung haben ihm den Namen darum gegeben, weil er einen Büschel Federn auf dem Kopfe hat, die ihm das Ansehen eines Schreibers geben, welcher die Feder hinter das Ohr zu stecken pflegt.

Absolon. Da kann er mir — ungeachtet aller Anspielungen — nicht gleich sehen.

Hilmar. Sind Ihnen etwa gar die Gänse lieber als ihre Federn?

Absolon (in Zorn gerathend). Ja, ja, ja!

Flora. Hat der Sekretär guten Appetit?

Hilmar (liest). Derjenige, welchen **le Vaillant** erlegte, hatte in seinem Kropfe eilf ziemlich große Eidechsen, drei Schlangen von der Länge eines Arms, eilf kleine Schildkröten, und außer dem noch eine Menge Heuschrecken und andere Insekten.

Flora. Ei du gefräßiger Sekretär!

Helion. Ja, so ein Sekretär muß viel verschlucken können. —

Viktorine. Und einen guten Magen haben.

Absolon. Ungeachtet aller dieser Sticheleien, die ich recht wohl merke, bleibt mir doch der Sekretärtitel und manche Realität, wogegen Andern (mit einem Seitenblick gegen Helion) Titel und Sache fehlt. Nicht wahr?

Hilmar (liest). **Le Vaillant** sagt, daß die jungen — Sekretärs — ein sehr linkisches Ansehen haben. —

Absolon (heftig). Um Vergebung! Ich muß aber um ernstliche Erklärung bitten: Wem soll diese Vorlesung gelten?

Helion. Ohne Zweifel — dem Sekretär!

Absolon. Soll das so viel sagen wollen, daß man — —

Hilmar (liest). Das Weibchen des Sekretärs —

Viktorine. Hat er ein Weibchen?

Flora. O du arme Sekretärin!

Absolon (sehr heftig). Ich verstehe Spaß; das wird mir aber zu arg! Ich empfehle mich (will fort).

Helion. Sind Sie denn ein befiederter Sekretär?

Hilmar. Hören Sie nur! Wenn man ihn aufschreckt, sucht er zuerst durch schnelles Laufen zu entkommen, hernach —

Flora. Sehen Sie! Nun müssen Sie bleiben, sonst käm's heraus, als wären Sie selbst —

Viktorine. Sie müssen bleiben.

Absolon. Sie sagen das? Wer könnte solchem Enchantement widerstehen!

Hilmar. Der Sekretär ist leicht zu zähmen, und wird (am Cap) in vielen Häusern gehalten. —

Absolon. So aber nicht! —

Bei diesen Worten empfahl er sich, und eilte höchst erbittert weg. Die Alliirten hatten ihren Zweck erreicht. Indeß begegnete Absolon auf der Treppe dem alten Wallfisch, dem er seine Noth klagte. Dieser ergrimmte, fing sogleich zu schnauben an, und zwang den Herrn Sohn mit ihm wieder zurückzukehren und Satisfakzion zu verlangen. So kamen sie denn in's Zimmer. Herr Absolon zornbleich, Herr Martin brutal schnaubend.

Beide wurden aber so freundlich empfangen, als wäre gar keine Spur von Zorn und Brutalität an ihnen zu merken. Man ließ sie vielmehr vor Höflichkeit von allen Seiten nicht zu Worte kommen. Endlich sagte Helion: „Weil wir heute schon in der Naturgeschichte sind, so bitte ich um die Erlaubniß, aus meinem neuesten Manuskript über diesen reichhaltigen Gegenstand auch etwas vorlesen zu dürfen.“ —

Dabei zog er — auf einstimmiges Beifallrufen — ein unbeschriebenes Papier aus der Tasche und las:

„**Monolog eines Wallfisches, an der Küste von Grönland während des Häringsfanges.**"

„Wie sie wimmeln, drängen, hin und her schießen alle die habsüchtigen Schiffe, um mir meine Lieblingsspeise wegzufangen! Sie schwelgen im Genusse von Millionen Häringen; ich kann mich dann, wenn das ganze Nordmeer ausgeschöpft und kein Häring mehr zu sehen ist, mit See-Insekten und Gewürme begnügen. Seit dem 25. Junius geht's nun auf diesem Meere ganz toll zu; wenn ich nicht irre, so haben wir heute den 25. Jänner, und morgen ist der letzte Tag des unseligen Häringfanges. Seit sieben Monaten lechze ich nun an dieser Küste nach einem Häring, und kann keinen habhaft werden! Wie kann ich's aber wagen, in dieses Gedränge von Schiffen hineinzustürmen? Bei aller meiner Stärke komm' ich doch zu kurz. Meine Klugheit halten die Menschen aber für Furcht, und schreiben in alle Naturgeschichten hinein, ich sei zu furchtsam, sonst wär' es mir eine Kleinigkeit, ein ganzes Schiff mit Mann und Maus zu zerschmettern. — Das wäre freilich leicht, wenn man nicht zuerst an sich selbst denken müßte. Hätte ich mit meinem Kopfe nicht schon so manche Eismasse zerstoßen, um mich zu verstecken, so wäre ich längst schon gefangen. Hol' euch der Teufel, ihr Häringfresser, die ihr uns armen Wallfischen alle Jahre bei tausend Millionen Häringe wegschnappt! O epikureische Gaumenlust! Wie die ganze See wimmelt von die-

sen köstlichen Fischlein, die ich ungeachtet meiner vielgetadelten kleinen Augen doch recht gut ausnehme! Seht nur wie die deliziösen Sedez-Bestien sich in ihrer fruchtbaren Dummheit so dicht an einander drängen, daß sie sich die Schuppen abstoßen und die Schiffe in ihrem Laufe hindern!"

„Da kommen aber diese listigen Land-Narvale*), die uns mit ihren Harpunen so oft auf dem Rücken herumspringen, weil ihr Eigennutz nach dem Größten wie nach dem Kleinsten lechzt, und hängen, um die Häringlein anzulocken, an ihre Fahrzeuge Laternen, und schöpfen diese salzigen Schöngeister des Meeres, mit Kohlen und Netzen von grober persischer Seide, bei 140,000 Stück auf einen einzigen Zug, aus den Fluten herauf. Und das soll ich hier, in melancholische Betrachtungen versunken, so geduldig ansehen? Nein! ich muß unter das Volk hineinstürzen, und sollten sie mir tausend Harpunen in den Leib schleudern. Häringe, Häringe gehen mir über Alles!"

Martin Wallfisch sah hier seinen Sohn Absolon mit funkelnden Augen an, warf sich auf dem stöhnenden Stuhl gewaltig hin und her, und begann fürchterlich zu schnauben. Helion fuhr aber fort, vom unbeschriebenen Papier herabzulesen, indeß die Übrigen das Gelächter kaum mehr zu unterdrücken vermochten.

„Wozu wäre ich denn auch ein Wallfisch, wenn ich keine

---

*) Der Narval oder das See-Einhorn (Monodon Monoceros) ist ein Todfeind, aber auch ein gewöhnlicher Vorbote des Wallfisches.

Häringe bekomme? Essen und Schlafen! Was gibt's denn Köstlicheres hienieden? Aber leider gleichen mir nur wenige Menschen! Warum soll denn nicht auch ein unvernünftiges Thier vernünftige Ansichten haben können? Unter den Menschen sind ohne Zweifel diejenigen die Vernünftigsten, die mir in ihrer ungeheuren Körpermasse gleichen und die meisten Häringe essen. Ein schmächtiger Verstand aber mag sich in einem menschlichen Fleischgebirge ungefähr so verlieren, wie ein Häring im Wallfischbauche!"

Wie ein Donnerkeil krachend aus heiterer Luft herabstürzt, so flog jetzt aus Herrn Martins Mund plötzlich ein donnerndes: „Still!" — Dann sprang er auf, warf sich auf Helion, rieß ihm das Papier aus der Hand und sagte: „Fürchten Sie etwa, daß ich dieses schändliche Pasquill zerreisse? Ohne Sorge, Herr Poet! Ich lasse davon Abschriften nehmen zur Vertheilung; das Original aber wird der Klageschrift beigelegt. Adieu!"

Mit diesen Worten ergriff er die Hand seines söhnlichen Diminutivs, und wollte abgehen; allein Helion bat ihn mit komischer Angst: Er möge doch dieses unglückselige Papier zuerst eines huldreichen Blickes würdigen! — Er that es, und als er nun das von keinem Federstriche beschattete weiße Papier erblickte, da erreichte sein Zorn den höchsten Grad. Er sagte nichts als die wenigen Worte: „Ihr Häringe! Ihr sollt an mich denken!" So trabte er, links und rechts überall anstoßend, zwischen umfallenden Sesseln, zu der von Absolon aufgerissenen Thüre hinaus.

Jetzt erst überließ man sich dem ungehemmten Aus-

bruche des Gelächters, doch etwas zu früh, denn Herr Martin, dessen Sturmmarsch im Vorzimmer durch das Aufheben des entfallenen Hutes ein Bischen aufgehalten wurde hörte es, that einige Schritte zurück, und schlug mit geballter Faust an die Zimmerthüre. Da er sich einen so glänzenden Abgang gleich dem tüchtigsten Koulissenreißer gemacht hatte, sah er sein Söhnlein, das etwas verblüfft neben ihm herschritt, mit triumphirender Miene an.

So geschah's denn, daß beide Theile, wie zwei Heere nach einer Schlacht, sich den Sieg zuschrieben, Herr Martin, weil er so grandiös abgezogen war, die Hilmariden, weil sie die lästigen Gäste abziehen sahen.

Von besserer Natur und mehr innerm Gehalt war Barnabas Wallfisch, doch wenig liebenswürdig im Äußern. Da er aber im übrigen ein rechtlicher argloser Mensch war, fern von väterlicher Arroganz und brüderlicher Zudringlichkeit, so behandelte man ihn in Hilmars Hause mit Artigkeit, obschon Flora, die ihm zugedacht war, ihn als Liebhaber durchaus nicht anerkennen wollte.

Barnabas war ziemlich gebildet, aber dabei doch ein bedaurungswürdiges Wesen; denn nebst der fatalen Katzenscheu hatte er von der fischväterlichen Natur eine besondere Schweigsamkeit eigen. Er dachte sich viel, sprach aber äußerst wenig, eben so zu wenig, als sein Bruder unaufhörlich zu viel plapperte. Er war daher auch wenig beliebt, weil er sich zu wenig mittheilte, und die schöne Gabe der Rede, die dem Menschen als anziehender Herzens- und Geister-Talisman verliehen ward und auf alle Menschen so mächtig wirkt, zu

sehr vernachlässigte. Eine Folge dieser freiwilligen Stummheit (denn er sprach immer nur das Nothgedrungenste) war, daß er sich in dunkle Fantasien einspann und alles Unangenehme, das ihm in der Wirklichkeit vorkam, zu sehr in's Schwarze malte.

Flora gefiel ihm, er aber nicht ihr; das merkte er sogleich und zog sich wieder zurück. Außerdem hatte sich die Idee von weiblicher Falschheit, die Alles auf Eigennutz berechnet, in seinem Kopf so fest gesetzt, daß er die Weiber endlich ganz in die Kathegorie der ihm so fürchterlichen Katzen setzte und Beide allmälig in Ein Bild verschmolz, dessen vorherrschende Charakterzüge die nämlichen waren: Falschheit, List und Eigennutz. So geschah's, daß er in jedem Weibe eine Katze, (manchmal sogar eine wilde) und in jeder Katze ein Frauenzimmer zu erblicken glaubte.

So abhold Hilmar und die Seinigen den Herren Martin und Absolon Wallfisch waren, so konnten sie ihnen doch, als edlere Naturen, nie gefährlich werden. Dafür stellte sich den Beiden bald ein ärgerer Feind entgegen, der wilde Adalbert. Der haßte den alten Wallfisch, weil dieser es gegen ihn hoch gab, den Absolon aber, weil er seit der Vorlesung über den Sekretär-Vogel und den Monolog des Wallfisches, alle Heirathsgedanken auf Viktorinen aufgab, dafür aber im bittersüßlichen Hause auf alle Fräulein Jagd machte, die bisher in Adalberts Gehäge gehörten. Absolon gewann ihm bei den meisten Huldgöttinnen den Vorrang ab, und zwar aus vier Hauptursachen: Erstens weil er geschwätziger war als Adal-

bert; zweitens, weil er ihnen noch mehr Schmeicheleien zu sagen wußte; und drittens noch reicher war als dieser; viertens, weil er durch die Weihrauchwolken immer die Sonne der Heiraths-lust durchschimmern ließ, was Adalbert gänzlich unterließ.

Adalbert hatte nun fest beschlossen, dem Vater und dem Sohn alle möglichen Streiche zu ihrem Ärger zu spielen; und so leichtsinnig und veränderlich er sonst auch war, so pflegte er Vorsätze dieser Art doch stets mit größter Beharrlichkeit auszuführen. Dabei hatte er die Gewohnheit, Kukukseier in fremde Nester zu legen; er gab gern Andere für die Urheber seiner Streiche aus.

Es war eben ein neuer Fantasmagorist in der Stadt angekommen. Adalbert, der, stets müßig, folglich stets überall war, und Alles wußte und benutzte, machte auch von den erschienenen Erscheinungen sogleich Gebrauch, stellte sich gegen die Wallfische wie bei Allen, die er anrennen lassen wollte, besonders freundschaftlich und zutraulich, und bewog sie, nach einigen Tagen mit ihm die Geistererscheinungen zu besuchen.

Schon saßen sie eine halbe Stunde in dem nächtlichen Saal, in dessen Hintergrunde die Geister der Scipionen, Salomons, Alexanders, Tamerlans, Constantins, Karl des Großen, der Damen Semiramis, Kleopatra, und Katharina **II.**, die liebenden Paare: Abelard und Heloise, Sappho und Phaon, Laura und Petrarca, nach jedesmaliger Aufrufung des unsichtbaren Geisterbanners vorübergezogen. Eben tönte seine gewaltige Bierbaß-Stimme: „Hier meine Damen und Herren, erblicken Sie den großen Prinz Karl von Lothrin-

gen, als Reichs = General = Feldmarschall, in derselben Rüstung, in der er leibte und lebte, wie er die Franzosen im Jahre **1712** aus Böhmen vertrieb, über den Rhein ging und sich in der Mitte des Elsasses setzte!" —

Herr Martin Wallfisch war eben ganz Aug' und Ohr, als der Reichs-General-Feldmarschall zu seinem größten Verdrusse plötzlich verschwand und zu seinem noch größeren Verdrusse ein ungeheurer Wallfisch erschien. Herr Martin Wallfisch hob sich beim Anblick seines Ebenbildes so heftig empor und fiel so schwer zurück, daß die Bank, auf welcher er saß, krachte und zerbrach und alle Sitzenden schreiend aufsprangen. Die Ordnung wurde aber bald wieder hergestellt, und nun ging der Spektakel im Hintergrunde fort.

Vor dem Wallfische schwamm ein Triton, dem Herrn Absolon sehr ähnlich, und hielt, gegen den Wasserriesen zurückgewendet, mit beiden Armen eine große Schüssel mit Häringen empor, von welchen der Wallfisch gierig fraß. Plötzlich aber flogen Tausende von Häringen aus der Schüssel auf, und erfüllten, im Fluge über den Häuptern der Zuhörer dahinschwebend, den ganzen Saal. Um die von ihm veranstaltete Posse auf's ärgste zu treiben, rief Adalbert mit lauter, etwas verstellter Stimme: Herr von Biergans! Öffnen Sie doch den Mund! Hier ist das Eldorado, wo dem Glücklichen die gebratenen Tauben in's Maul fliegen." — Herr Biergans aber rief wuthschnaubend: „Der Teufel hole alle Häringe, alle Geister, und alle Spitzbuben!" — So stürzte er, begleitet von Verwün-

schungen über seine ausgetheilten Rippenstöße, zur Thüre hinaus. Absolon wollte ihm nach, Adalbert hielt ihn aber theils mit Gewalt, theils durch Überredung zurück, um das Ende abzuwarten. Dabei ließ er ihm nicht undeutlich merken, daß sehr wahrscheinlich Helion der Urheber dieses Schabernacks sei; er wolle aber mit dem armen Alten gemeinschaftlich auf Rache sinnen.

Als Beide zusammen auf der Straße gingen, fing Adalbert auf einmal zu seufzen an, endlich sogar zu weinen. Absolon fragte ihn, voll Verwunderung, um die Ursache dieser plötzlichen Veränderung: „Ach" — stöhnte Adalbert, — „wenn Sie wüßten, welcher entsetzliche Augenblick und Anblick mich jetzt erwartet! Nicht Schaulust oder Unterhaltungssucht führte mich zur Fantasmagorie, sondern die Verzweiflung über den Tod eines theuern Freundes — sie hat mich zu den Geistererscheinungen getrieben, um mich dadurch gleichsam zu der bevorstehenden Schreckensscene vorzubereiten." —

Absolon drang in ihn, sich deutlicher zu erklären, und nun erzählte Adalbert, dem Scheine nach von Schmerz ganz verwirrt, daß er jetzt geradewegs zur Leiche eines Freundes gehen müsse, der aus langsam verzehrender Qual unerhörter Liebe vor zwei Tagen gestorben sei. Der Unglückliche habe kurz vor seinem Tode ein nächtliches Leichenbegängniß verlangt, welches längstens in einer Stunde vor sich gehen werde. Er sei aber fest entschlossen, den Theuren noch einmal zu sehen, eh' er in den Sarg gelegt und dieser zugenagelt werde. — Absolon fand das sehr rührend,

beredete aber den edlen Freund, vorher noch im nächsten Kaffehhause mit ihm ein Glas Punsch zu trinken, damit er seine Nerven stärke, um den herzzerreißenden Anblick besser zu ertragen. „Folg' meinem Rath und trink," — sagte er — „sonst hältst Du's nicht aus!" — Und Adalbert folgte dem Rath des lebenden Freundes, um den Anblick des Todten auszuhalten, und ging mit ihm in das nächste Kaffehhaus, und trank des Punsches **quantum sufficit.**

Auch Absolon fühlte sich dahingerissen, und trank beinahe — **plusquam sufficit**!

Dadurch fühlte er aber seine Lebensgeister und seinen Muth zu einem solchen Heroismus erhöht, daß er die ihm eigene Scheu vor den Todten vergaß, und mit Exaltation erklärte: „Er könne den Freund nicht allein lassen; er gehe mit dem lebenden Freunde zum unbekannten Todten, und dieser sei die erste Leiche, die er zu Gesicht bekomme." —

Adalbert nahm, nach langem Weigern, das hochherzige Punsch-Resultat, mit einem etwas schalkhaften Zug im Gesichte, an, und sie gingen mit großen Schritten zum Trauerhaus. „Dem Himmel sei Dank!" sagte Adalbert, „ich sehe noch keine Begräbniß-Anstalten; wir kommen nicht zu spät." Sie stiegen die Treppe schweigend hinan, und traten in's Vorzimmer der Wohnung. Ein alter Diener bat sie etwas zu verweilen; er wolle nur sehen, ob die Leiche schon eingesargt sei. „Ach!" — seufzte Adalbert — „die Liebe ist doch der wahre Todtengräber unserer Jugend und unsers Lebens! Wer dem Grabe feind ist, der lasse ja das Lieben bleiben!" — „Sie haben wohl recht;" — erwiederte Ab-

solon, von Punsch glühend, — „der bloße Gedanke daran macht mir schon heiß.“

Jetzt kam der Alte zurück, und bat die Herren einzutreten. Von hohen Leuchtern mit brennenden Kerzen umstellt, lag die Leiche eines Jünglings im schwarzen Sterbekleid im offenen Sarge auf einem schwarzbehangenem niedern Gerüste. Adalbert setzte sich, einer Ohnmacht nahe, auf ein nahe stehendes Sofa, und konnte kein Auge verwenden von den theuern Zügen des blassen Freundes, den er nun zum letzten Male sehen sollte. Endlich schien die Ohnmacht seine Glieder aufzulösen; er fiel in eine — dem Schlafe sehr ähnliche Betäubung. Absolon versuchte ihn zu wecken durch leises Schütteln; als seine Bemühung aber fruchtlos blieb, setzte er sich selbst neben ihn, und schlief ein, da er der vereinigten Macht von Schmerz und Punsch nicht länger zu widerstehen vermochte. Bei diesen Umständen wurde auch sein Schlaf schwer und fest, bis ein heftiges Gepolter ihn erweckte, indem Adalbert plötzlich mit wilden Geberden aufsprang, und zum Sarge hinflog. Mit den Worten: „Ich kann nicht! Ich muß! Nur einmal noch muß ich ihn an mein Herz drücken!“ — warf er sich auf die Leiche hin. Absolon eilte ihm nach und schrie: „Was thun Sie? Seien Sie doch gescheit, sonst geh' ich fort! Hören Sie nicht?“ —

Aber Adalbert hörte nicht, und wälzte sich auf dem Freunde so ungestüm herum, daß das Brettergerüste krachte, brach, und der Sarg sammt dem Inhalt hinabstürzte. Zugleich hörte man die Leiche schreien: „Wehe mir! wehe mir! Wo bin ich? Was ist mit mir geschehen?“ —

Absolon stand starr und unbeweglich wie eine Bildsäule, sein Haar zur Decke des Zimmers emporgerichtet. Endlich raffte Adalbert sich auf, und sprach: „Columban! lebst Du wirklich? Darf ich meinen Sinnen trauen?" —

Columban lispelte mit schwacher Stimme: „Hilf mir! Hilf! Wollt ihr mich lebendig begraben? Rette mich! Noch leb' ich ja! Entsetzlich! Lebendig begraben werden — o Du mehr als Tod!"

Der Titular-Sekretär und quasi Sekretär-Vogel war bei dieser Schreckens-Scene von Tod und Leben, ungeachtet des Punschmuthes in der zweiten Potenz, in's Vorzimmer entflohen. Das war dem Adalbert und dem Todten ganz recht, und Jener sagte zu diesem: „Columbanus Columbazzio! Du hast deine Sache herrlich gemacht! Da nimm!" —

Bei diesen Worten gab er ihm einige Banknoten, die Columban mit gieriger Hand verschlang. „Jetzt aber," warnte Adalbert, spiele die letzte Scene noch comme il faut!" — Nun eilte er in's Vorzimmer, wo Absolon gedankenlos, dumm in seinem Schrecken dasaß, und rief: „Herein! herein! Sie haben als wahrer Freund meinen Schmerz getheilt, theilen Sie nun auch das Entzücken mit mir!" — So zog er den verblüfften Absolonischen Sekretär in's Zimmer, und schleuderte ihn dem lebendigen Todten in die Arme, wo der Geschleuderte der frischen und gesunden Leiche mit alberner Furcht in das mit weißem Anstrich überzogene Gesicht schaute.

Endlich nahmen alle drei auf dem Sofa Platz, und Adalbert forderte den Todten auf, zu erzählen. Dieser

aber sagte ganz kurz: „Du, Freund Adalbert, bist mein Retter; nur Dir verdanke ich mein Leben! Ohne Dich läg' ich in drei Stunden schon im Grabe. Verzeiht meinen Lakonismus! Ich muß mich aber kurz fassen, denn das Reden fällt mir schwer. Die Liebe zu Jener — die Du kennst, hatte mein Innerstes so verzehrend ergriffen, daß ich mich selbst verlor. Das ging so weit, daß ich, bald vom Schmerz über die Grausame besiegt, bald vom Entzücken über ihre Huld überwältigt, oft in eine Art von Starrkrampf verfiel, wo ich kein Lebenszeichen von mir gab. Dieser schreckliche Zustand hielt immer länger an, zuletzt stundenlang. Vermuthlich muß man mich in einem dieser schrecklichen Zufälle, wo ich wie ein Todter dalag, für wirklich todt gehalten haben; denn man wusch mich, zog mir den Sterbekittel an, legte mich in den Sarg, und stellte brennende Wachskerzen in hohen Leuchtern umher. Ich sah und hörte Alles, was um mich her und mit mir geschah, konnte aber weder die Zunge noch irgend ein Glied regen, und wäre ohne Dich und den Fall vom Paradebette in meinem Scheintode ohne Zweifel mit vollem Bewußtsein hilflos begraben worden. Gott bewahre mich und Jeden vor der Liebe!" —

„Ja!" — rief Absolon — „Mich und Jeden vor der Liebe und vor dem Lebendig-begraben-werden! So oft wurde ich mit meiner Furcht vor dem Scheintode verspottet, und dennoch hab' ich Recht. Aber nun soll mir noch Einer kommen!" —

Absolon schwur der Liebe ab, als dem sichersten Wege zum Scheintode. Adalbert hatte mit dem tollen Streich

seinen Zweck erreicht, und Columban ging, als Beide kaum fort waren, in das Gasthaus, wo er sein neues Lebensfest mit Adalberts Banknoten feierte.

Vierzehntes Kapitel.

Schlangen und Eidechsen. — Das Paradies und die Paradiese.

Der geistreiche Graf Benzel-Sternau läßt in seinem berühmten Roman, das goldene Kalb betitelt, diesen einst angebeteten Götzen, auch heut zu Tage noch, und zwar als Eigennutz — ein Abgott der Gegenwart! herrschen und Verehrung annehmen. Ein treffendes Seitenstück zu diesem Werke könnte die goldene Schlange geben, als Symbol von Falschheit, List und Bosheit, die in unsern Tagen nicht weniger Anbeter zählen als jenes goldene Kalb. Sie hat zwar in dieser Geschichte keinen eigenen Tempel; dessen ungeachtet aber wird es ihr an Verehrern und Dienern nicht fehlen, besonders an Priesterinnen nicht, deren Eine wir in diesem Kapitel bald werden näher kennen lernen, — die seit längerer Zeit unsichtbar gewesene Frau Herold.

Sie hatte sich durch mancherlei Negozien so ein nettes Sümmchen zusammengefegt, daß sie ihr wanderndes Geschäft des Modewaren-Handels aufgab, und sich in den Ruhestand setzte, worin sie nur Geschäfte von höherer Art machte, das heißt, solche, die einen bedeutenden Sündenlohn trugen. Sie lauerte daher, wie die Schlange unter den Blumen, immer in irgend einem schönen Mädchenflor, und trat dann entweder als vermittelnde Liebesgöttin, oder

als Juno Pronuba auf. Freilich waren die ersten Verbindungen meistens nur von kurzer Dauer, dagegen aber die letztern — wenigstens für einen Theil der Consorten — gewöhnlich von zu langer.

Um zugleich eine sehenswürdige Rarität zur Lockspeise und wahrscheinlichen Ursache der häufigeren Besuche zu haben, nahm sie einen alten Herrn zu sich, der ein Freund von lebendigen Schlangen, Kröten und Eidechsen war, und eine Sammlung von solchen Thieren hatte. Frau Herold gab dem Verarmten freie Kost und Wohnung, wofür er nur die einzige Obliegenheit hatte, ihren Freunden und Freundinnen auf Verlangen die Menagerie zu zeigen.

Herr Typhon war der gutmüthigste Mensch, den man sich denken kann, aber gerade seiner Redlichkeit, Weichheit und arglosen Leichtgläubigkeit wegen von den menschlichen Schlangen so betrogen, und mißhandelt worden, daß er Vermögen und guten Namen verlor, und sich endlich zu den thierischen Schlangen zurück zog, bei denen er sich besser befand.

„Die Menschen sind böser und die Schlangen besser als ich glaubte!" — So sagte er, und beschloß, den Rest seines Lebens in der Gesellschaft von Schlangen, Eidechsen und Kröten zuzubringen. In ihrer Mitte stehend, schaute er sie dann oft freundlich an, und seufzte: „Ach! Ihr Schlangen seid nicht falsch, ihr Kröten nicht giftig, aber die Menschen waren es, die mich mit euch befreundeten!"

Seine Spaziergänge machte Typhon nur in die einsamsten Gegenden; die dichtesten Wälder, die abgelegensten

Moorfelder, und verödete Ruinen besuchte er, um seine Lieblinge zu fangen, die er dann sorgfältig nach Hause brachte, zahm machte und wie geliebte Schooßkinder pflegte.

Frau Herold, die als glänzende Schlange ihre Rolle im bittersüßlichen Hause so gut spielte, so geschmeidig und gemüthlich, daß man ihr nichts Arges zutraute, fand bald, daß hier für sie mehr zu thun sei als bei Hilmars Töchtern, die, voll Reinheit und heiliger Unschuld, den guten Willen der schlechten Frau verkannten. Als sie aber die kränkende Verkennung mit himmlischer Sanftmuth ertrug, und ihre dienstfertigen Besuche eifrig fortsetzte, bat der gerade Hilmar sie, sich jede fernere Bemühung zu ersparen. Von nun an kochte ein geheimer Groll in ihrem Herzen. Um neue Gönner zur Ausführung ihrer Rache zu finden, klammerte sie sich an die bittersüßlichen Gesellschaften, wo man die immer heitere, gesprächige und gefügige Frau lieb gewann. Hier machte sie auch die Wallfisch-Bekanntschaft, die ihr bald um so mehr erwünscht wurde, als sie darin eine Gelegenheit erspähte, den verhaßten Tugendheldinnen — so nannte sie Hilmars Töchter — einen Streich zu spielen.

Sie überredete den melancholischen Barnabas, Typhons wunderbares Naturalien-Kabinet zu besehen. Dieser ward schon von ihrer Beschreibung so ergriffen, daß er am nächsten Tage hinging.

An der Hausthüre kam ihm Typhon entgegen, und gab sich dem Fragenden als Schlangenpapa zu erkennen. Um sogleich einen Beweis von der Wahrheit seiner Erklärung zu geben, zog er aus der Weste eine Schlange hervor; aus

der Rocktasche nahm er eine große Kröte, die mit philosophischer Gemüthsruhe auf seiner flachen Hand sitzen blieb.

Nun führte er den erstaunten Barnabas in das sogenannte ägyptische Heiligthum, ein kaltes, feuchtes, dunkles Zimmer. Hier standen an den Wänden hohe offene Kisten, die Wohnungen der größeren Schlangen, die ihre Hälse mit lautem Zischen empor streckten. Er hob eine von ihnen heraus, die ihm schmeichelnd am Gesicht herumstreifte, endlich sich um Arm und Hals ringelte. In großen weiten Gläsern schweiften und schlängelten sich die kleinern Schlangen. Auf Steinhaufen und in Wassergefäßen saßen Kröten aller Art, breitköpfig, mit aufgeblasenen Seiten, und mit glotzenden Augen die Eintretenden anstarrend. Typhon ersuchte den scheuen Barnabas, behutsam zu treten, denn rings um sie her schlüpften buntfärbige Eidechsen mit leisem Elfentanz. Als Barnabas sich von seinem Staunen erholt hatte, sagte er zu dem Greis: „Er müsse seine außerordentliche Geduld im Zahmmachen dieser Thiere bewundern. Die Schlangen und Eidechsen seien, in der Nähe besehen wirklich hübsche, beinahe anmuthige Thiere, und die Kröten, so häßlich sie ihm auch vorkommen, wären ihm doch bei weitem nicht so zuwider und ekelhaft als die Katzen."

Der Alte lächelte und erwiederte: „Das Zahmmachen der Schlangen ist keineswegs eine so schwierige Sache, als Sie glauben, im Gegentheil etwas Leichtes. Man muß sie beim Fangen nur gleich recht beherzt angreifen. Die Schlange sträubt sich zuerst gewaltig, sobald sie aber merkt, sie befinde sich in der Macht eines Unerschrockenen, verliert sie

den Muth, ergibt sich der höhern Gewalt, und läßt mit sich schalten. Sehen Sie! So sollte man's auch den Schurken und Sündern machen. Wenn die Tugend Muth hat, so siegt sie gewiß; aber leider fehlt dieser den besten Menschen so oft, den Schlechten äußerst selten! — Habe ich eine Schlange zu Hause, so lasse ich sie einen Tag, oder etwas drüber Hunger leiden. Noth macht zahm. Auch mancher hochmüthige Mensch ist in der Noth kaum mehr zu kennen. Dann geb' ich der Schlange nach und nach zu fressen; binnen acht Tagen ist sie so zahm, daß sie mir das Futter aus der Hand nimmt. Wie schwer ist dagegen ein Mensch dankbar zu machen, und wie schnell verfliegt seine Dankbarkeit! — Da unterhalte ich mich denn oft und viel damit, daß ich die Menschen mit den verschiedenen Arten von Schlangen vergleiche. So z. B. ist die Riesenschlange, die kein Gift hat, aber durch ihre ungeheure Stärke, Menschen, Büffel und Tiger zermalmt und verschlingt, der leibhafte Eroberer. Die Viper, die ihr Gift in eigenen Bläschen an den hohlen Zähnen trägt, das sie, sobald sie gereizt wird, in die Wunde des Gebissenen läßt, ist der Gähzornige, fürchterlich in seiner Wuth. Die unschädliche Blindschleiche dagegen, die, wenn man sie mit einem Stocke schlägt, vor Zorn in Stücke zerspringt, ist der zürnende Melancholiker, der gegen sich selbst wüthet. In der giftigen Klapperschlange seh' ich einen Schurken, der gern Böses ausüben möchte, aber nicht kann, weil er zu dumm ist. So verräth sich diese Schlange durch ihr Klappern vor dem Angriff, wodurch der Gefährdete aufmerk-

sam gemacht wird, und der zu langsamen Feindin entflieht *). Ist die Schauerschlange, die durch das Anschauen mit feurigfunkelnden Augen Kaninchen, Eichhörnchen und andere zarte Thiere bezaubert, an sich zieht und tödtet, nicht das wahrhafte Bild eines Verführers? — Die Ringelnatter, die ich hier in der Hand halte, stellt einen Menschen vor, den man als gefährlich verschrien hat, obwohl er die ehrlichste Haut ist. Auf der Insel Sardinien lebt sie als Hausthier; ihre Jungen werden von schönen Damenhänden gepflegt, denen sie zum Spiel dienen. Die Ringelschlange, die rückwärts wie vorwärts laufen kann, ist der echte pfiffige Kerl, der sich in Alles zu schicken weiß. Die Runzelschlange ist der gutherzige Murrkopf, trotz ihrer dreihundert und vierzig Runzeln dennoch ohne Gift. Die Abgottschlange zeigt uns die, der humansten Ausbildung fähige Kraft; sie ist so stark, daß sie den stärksten Thieren die Knochen zerbricht, und dennoch läßt sie sich zahm machen und sogar abrichten. Zugleich gibt sie ein Beispiel, wie jede Sache zwei Seiten, jeder große Mann seine Verehrer und seine Feinde hat, denn, indem einige Völkerschaften in Süd-Amerika ihr göttliche Ehre erzeigen, trachten ihr andere nach dem Leben, verzehren ihr Fleisch und verhandeln die Haut."

---

*) Das Geräusch ihrer am Ende des Körpers befindlichen hornartigen Klapper soll dem Lärmen einer mit Erbsen gefüllten, gerüttelten Blase gleichen.

„Sehen Sie nun — fuhr Typhon fort — hier auch die Kröten an! Verschiedene Gattungen phlegmatischer vierfüßiger Holländer! Diese trägen, kalten — aber unschädlichen Geschöpfe, wie ungerecht ist man gegen sie, bloß weil sie häßlich sind! Wie friedlich sie da sitzen! Hier zwei gemeine braune Kröten! hier eine dunkelgrüne, die ich selbst einige zwanzig Jahre besitze *); hier eine veränderliche, im Frühling und Winter fleischroth, im Sommer weißgrau mit grünlichgelben Punkten. Neben ihr da steckt die Feuerkröte ihren Kopf aus dem Wasser. Sie ist die lebhafteste von Allen. Sehen Sie nur, wie sie bald auf — bald untertaucht. Und wie schön gezeichnet! Die feuerfarbnen Flecken auf dem Unterleib! wie sie vorschimmern! wie schön gezeichnet! o Du herrliches Thierchen!"

Hier legte Typhon der schönen Kröte einige Insekten vor, die sie sogleich zu sich nahm. — „Sehen Sie! hier aus der Ritze des Steinhaufens guckt die Kreuzkröte heraus; sie unterscheidet sich von allen übrigen dadurch, daß sie nicht hüpft, sondern läuft, beinahe wie eine Maus! Sehen Sie! jetzt klettert sie sogar an den Steinen hinauf. Ei Du wunderbares Geschöpf!"

„Nun aber bemerken Sie meine lieblichen Elfen, die zierlichen Eidechsen! So wie uns die Schlangen und Kröten das männliche Geschlecht repräsentiren, so stellen uns die

---

*) Ascott in England soll eine zahme Kröte durch 36 Jahre lebendig erhalten haben.

Eidechsen das weibliche dar. Sehen Sie nur diese Krokodill-Eidechse! Sie ist eine Witwe, die um ihren Mann trauert, den sie zu Tode geärgert hat. Die Stachel-Eidechse ist eine witzelnde, spöttelnde Kokette. In der Spiegel-Eidechse finden wir eine eitle eingebildete Närrin, ein Mode-Fräulein. Jene glatte Eidechse ist ein gefügiges Kammerzöfchen. Die Salamander-Eidechse zeigt uns eine verbuhlte Schöne, die im Sumpf der Sünde lebt. Die Chamäleons-Eidechse, die ihre leblaften goldfarbigen Augen nach allen Seiten, ja nach ganz entgegengesetzten Richtungen bewegen kann, sogar zugleich ein Auge nach oben, das andere nach unten wendet, und voll Reizbarkeit, ihre Farbe nach ihren jedesmaligen Affekten verändert, — sie repräsentirt das weibliche Geschlecht überhaupt. Die sogenannte eigentliche Eidechse zeichnet sich durch ihre doppelte Zunge aus; ich habe schon gar manches doppelzüngige Fräulein — gegen jeden Liebhaber anders — gesehen, und beinahe noch mehr doppelzüngige Frauen, welche die grobe scharfe Zunge gegen ihre Männer gebrauchen, gegen alle Übrigen das zarte feine Zünglein spielen lassen."

„Mehrere Gattungen der Eidechse sind mit den Schlangen verwandt! Auch das ist ominös! Das Paradies ist von der Erde verschwunden, aber in unserer Brust blüht es noch immer, wenn reine Unschuld uns beseelt, sie, die keinem Geschlecht, keinem Alter, keiner Beschäftigung fehlen darf. Leider ist aber jene böse Schlange nicht ausgestorben, die schon den ersten Menschen um sein Paradies brachte, und so vielen Menschen es noch immer raubt; diese

Schlange ist die Sünde, die in gar vielfacher Gestalt in unser Heiligthum eindringt. Eine solche Schlange z. B. ist jeder Bösewicht, der in das Paradies des ehelichen Glücks sich einschleicht und verlockt; jeder Bösewicht, der aus irgend einer schlechten Absicht Liebende und Freunde trennt; jeder Neider und Verleumder, der in das Paradies der Unschuld und der Tugend, der Redlichkeit und des Verdienstes sein verzehrendes Gift haucht; jeder Bösewicht, der frech zu ernten wagt, wo der Fleiß säete, den er um seinen Lohn betriegt. So viele Paradiese gab uns der gnadenreiche Gott für das verlorne Eine: Ein Paradies der Tugend, ein Paradies des reinen Gewissens und des Seelenfriedens, ein Paradies des gesegneten Fleißes, ein Paradies der Liebe und Freundschaft, ein Paradies des ehelichen Glückes! — Aber — so viele Paradiese, so viele Schlangen!"

Auf den düstern Barnabas machte diese Rede tiefen Eindruck. Er verließ den sonderbaren Alten mit dem festen Entschluß, den männlichen Schlangen und Kröten so wie den weiblichen Eidechsen auszuweichen, redlich zu bleiben und zwar kein Menschenfeind zu werden, aber doch in allen Verhältnissen jede unmittelbare nähere Verbindung zu meiden.

Fünfzehntes Kapitel.

Talisman gegen Bezauberung.

Indeß Barnabas den alten Typhon häufig besuchte, und mit seinen vielen Schlangen conversirte, hielt sein Bruder Absolon sich mehr an eine einzige — Haupt-

schlange, die vielerfahrne, immer thätige und hilfreiche Frau Herold. Seine Leidenschaft für Viktorinen war, wie das gewöhnlich geschieht, durch Zurückweisung noch heftiger geworden. Er beschloß, gegen den im Wege stehenden Helion sich jedes Mittel zu erlauben, um ihn zu verleumden oder zu entfernen. Zu dem Ende schloß er sich immer näher an Adalbert, der ihm Rathgeber und Gehilfe sein sollte; dieser aber haßte ihn, wie wir wissen, und benützte nur den Schein der Freundschaft, um ihn lächerlich zu machen, und eine Verlegenheit nach der andern herbeizuführen.

Jetzt wendete sich Absolon an die Frau Herold. Dieser kam die Sache sehr erwünscht. Gelang es ihr, Helion und Viktorine zu trennen, so hatte sie das Vergnügen, sich wegen ihrer Verbannung aus Hilmars Hause zu rächen, und konnte noch überdies auf Absolons Erkenntlichkeit rechnen, deren sie einen glänzenden Theil schon voraus erhielt. Die wackere Frau hatte nun sogleich ein Plänchen erdacht, das seine Wirkung nicht verfehlen konnte. Sie nahm eine schöne junge Verwandte zu sich in's Haus. Sidonia Constanzi war, ihrem Namen nach, italienischen Ursprungs, dessen letzte Spuren sich jetzt nur in dem heißeren Blute noch zeigten. Sie hatte als Kammermädchen in mehreren großen Häusern keine kleine Rolle gespielt. Sehr lebhaft, etwas leichtfertig und eroberungssüchtig, fehlte es dem geschmeidigen, hübschen Mädchen an Verehrern nie. Herr Typhon würde sie ein Compositum von glatter, und Chamäleons-Eidechse genannt haben, mit einem kleinen Zusatz von der Salamandrine.

Durch den vielen Umgang mit den feineren Klassen hatte sie sich einige Bildung, besonders aber einen glänzenden Witz erworben. Maskenbälle — so wie das Maskiren überhaupt — liebte sie ungemein, und kleidete sich dann am liebsten nach der niedlichen Tracht der Bürgermädchen im Lande ob der Enns. Das zierliche Goldhäubchen, ein Leibchen von himmelblauem oder blaßrosenfarbnen Taft, und eine kurze Schürze von schwarzem Taft auf dem blendend weißen Unterkleide, ließen ihr allerliebst. Schlanker Wuchs, Rosen- und Lilien-Vergleich auf den Wangen, lichtbraunes Ringelhaar, schwellende Erdbeerlippen, und Augen blau wie der Äther im reinsten Sommermittag, vollendeten den Triumph. Man nannte sie die schöne Linzerin, die unwiderstehliche Sidi.

Sie sollte jetzt als Armida auftreten, und über den Rinaldo-Helion ihr magisches Netz werfen, nicht um ihn als eigentlichen Gefangenen für sich zu behalten, sondern um nur Viktorine, die tief liebte und sich bei ihrer Zartheit leicht gekränkt fühlte, zürnend, dann abwendig zu machen. Vor Allem aber mußte ihm Sidi als höheres Wesen und etwas idealisch erscheinen. Sie wurde daher geschwinde zu einer Sizilianerin gemacht. Man wußte es zu veranstalten, daß Helion eine dringende Einladung zu einem häuslichen Maskenfest nicht abschlagen konnte. Sidi erschien als sizilisches Landmädchen, doch ohne Larve. Das niedliche Netzhäubchen ließ ihr allerliebst, noch hübscher als das bewunderte Goldhäubchen. Da sie italienisch ziemlich fertig sprach, wurden ihr einige Stanzen aus dem befreiten Jerusalem und dem rasenden Roland einstudirt;

auch lehrte man sie einige sizilianische Lieder singen. — Herr Absolon und Frau Herold hatten ganz richtig gerechnet. Sidi durfte den verrathenen Helion nur auf kurze Zeit blenden; bei seinem sehr reizbaren Wesen schien das eine leichte Sache und am gewünschten Erfolge war dann nicht zu zweifeln. That Helion — vielleicht sogar nur in dieser Ballnacht — etwas Auffallendes, so hatten die Schlangen gegen ihn schon gewonnenes Spiel, denn das Unbedeutende war bald zu etwas Wichtigem zu machen, das Kleinste, gehörig vergrößert, Viktorinen zu hinterbringen. Waren sie nur einmal gespannt, so ließ sich dann schon dafür sorgen, daß die gestörte Harmonie in Dissonanzen erstarb, und ihre Liebe in divergirenden Linien aus einander ging.

Daß die sehr wahrscheinliche Rechnung aber doch nicht die richtige wurde, lag theils in Helions schöner Natur, theils in Sidi's Benehmen. Helion hielt, wie jeder bessere Mensch, an dem, was er einmal mit Lieb' umfaßt hatte, treu und fest. Ueberdies entsprach die mildwarme Frühlingsgöttin Viktorine so ganz seinem Ideal, daß er in ihr seine Welt so fand, wie sie die ihrige in ihm. Höhere Naturen sind schwer — ja kaum — untreu zu machen; nur der nichtige Schmetterling, der bei all' seinem Farbenspiel, doch nur eine schönfarbige, schlechte Raupe ist, fliegt wechselnd umher, weil seine gemeine Natur, die nur wieder Gemeines sucht, von Allem leicht befriedigt wird.

Der stärkste Talisman gegen Helions Bezauberung war — die Zauberin selbst. Sie spielte ihre Rolle, nachdem sie dem Dichter war vorgestellt worden, längere

Zeit recht gut. Helion, der in manchen Dingen der Welt ein träumender Fremdling, und nicht schwer zu täuschen war, glaubte in Sidi's Wesen die Poesie der südlichen Natur zu erkennen; auch schmeichelte es ihm, von ihr ausgezeichnet zu werden. Ihre Lebhaftigkeit riß ihn mit sich fort. Unglücklicher Weise aber fand Sidi an ihm noch viel mehr Wohlgefallen, als er an ihr. Sie wurde daher immer wärmer, vergaß allmälig die eingelernte Rolle und gab statt dieser — ohne es selbst zu merken — ihre eigene Natur, die auf den Dichter plötzlich eben so wirkte, wie auf einen, im Entzücken über das Abendroth versunkenen Spaziergänger das gewaltsame Stoßen wider einen Stein. So war denn, gerade im eifrigsten Gespräch, da die Verschwornen den Bezauberten schon im Netz zu sehen glaubten, der Zauber plötzlich gelöst. Ein geistreicher Fantasiemensch ist wohl leichter zu täuschen, als tausend andere; einmal erwacht aber, entdeckt er auch mit einem Blick mehr, als andere mit größter Anstrengung langsam herausgrübeln. Helion merkte nun bald, daß man ihn betrogen habe; von wem und weshalb — das konnte er nur muthmaßen. Aus dem Umstande, daß Sidi sobald aus der Rolle fiel, erkannte er, daß sie in dem Komplot eben nicht die Schuldigste sei. Er benahm sich daher gegen die hübsche Betriegerin mit aller Feinheit, und nannte sie die liebliche Fee Morgana. Als Sidi sich über diese unbekannte Dame nähere Auskunft erbat, sagte Helion mit ironischem Lächeln: „Signora, Sie scherzen! Der schönen Sizilierin können die schönen Himmels-Erscheinungen über der sizilischen Meerenge — nicht unbekannt sein. Schade nur,

daß sie gar so schnell wie Traum- und Zauberbilder vergehen und die Täuschung gleich dieser glücklichen Ballnacht mit der kommenden Sonne aufhört!" — Die demaskirte Zauberin verstand den Sinn dieser Worte, und erwiederte verlegen und entschuldigend: „Auch die flüchtigste Erscheinung kann ja für den Augenblick doch etwas gelten, und Dichter dürfen den Täuschungen nicht zürnen, da sie uns so oft und so viel täuschen, und wir uns von ihnen so gerne täuschen lassen." — Helion drückte ihr beim Weggehen freundlich die kleine weiße Hand mit den Worten: „Gute Nacht, sizilische Zauberin!" — Und sie sagte etwas kleinlaut: „Guten Tag, deutsche Morgensonne."

Er ging. Sidi sah ihm lächelnd, aber mit thränenfeuchten Augen nach. Absolon fluchte; Frau Herold biß sich in die Lippen, nahm eine Prise Tabak und flüsterte ihm in's Ohr: „Courage! Deßwegen ist's noch nicht aus!"

Am nächsten Abend erzählte Helion bei Hilmars das ganze Geschichtchen ungefähr so, als habe man sich mit ihm einen Spaß machen wollen. Seine Aufrichtigkeit erhielt den gebührenden Lohn. Hollau hatte die alberne Verschwörung und ihren Ausgang erfahren, durch ihn Serena, durch Serena ihre beiden Schwestern. Man erwiederte Helions Offenherzigkeit durch das Geständniß, daß man Alles wisse, ja noch mehr als er selbst; und damit wurde ihm erst das Ganze enträthselt. In Viktorinens Augen leuchtete ein klares Abendsternfeuer der reinsten Freude, Hilmar aber, der sonst immer so ruhige, stille Mann, zog den erstaunten Helion leidenschaftlich an seine Brust, an welche

— auf seinen Wink — auch Viktorine flog. Tief gerührt küßte und drückte er Beide, und sagte: „Fort mit allen Bedenklichkeiten! Sorgen Sie, lieber Helion, von diesem Augenblicke an, nur für das Unsterbliche! Die Sorgen für das Irdische überlassen Sie mir! Was ist denn aller Reichthum der Erde, wenn man nicht auch reich ist an Geist und Gefühl und an Sinn für das Schöne und Gute? — Somit sei der Bund zwischen uns geschlossen, und dieser mein Freundeskuß der Vorläufer des Brautkusses!"

Mit diesen Worten trat er einen Schritt zurück, so daß die zwei Glücklichen einander unvermuthet plötzlich in den Armen lagen. Jetzt umschlang er Beide innig, beinahe heftig, und sagte: „Liebt euch treu bis an's Grab, so wird euch selbst der Tod ein Engel!"

Die Liebenden aber hielten sich umschlossen, und blieben stumm, schöner als je, aber unvermögend ein Wort zu sprechen. Bewahre mich der Himmel vor dem Frevel, einer solchen Seligkeit Worte geben zu wollen! Nur bitte ich Dich, lieber Tod! erscheine — selbst als Engel nicht zu früh, um sie zu Engeln zu machen!

Sechzehntes Kapitel.

Der Kolibri und die goldnen Löwen. — Typhon und Sidi.

Frau Heroldin, als sie den Plan mißlungen sah, dachte ungefähr so: „Ich möchte mich wohl an den Hilmars gerne rächen, aber — die Rache trägt nichts ein, und was nichts einträgt, das ist nichts. Was kümmerts mich

also, ob Helion und Viktorine sich trennen oder nicht? Helion ist ein überspannter Mensch, und treu wie ein altes Haus, das hundert Jahre auf dem nämlichen Fleck steht. Er soll thun was er will, der Kolibri! Ich lobe mir meinen Herrn Absolon und Barnabas; das sind ein paar goldne Löwen, die zu fangen sich's der Mühe lohnt. Den Kolibri lassen wir fliegen, und Sidi wirft ihr Netz nach den beiden Goldlöwen aus; einen von ihnen erhaschen wir doch." —

So war denn Helion vor allen Nachstellungen sicher. Absolon merkte bald die Absicht und zerriß das Netz. Barnabas besuchte fleißig den alten Typhon, ohne gewahr zu werden, daß sich eine neue Eidechse einfand, die ihm sehr gefährlich zu werden anfing, die hübsche Sidi, die jetzt wieder als unlängst angekommene schöne Linzerin auftrat, aber so kindlich im Lilienkleide der Unschuld einherschwebte, daß der unerfahrne melancholische Barnabas von ihr bald bezaubert wurde. Sie war die holde Sittsamkeit und die liebe Unwissenheit selbst, und so kindlich, daß sie die schwesterlichen Eidechsen und die befreundeten zahmen Schlangen mit bunten Bändern schmückte. Darüber hatte Barnabas eine ungeheure Freude. Sidi's Liebe zu den Schlangen und seine Liebe zu dem unschuldigen Schlangenmädchen wuchs mit jedem Tage. Frau Herold wußte ihm auch, wie von ungefähr, von ihr so viel Schönes zu erzählen, daß es ihm endlich einleuchtete, Sidi sei das einzige Wesen auf dieser Erde, das mit ihm gleich denke und fühle, und sie müsse seine Frau werden. —

Redlich wie er war, erklärte er ihr seine Liebe geradezu, und sagte, da sein Geständniß mit Freudenthränen aufgenommen ward, daß er nun geraden Weges zu seinem Vater gehe, ihn um seine Einwilligung zu bitten. Da wurde Sidi glühend roth und Frau Herold schneeweiß, und die Letztere drang in Barnabas, diesen Schritt zu unterlassen, indem der auf seinen Reichthum stolze Vater die Heirath mit einem so armen Mädchen aus dem gemeinen Stande gewiß nicht zugeben werde. Die Vermählung müsse vielmehr heimlich gehalten, und dem alten Herrn erst dann kniefällig bekannt gemacht werden, wenn die Sache nicht mehr zu ändern sei.

Barnabas versprach, den Vorschlag zu überlegen. Indeß war Sidi mit ihren einschläfernden Liebkosungen nicht weniger verschwenderisch als Barnabas mit den reichsten Geschenken. Nach einigen Tagen aber erklärte er neuerdings, daß er mit der heimlichen Heirath durchaus nicht einverstanden sei, und daß ihm schon der bloße Gedanke daran Gewissensbisse errege. Es gelang aber der verdoppelten Zärtlichkeit, das pedantische Gewissen zum Schweigen zu bringen, was um so leichter war, als der Unerfahrne in der ersten Liebe den reinsten Himmel, und in der ersten Geliebten die vollkommenste Göttin erblickt. So lebte Barnabas jetzt wie ein Salamander in Flammen, verwarf den Vater und alle Welt, und rief, was schon mancher Verirrte — mit nachfolgender bittrer Reue — ausrief: „Hier ist meine Welt!" — Er wußte nicht, daß ein Augenblick im Himmel der Liebe manchmal mit einer jahrelangen ehelichen Hölle erkauft wird, und gab im Taumel einer Stunde des

Entzückens sein Jawort zur heimlichen Heirath, die aber erst nach Verlauf von sechs Wochen vollzogen werden sollte.

Jetzt war guter Rath theuer. Frau Herold dachte: Sechs Wochen! — während dieser Zeit kann gar Vieles geschehen. Nein! die Hochzeit muß längstens binnen acht Tagen vor sich gehen! — Sidi selbst, die sich schon bis an die Kehle im Geld stecken sah, versprach ihr für diesen Fall die ganze Morgengabe als donum gratuitum. Frau Herold beschloß nun Alles in Bewegung zu setzen und besonders auch den alten Typhon in's Geheimniß zu ziehen, weil sie wußte, daß er des goldnen Löwen ganzes Vertrauen besaß. Sie setzte ihm denn die Sache breit auseinander, und bat ihn, seinen Naturalienfreund zu überreden, alsogleich den Handel abzuschließen, denn das Mädchen sei ein wahrer Engel und zu seinem Glück auf der Welt. Zur Erkenntlichkeit legte sie dem Erstaunten hundert Dukaten auf den Tisch. Davon, sagte sie, läßt sich für Ihre Menagerie viel thun.

Typhon wußte aber aus sehr guten Quellen, daß Sidi kein wahrer Engel, sondern vielmehr eine Eidechse, und Frau Herold eine giftige Schlange war; er aber liebte nur die thierischen Schlangen und haßte die menschlichen. Auch war ihm seine Ehrlichkeit lieber als alles Gold der Erde, obschon er an der ersten genug hatte, und an dem letzten Mangel litt. Er bat Frau Herold, das Gold vor der Hand zurückzunehmen, und versprach das Seinige zu thun. — „Nur fein machen!" sagte die Erfreute.

Als Barnabas am nächsten Tage kam, war Sidi

unpäßlich und unsichtbar, und Frau Herold bat ihn, zu dem verdrießlichen fatalen Alten hinein zu gehen, der ihn sprechen wolle.

Als Barnabas eintrat, drückte ihm Typhon schweigend die Hand, deutete auf die lauernden Bestien, und sagte dann: „Sehen Sie! diese Schlangen und Kröten und Eidechsen da, sie sind mir lieber als so manche Menschen, die ich gekannt und kennen gelernt habe, lieber als Frau Herold und Fräule Sidi! Frau Herold ist eine giftige Schlange, Fräule Sidi, die schöne Linzerin, nichts als eine schöne Eidechse, aber schlechter als diese. Hundert Stück Dukaten haben sie mir auf den Tisch gelegt, damit ich helfen soll, am Garn ziehen, womit man Sie — den sogenannten goldnen Löwen — zu fangen hofft. Schon seit einiger Zeit steh' ich da auf der Lauer. Ich weiß nun wohl, warum die wackere Frau mir freie Wohnung und Kost bot; als Lockvogel für moderne junge Herren und als Deckmantel zugleich für die häufigen Besuche steh' ich da mit meinen Schlangen, Kröten und Eidechsen. Das wissen die meisten dieser Gecken, und treiben entweder gnädigen Scherz mit mir, den sie für einen Helfershelfer ansehen, oder benehmen sich geradezu sans gêne. Gestern wollte mich die Madame bereden, Sie zu schneller heimlicher Heirath zu bestimmen, weil Sie auf mich viel Vertrauen hätten. So ists; thun Sie jetzt, was Sie wollen! Ich aber ziehe — wenn ich keine andere Unterkunft bekomme — mit meinen Schlangen, Kröten und Eidechsen lieber in den Wald, ehe ich noch länger unter diesen Menschen bleibe!"

Barnabas, dem es vorher gar nicht einfiel, an der Redlichkeit der Frau Herold und an der Seelenschönheit der schlanken Nymphe Sidi zu zweifeln, stellte jetzt Nachforschungen an, die ihm Beide in sehr ungünstigen Lichte zeigten. Bruder Absolon antwortete dem sich Beklagenden leichtfertig: „Ich wußte es mein Schatz, daß man Dich prellen wollte; ich dachte mir aber, es schadet nichts, wenn ein gelehrter Melancholikus sich die Nase anstößt!" — Der alte Wallfisch lachte, und sagte: Ich habe von der Geschichte wispern gehört; aber das thut nichts lieber Barnabas! So was gehört zu den noblen Passionen, die alle reichen Leute haben; sie lassen gut. So eine kleine Liebschaft macht standesmäßiges Aufsehen und gibt sich am Ende von selbst! Sei kein Narr, und nimm Dir's nicht zu Herzen, sonst glaub' ich, Du bist ein Fantast! Hast ja Geld, — also Courage, Du Kopfhänger!

So wurde der arme düstere Barnabas, von Schlangen und Eidechsen betrogen, vom Bruder und Vater mit Spott und schmerzlichem Trost entlassen, noch düsterer als er war, sah mit Gram, daß er ein Gegenstand der Unterhaltung und des Stadtgespräches war, und flog an Typhons Brust. Am nächsten Tage bezog dieser mit allen seinen Schlangen, Kröten und Eidechsen ein Zimmer in der Wohnung seines melancholischen jungen Freundes, welcher der Frau Herold eine Summe für Typhons freie Kost und Wohnung, nebst einem Gratiale für Sidi zusandte.

Siebzehntes Kapitel.

Der Magnetiseur. — Der gelehrte Lügenquell.

Indeß Hilmar mit den Seinigen in stiller Glückseligkeit lebte, überließen sich die Herren Martin und Absolon Wallfisch wohlbehaglich der geldstolzen Rohheit und vornehmen Gemeinheit; dagegen stellte das bittersüßliche Haus, von dem Hilmar und Helion sich allmälig losgemacht hatten, ein Bild eleganter Frivolität dar. Herr und Madame Bittersüß hörten nichts auf der Welt lieber, als wenn man sie auf Ehre versicherte, ihr Haus sei ein wahres Paris im Kleinen. Möbeln und Kleider und Unterhaltung, Alles war von Paris verschrieben. Herr Bittersüß bildete sich ein, der eleganteste Pariser, Madame die scharmanteste Pariserin zu sein. Die deutsche Sprache war mit Helion zugleich aus dem Hause verschwunden. Herr Mehldorfer, auch **Signore Farinoli** genannt, jetzt **Monsieur Farinaux**, hatte vor eilf Monaten auch französisch gelernt, gab jetzt in dieser Sprache schon Unterricht, und genoß die Ehre, den bittersüßlichen Ehekonsorten Johann Valentin Meidingers Sprachlehre und Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen in's Französische und aus dem Französischen in's Deutsche vorzutragen, ja sogar einen Telemach mit deutschen Erläuterungen und Anmerkungen für sie zu radbrechen. Die Hauptursache dieser ganzen häuslichen Staatsumwälzung war aber ein gewisser Herr von Nußhalm, der unlängst von Paris, diesem Wohnsitz

der Modegöttin und ihrer Thorheiten, zurückgekommen war. Herr von Nußhalm war schon ein Sechziger, und ein rasender Verehrer der französischen Literatur, die ihm in solcher Glorie erschien, daß ihr Abglanz zugleich die ganze Nation verklärend umfloß. Göthe und Schiller waren gegen die französischen Tragiker ungebildete Fantasten. Sein Abgott war Voltaire, dessen Werke er in allen möglichen Formaten besaß, so, daß er die nämliche Stelle heute in groß — morgen in klein — Oktav, übermorgen gar in Duodez-Format u. s. w. lesen konnte. Voltaire's Porträt hatte er in den verschiedensten Kupferstichen, Zeichnungen und Gemälden; er ging so weit, daß er in seinem Prachtzimmer ausgestopfte Adler und Meerkatzen stehen hatte, weil, wie man sagt, in Voltaire's Physiognomie Züge vom Adler und von der Meerkatze lagen.

Jetzt reiste er nach Paris, weil er vernommen hatte, es befinde sich daselbst noch ein Nachkömmling von dem Schooßhündchen der Marschallin von Villar, Voltaire's zweiter Geliebten. Er wünschte diesen Schatz an sich zu bringen; leider aber war der vierfüßige Voltairianer dem Herrn von Nußhalm vierzehn Tage vor seiner Ankunft vom Tode entführt worden.

Um sich über diesen schmerzhaften Verlust zu zerstreuen, hatte sich Herr von Nußhalm in die Mysterien des Magnetismus einweihen lassen, fest entschlossen, diese Kunst selbst auszuüben. Meiner Meinung nach, konnte er sich deshalb Mühe und Geld sparen, weil ihn schon die Natur mit der Gabe einzuschläfern reich ausgestattet hatte. Er glaubte

jetzt ein vollkommener Magnetiseur zu sein, obschon er nur den Apparat, nicht aber die Sache kannte und die Schale für den Kern ansah. Voll Begierde, seine Kunst auszuüben, fand er dazu im bittersüßlichen Hause die beste Gelegenheit, indem hier Alles — vom Herrn bis zur letzten Küchenmagd — von Ungeduld brannte, sich magnetisiren zu lassen.

So wurden denn zwei Zimmer zu magnetischen Schlafzimmern hergerichtet, das eine für die Herrschaft, das andere für die Dienerschaft. Der Letztern wurde vom Herrn Bittersüß vorläufig kund gethan, der Magnetismus bringe jeden ordentlichen Menschen in Schlaf, und wer davon nicht einschlafe, gebe einen Beweis, daß der Magnetismus bei ihm nicht angreife, und ein solcher Mensch sei ein Vieh. Das war ein kräftiger Wink, entweder einzuschlafen oder ein Vieh zu sein. Natürlich faßte allmänniglich sogleich den Entschluß, einzuschlafen.

Wir wollen zuerst der Manipulation im Herrschaftszimmer zusehen. Madame Bittersüß setzte sich auf ein griechisches Ruhebett, und legte den Kopf schmachtend auf ein himmelblaues Kissen. Kaum hatte Herr von Nußhalm mit seinen Zauberfingern einige Minuten ihre Schläfe umfahren, als sie sich selbst überredete, sie schlafe schon und träume. Nun begann sie unaufgefordert eine Art von Traumrede, wie Bekenntnisse einer schönen Seele, die sie gut einstudirt hatte, in unterbrochenen Absätzen als eine Verzückte vorzutragen. Alle Anwesenden wurden über die Verzückte entzückt; Herr von Nußhalm schaute auf sie hin wie ein

triumphirender Feldherr auf seine Siegestrophäen. Herr Bittersüß wollte vor Bewunderung außer sich gerathen, und Madame konnte mit freudestrahlendem Antlitz nicht genug erzählen, daß sie eine Somnambüle sei.

Jetzt kam die Reihe an Herrn Bittersüß. Eingedenk seines eigenen Edikts, kraft dessen Jeder, der nicht einschlafe, für ein Vieh erklärt wurde, glaubte er — als Gesetzgeber an sein eigenes Gesetz gebunden zu sein, und stellte sich in kurzer Zeit schlafend gleich seinem ehelichen Gegentheil, mit dem einzigen Unterschiede, daß er keine zierliche Traum-Verklärungsrede einstudirt hatte, sondern auf die an ihn gestellten Fragen entweder gar nichts zu erwiedern wußte, oder nur ziemlich kurze — und alberne Antworten gab.

Nun machte sich der Magnetiseur an den alten Wallfisch, mit der Besorgniß, daß seine Kraft gegen dessen Riesenstärke vielleicht nicht zureichen würde. Allein er irrte sich; denn Herr Biergans war vor langer Weile über die vorhergegangenen Proceduren schon so schläfrig geworden, daß er nach sehr kurzer Manipulation wirklich fest einschlief, alle Fragen aber nur mit mächtigem Schnarchen beantwortete. Herr von Nußhalm erklärte das für unverständliche Worte.

Der vierte und letzte im Herrschaftszimmer sollte für heute noch Adalbert sein, der aber noch nicht da war. Herr von Nußhalm ging daher, um keine Zeit zu verlieren, in's Zimmer der Dienstleute. Dem Range nach wurde hier zuerst das Zöfchen vorgenommen, die zartfühlende und eben so zartgebaute Minette. Der ihr ganz eigenen Klugheit gemäß, erkundigte sie sich im Voraus, ob die gnädige

Frau schon schlafe. Als Herr von Nußhalm ihre Frage bejahte, hielt sie es für schicklich, dem Beispiel der Gebieterin zu folgen und begann sogleich ihren Kunstschlaf. Der magnetische Künstler stellte nun seine gewöhnlichen Fragen; dabei ereignete sich aber die kleine Fatalität, daß die Zartfühlende in jeder Frage eine Zweideutigkeit zu finden glaubte, und daher bei jeder sehr züchtig eingerichteten Antwort erröthete. Jetzt ging's über den Bedienten Andreas, einen massiven Bengel; der sträubte und wehrte sich aus allen Kräften und schlug aus mit Händen und Füßen, so lange, bis den Magnetiseur nach vieler vergeblicher Arbeit die Geduld verließ, und er dem Ungefügigen abzutreten befahl. Die Letzte war die runde, rothbackige, lustige Köchin, die sich gutwillig hingab, und sich unter den manipulirenden Fingern alle Gewalt anthat, um nur recht ernsthaft zu sein und einzuschlafen; es wollte aber nicht gehen, obschon sie die Augen fest schloß, den Athem an sich zog, und die Lippen über einander biß. Endlich konnte sie das Lachen nicht länger unterdrücken, sprang auf und stürzte mit schallendem Gelächter zur Thüre hinaus. Herr von Nußhalm rief zornglühend nach: „Närrin! Alberne Küchenmagd! — Die kluge Minette drückte ihr kleines Gesichtchen tief in das Sofakissen, als ein Bollwerk gegen das verrätherische Lachen. Jetzt trat Adalbert ein, und bat den gefälligen Magnetiseur, ihn gleichfalls noch vorzunehmen. Nach ungefähr zehn Minuten schien er schon so ordentlich zu schlafen, daß Nußhalm zu fragen anfing. Adalbert säumte mit seiner Antwort nicht, sondern erzählte sogleich, daß in

diesem Augenblick, der Kaiser von Marokko niese, daß in Fetz so eben eine blutige Massakre ausbreche, in Ägypten eine ungeheure Heuschrecke so eben einen Elephanten verzehre, in Nordamerika ein Esel deutsch rede, eine türkische Flotte über den Simplon nach Kamtschatka segle, in Siberien einer Mücke im gleichen Augenblick die erfrorne Nase abfalle, Scipio der Afrikaner sich in seinem Grabe umkehre, bei Pompeji ein Manuskript des Cicero über Schuh- und Stiefelwichs ausgegraben werde, und Semiramis in ihrem Todtenmonument bitterlich klage, daß Niemand da sei, ihr die zerrissene Schleppe zu flicken. Vom Redestrom fortgerissen, fing er dann zu prophezeien an, wie daß nächstens ein Schwarm arabischer Schnarr-Heuschrecken sich in Rezensenten verwandeln werde; dann würden alle in Trauerspielen ermordete Helden auferstehen, über diese Heuschrecken heißhungrig herfallen, und ihr Fleisch verzehren; diese gefressenen Thiere würden sich aber aus den fressenden Menschen wieder herausfressen; dies würde aber zum Behuf künftiger Tragödien neue Todesarten hervorbringen: die regenerirten Heuschrecken würden sich dann phosphoreszirend emporschwingen und wie ein leuchtendes Diadem den Namen Voltaire bilden. Plötzlich aber würden daherkommen von Osten ein Adler geflogen, und von Westen eine Meerkatze gesprungen, und der Schnabel des Adlers würde sich verwandeln in einen Dolch, und der Schweif der Meerkatze in Juvenals satyrische Geißel, und alle diese höchst wunderbaren Erscheinungen im Reiche der Unmöglichkeit würden, ihrer außerordentli-

chen Seltenheit ungeachtet dennoch nichts — bedeuten und nichts heißen.

Nun schwieg Adalbert und Herr von Nußhalm stand vor ihm wie eine Composition von tauber Nuß und ausgedroschenem Strohhalm, die nachher in einen petrifizirten Menschen ohne Sinn verwandelt worden ist. Nach langem Stillschweigen — die kluge Minette konnte schon, trotz aller Klugheit, das Lachen kaum länger zurückhalten — nach langem tiefen Schweigen, sag' ich, und wahrer Grabesstille im ganzen Zimmer nieste Adalbert so gewaltig und that dabei einen so ungeheuer fürchterlichen Schrei, daß Herr von Nußhalm, wie vom Blitz getroffen, an die Wand zurücktaumelte, Minette aber mit einem Angstgeheul vom Sofa hinabfiel.

Durch das Schreien, Heulen und Fallen und Poltern wurde das ganze Herrschaftszimmer in Allarm gesetzt. Der magnetische Schlaf verschwand, als wäre er gar nie da gewesen. Alle sprangen auf, wie vom Teufel besessen. Madame Bittersüß schrie: „Zu Hilfe! zu Hilfe! sonst bin ich verloren!" — Herr Bittersüß lief mit unartikulirtem Zetergeschrei im Zimmer herum, und stieß gegen alle Spiegel und Fenster; Herr Martin schnaubte grimmig und fluchte, riß sich die Tituspërücke vom Kopfe, warf sie wie toll nach den Kanarien-Käfigen, und schlug einen runden Mahagony-Tisch mit dem schönen Kaffeh-Service um.

Und überall — allüberall war Verwirrung und Entsetzen und Wehgeheul!

Adalbert hatte indeß mehrere, nach dem Genuß der

schönen Künste schmachtende Fräulein beredet, sich von ihm Vorlesungen halten zu lassen. Er versprach ihnen, die tiefsten Resultate spielend beizubringen. Alles was der Kecke seinen liebenswürdigen Zuhörerinnen vortrug, war entweder grundfalsch, nichts als Lug und Trug, oder ein chinesisches Feuerwerk von glänzendem Unsinn und nichts sagenden schönen Worten. Er log wie's ihm eben einfiel, nannte ihnen z. B. griechische Dichter der ersten Größe, die nie existirten; die wirklichen dagegen versetzte er unter Nationen der Gegenwart, dichtete ihnen die absurdesten Werke an, u. s. w. Die gläubigen Zuhörerinnen labten ihre dürstenden Seelen aus dem Lügenquell, und gelehrte Damengespräche wurden im bittersüßlichen Hause modern. So war Adalbert bis zur siebenten Vorlesung gekommen; da erfuhr Helion den indelikaten Scherz, durch einige Zuhörerinnen, die mit ihrem gelehrten Lügenvorrath Parade machten, und entdeckte den Bestürzten, welchen tollen Unfug Adalbert mit ihnen getrieben habe. Nun war Feuer im Dache, und dem entlarvten Professor wurde ein förmlicher Mädchenkrieg angekündigt.

Achtzehntes Kapitel.

Diogenes und der Dichter.

Am ersten Geburtstag, der in den Zeitraum dieser Geschichte fällt, erhielt Hilmar, wie wir wissen, beim Mittagsessen ein grünes Fäßchen mit köstlichem Wein-Inhalt, dessen Geber bisher sowohl den Hilmariden als den Lesern,

— unbekannt blieb. Jetzt ist er entdeckt; denn am zweiten Geburtstage dieser Geschichtsperiode bekam Hilmar eine Weintraube mit großen glühenden Beeren — von der Art, die man die Abendröthe nennt — mit dem beiliegenden Handschreiben:

„Das grüne Weinfäßchen hat — wie man mir sagte — Dir und den Deinigen gut gemundet, obschon es wie aus den Wolken fiel. Jetzt sende ich Dir eine Weintraube — gleich denen aus dem weiland gelobten Lande; man nennt diese Gattung die Abendröthe. Sie soll ein Sinnbild sein von Deinem und meinem Lebens-Abend, der sich bei uns Zweien nur darin unterscheidet, daß Du einen Sommer-Abend hast, ich einen Herbst-Abend. Zur Nacht führen Beide. Eh' diese Nacht kommt, laß uns noch einmal zusammen recht jung und fröhlich und hell-licht sein. Wenn Du jetzt noch nicht erräthst, wer ich bin, sollst Du mich wenigstens erkennen, —

wenn ich eintrete!" —

So rief der einst sehr korpulente, jetzt aber ganz eingeschrumpfte Weinhändler Teufelseder, der in diesem Augenblick in Hilmars Arme flog, und von ihm herzlich an die Brust gedrückt wurde.

Hilmar und Teufelseder waren einst Schulkameraden und hatten sich gerne. Nachher wurden sie durch ihre Geschäfte getrennt, blieben aber in ihren alten freundschaftlichen Verhältnissen, theils durch jährliche Besuche, theils durch Briefe. Als Beide jetzt zu etwas ruhigerem Athem gekommen waren, bestürmten sie einander mit Fragen so

schnell und hastig, daß vor jeder Antwort schon zwei — drei neue Fragen von jeder Seite abgeschossen waren, bis endlich Teufelseder zu Worte kam, und folgendermaßen sich ausließ:

„Ja, Freund! das grüne Geburtstags-Fäßchen war von mir. Ich schickte es Dir als meinen glückwünschenden Repräsentanten, weil ich das Podagra hatte und nicht selbst zu Dir kommen konnte. Ich will Dir aber aufrichtig gestehen, daß ich eingeschrumpfter vier und sechzigjähriger Podagrist damals die Absicht hatte — versteh' mich wohl! ich sage: damals! — die Absicht hatte, um eine von Deinen drei Töchtern für mich anzuhalten. Das war dumm! ich weiß es; jetzt aber ist's vorbei, denn in Mitte meiner Hochzeitgedanken meldete sich das Podagra an, und vertrieb mir alle Heirathslust. Ich, der die Fässer einst zu sehr liebte, bin jetzt nicht nur ein Weiberfeind, sondern sogar ein menschenfeindlicher Diogenes im Fasse geworden. Nun hab' ich unbeweibter, kinderloser Kerl gar keinen andern Wunsch, als Deine drei Töchter zu meinen Weibern und Kindern zugleich anzunehmen, das heißt, nicht sie zu heirathen, sondern ihnen mein hübsches Vermögen zu vermachen und bei euch zu sterben."

Hilmar, in Allem, was er that und sprach, ruhig und besonnen, drückte dem gutmüthigen Diogenes freundlich die Hand, ohne weder Ja noch Nein zu sagen; stellte ihm aber bald den wackern Helion vor, lobte den Einen gegen den Andern, suchte sie einander mit jedem Tage näher zu bringen, und hatte endlich das Vergnügen, daß Teufels-

eder eines Tages gegen ihn herausfuhr: „Hör' einmal! Dein Helion ist doch ein herrlicher Kerl!"

„Ja das ist er auch!" erwiederte Hilmar: „Und darum liebt er meine Viktorine, die gleichfalls ein herrliches Geschöpf ist, und ich gebe sie ihm zum Weibe."

Teufelseder fiel hastig ein: „Recht! So setze ich ihn zu meinem Stellvertreter ein, und Viktorine zu meiner Erbin!"

„Da weiß ich Dir noch was Besseres;" erwiederte Hilmar. „Beide sind so ganz für einander geschaffen, daß ich ein elender Mensch wäre, wenn ich ihre Vereinigung hindern wollte. Es ist bei der Sache nur ein fataler Umstand — nicht für mich, sondern für den wackern Helion, denn er hat bei seinen vielen herrlichen Gaben und Eigenschaften nur einen Fehler, das heißt: er hat kein Geld und kein Amt. Das gut zu machen, Teufelseder, steht in Deiner Macht. Es ist nicht gut, wenn das Weib mit ihrem Reichthum das Haus erhält; der Mann, der nichts hat, wird aber auch gar leicht ein Nichts im Hause. Ich kann dem Helion nichts schenken, theils, weil es unschicklich wäre, theils, weil er es, wie die Sachen jetzt stehen, als Bräutigam von mir gewiß nicht annehmen würde. Setz' Du ihn zu Deinem Erben ein, so ist Allem abgeholfen! Von Dir kann er's annehmen, weil er mit Dir in freiem Verhältnisse steht."

Teufelseder fand den Gedanken prächtig, schlug ein, und jubelte vor Freude. Lebhaften Temperaments, und mit den Mitteln zur schleunigen Ausführung seiner Plane

versehen, fiel er dem eintretenden Helion um den Hals, und ließ nicht nach, bis dieser ihm zugestand, ihn als seinen Sohn ansehen zu dürfen: Einige Tage nachher überraschte er ihn mit einer Weintraube von Gold; am obern Stängel war ein rothes Band herumgeschlungen, darauf die Worte: „Der Sohn ist seines Vaters natürlicher Erbe; darum haben Teufelseder und Helion nur ein gemeinschaftliches Vermögen!"

Vergebens sträubte sich das Zartgefühl des Uneigennützigen gegen dieses Geschenk, das ihm wie eine Gabe des Glücks vom Himmel fiel; er mußte sich dem kinderlosen Geber ergeben, und that es endlich um so lieber, als er sich überzeugte, daß Liebe und Freundschaft es wünschten.

Eine sonderbare Erscheinung aber blieb es, daß Viktorine, und noch mehr Helion, immerzu kränkelten, Beide stets liebevoller und interessanter wurden, und — ich möchte sagen — sich vom Irdischen zu läutern schienen. Aus den stillklaren Augen und den friedemilden Zügen der zwei blassen Gesichter, schien eine Verklärung des Innern hervorzuleuchten. Ihre äußern Bedürfnisse wurden mit jedem Tage weniger und feiner. Es schien, als ob sie, je freigebiger das Glück sein Füllhorn über sie ausgoß, der irdischen Güter desto minder bedürften und aus dem üppigreichen Boden zu einer höhern Welt hinaufreiften.

Die Vermählung mußte verschoben werden. Serena und Flora schmiegten sich an Viktorinen mit der zärtlichsten Besorgniß inniger als je. Hilmar und Hollau ließen nicht ab, bis Helion sich ärztlicher Hilfe dahingab.

Viktorine und Helion aber, in stiller Heiterkeit, glichen zwei Blumen, die an einem schönen Sommertage verbleichen; die Liebe verschmolz Beider Wesen in eines, daß es harmonisch verklinge. Ich möchte ihren Zustand die Himmels-Krankheit nennen, der von keinem irdischen Mittel, sondern nur dort oben geholfen werden kann. Solchen Kranken fehlt gar nichts, als daß die schwere Erde sie drückt; mit dem erhaltenen Ätherleib der Engelsgestalt wird Alles gut. —

Neunzehntes Kapitel.

Ein wunderbares Duell.

Einen widrigen Kontrast gegen dieses ätherische Wesen, bilden die mit mächtigem Schnauben ausgesprochenen Worte des Martin Biergans, Edlen von Rosenschwert-Wallfisch, der so eben einen Gift und Galle speienden Brief an den wilden Adalbert geschlossen hatte, und während des Versiegelns ausrief: „Spitzbube! Satan! Wäre ich der Martin Luther, so wäre ich auch so gescheit wie er, und statt mit Dir zu duelliren, wärfe ich Dir — wie er dem Teufel — das Dintenfaß an den Kopf. Ja, Martin Luther! Du hast Recht! So einem bösen Geist das Dintenfaß an den Kopf werfen, macht den kürzesten Prozeß. Nun aber kann ich leider das Duell nicht mehr ausschlagen; aber nur Geduld, Monsieur Adalbert! Ich kann mich schon noch rühren. Sollst's erfahren!" —

Da öffnete Adalbert die Thür, steckte den Kopf

hinein, und rief: „Martin Biergans! Martin Luther!" — Und Martin Biergans, jetzt vor Wuth außer sich, ergriff wie Martin Luther das Dintenfaß und schleuderte es nach dem Teufelskerl Adalbert. Zum Glück war das Dintenfaß weniger wüthend, als sein Schleuderer, und fiel zu Boden, eh' es den Beschleuderten erreichte, und so ward für dieses Mal kein Blut, sondern nur Dinte vergossen.

Ich muß jetzt dem Leser vor Allem erklären, warum der Zorn und das Duell und das Dintenfaß so gährt und fliegt. Kurz gesagt: Herr von Wallfisch und der tolle Adalbert waren aus zwei Hauptursachen gegen einander so grimmig erboßt: Erstens, weil Herr Wallfisch bei der hübschen, schlanken Eidechse Sidi, Adalberts Nebenbuhler, und zwar der begünstigte war, weil er freigebiger war, als Adalbert, der auf seine Schönheit und Jugend etwas Kargheit einimpfte. Zweitens: Weil einige beleidigte Zuhörerinnen von Adalberts falschen Vorlesungen den Herrn Martin, dessen furchtbaren Grimm sie kannten, maliziöser Weise gegen den wilden Jungen aufgehetzt, und ihn zu ihrem Ritter gepreßt hatten.

Mit Adalberts Ruf: „Martin Luther!" und Martins Dintenfaß-Luftfahrt, war das Duell entschieden und auf den nächsten Tag festgesetzt. So war denn der Morgen gekommen, der über Tod und Leben entscheiden sollte. Herr Martin Biergans hatte schon dreimal die Hälfte des Weges muthvoll zurückgelegt, wo er dann höchst muthlos wieder umkehrte und nach Hause ging, fest ent-

schlossen, nie mit einer andern Waffe als — mit Dintenfaß oder Stock zu duelliren. Adalbert hatte es aber unter der Hand so eingerichtet, daß der sich immer mehr potenzirende Mehldorfer bierganssischer Sekundant wurde. Dieser talentvolle junge Mann, qualifizirte sich nach und nach so sehr, daß er in den verschiedensten Angelegenheiten brauchbar wurde. Um nun des ihm verheißenen Sümmchens von dreißig Gulden Wiener Währung nicht verlustig zu werden, bot er seinen ganzen Witz mit so gutem Erfolge auf, daß der Edle von Rosenschwert endlich den Weg des Schwertkampfes zum vierten Male antrat, und wirklich an's Ziel der Todesau kam, wo Adalbert ihn schon erwartete. Er schien wirklich zum Verwundern gefaßt; nur seinem Sekundanten flüsterte er in's Ohr: „Wäre ich nicht von Adel, so brächten mich doch der Teufel und seine Großmutter selbst nicht zum Duelliren!" — Der gute Mann machte jetzt noch einmal einen Vorschlag, den bösen Handel im Wege der Güte auszugleichen; allein Adalbert wollte davon nichts hören, sondern rief: „Courage, mein kolossaler Seladon! Courage, ästhetischer Herr Damenritter! Hier wird wohl für die Rosen mit dem Schwerte, aber mit keinem Rosenschwerte gekämpft, obschon ich die Ehre habe, mit Einem Rosenschwerte zu kämpfen! — Hier liegen zwei Degen; wählen Sie!" —

Herr Mehldorfer-Farinoli wählte für den Herrn von Rosenschwert; und nun — nun klirrten wirklich die Degen. Durch das Kämpfen selbst verlor der Edle von Rosenschwert alle Furcht, und ward sogar grimmig.

Man stieß hin und her; die Degen schlugen auf einander, bis endlich der von Rosenschwert einen so richtigen Stoß führte, daß die Hälfte des Degens in Adalberts Seite verschwand, und dieser mit einem Schrei zu Boden stürzte. Herr von Rosenschwert ließ seinen Degen vor Schrecken auf die Erde, seinen Leib halb ohnmächtig auf eine nahe Bank fallen.

Als er endlich die Augen wieder aufschlug, war der erste Gegenstand, den er erblickte — o Wunder! der todte Adalbert, der frisch und gesund vor ihm dastand. „Wie!" — schrie der Entzückte, — „ich habe Sie nicht getödtet? Sie leben wirklich?"

Adalbert. Ich lebe wirklich; bin ich aber nicht schön gestorben?

Rosenschwert. Sie deliriren doch nicht? Was soll das heißen? Ist Ihre Wunde also nicht tief?

Adalbert. Sie geht nicht einmal bis an die Oberhaut.

Rosenschwert. Das ist Unsinn! Zum Teufel! Gestochen wurden Sie; das hab' ich mit meinen Augen gesehen.

Adalbert. Das konnten Sie nicht sehen.

Rosenschwert. Ich sage Ihnen aber, daß ich's wirklich gesehen habe!

Adalbert. Optische Täuschung! Nicht jeder Stich gibt eine Wunde. — Da sehen Sie! Mein Leib ist unverletzt. Aber hier —

Adalbert hob den Degen auf, hielt ihn seinem Gegner vor, und zeigte ihm, daß die obere Hälfte der Klinge hohl, die untere aber mit einer Feder so eingerichtet war,

daß sie, wie die Degenspitze an einen Gegenstand stieß, sogleich zurückwich und in die obere Hälfte, wie in eine Scheide hineingeschoben wurde. — Nach dieser Erklärung sagte Adalbert: „Ich habe meinen Zweck erreicht, das heißt: ich habe Ihnen Ärger und Todesangst verursacht; darum wäre meinerseits die Sache so viel als abgethan. Sind Sie auch Ihrerseits mit der Entwicklung des Schauspiels zufrieden?" — Herr von Rosenschwert versicherte, daß er nichts weiter verlange und sich freue, weder ein Mörder noch ein Ermordeter zu sein. Übrigens sei diese Art von Degen eine recht artige Erfindung, womit sich Manches auf die beste Art beilegen ließe, denn es seien eigentliche Ehrendegen, sehr passend zu den meistens eben so titulären Ehren-Sachen; ein solcher Degen könnte daher manchmal sogar den Vorzug vor dem Dintenfasse behaupten.

So ward denn Friede geschlossen, wobei Sidi am meisten verlor, indem ihr Besitz dem Wallfisch, kaum der Gefahr entgangen, zu gefährlich schien; Adalbert aber war zufrieden, sich an ihr gerächt zu haben. Die ungerächten Zuhörerinnen der falschen Ästhetik erklärten sowohl ihren ausgelassenen Beleidiger als auch ihren feigen dicken Ritter zugleich in die Acht.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Botaniker. — Das Waldhäuschen. — Die Jägerin.

Ich komme mir in dieser Geschichte manchmal vor wie ein thätiger Gastwirth, der in seinem Hause so viele Gäste

hat, daß er rastlos von einem Zimmer in das andere, Trepp' auf Trepp' ab, springen muß, damit nur jedem das Seinige geschieht.

So muß ich jetzt den Leser in das Krankenzimmer des melancholischen Barnabas führen, der höchst schwermüthig auf seinem Bette liegt. Zum Glück für ihn tritt eben der alte Typhon ein, sein redlicher Freund und Gesellschafter, und trägt einen großen Flußkrebs von ungewöhnlich dunkelschwarzer Farbe in der Hand. Barnabas war seit einiger Zeit, ungeachtet es ihm bei seines Vaters Reichthum an nichts fehlte, düsterer als je, und sah die Welt schwärzer als sie wirklich ist. Nachdem er den schwarzen Krebs lange schweigend betrachtet hatte, sagte er seufzend: „Der Krebs ist das wahre Sinnbild eines unglücklichen Menschen, dem Alles zuwider geht, folglich auch mein eigenes.“ —

Typhon sah nun den armen Barnabas mit jedem Tage in tiefere Schwermuth versinken. Um seinen Düstersinn zu erheitern, bewog ihn der redliche Greis, seinen Schlangenzügen beizuwohnen, da er wußte, daß Luft und Bewegung und das Leben in den duftigen Wäldern seinen schwächlichen Körper stärken würden. Zur Abwechslung und zur Erweiterung ihres Horizonts fing Typhon an, zugleich auch die Kräuterkunde zu betreiben. Ein Herbarium wurde angelegt, und die beiden Gefährten gingen nie ohne eine reiche Beute aus dem Thier- und Pflanzenreiche nach Hause. Typhons freundschaftliche Bemühung gelang; Barnabas wurde mit jedem Tage gesünder, kräftiger und heiterer. Auf einer dieser Exkursionen vertieften sich Beide in ihrem Eifer so sehr,

daß sie immer tiefer in den Forst geriethen, und endlich im stärksten Dickicht sich vom Dunkel der anbrechenden Nacht überfallen sahen. Alles Suchen nach Pfaden, die aus dem Walde führten, war vergebens. Der Vollmond zeigte ihnen nur hie und da durch zwei etwas getrennte Wipfel — nicht irgend einen Pfad auf der Erde, sondern einen schmalen Fleck des indigofarbnen Himmels, bis er endlich ganz unsichtbar wurde, und Nacht und Stille so zunahmen, daß sie nichts mehr hörten als das Blättergeräusch der von ihren arbeitenden Händen und Köpfen zertheilten Baumzweige.

Endlich erblickten sie einen goldenen Punkt, der bei jedem Schritte einen größeren Lichtkreis gewann, und zuletzt sich als Kerzenflamme zu erkennen gab. Der Wald wurde dünner, öffnete sich, und vor ihnen lag eine vom Mond beleuchtete Wiese, in deren Mitte ein niedliches Häuschen mit schneeweißen Wänden stand.

Als sie sich der Hütte näherten, scholl ihnen ein wohl bekanntes Abendlied entgegen, von einer kräftigen Baßstimme und einem sehr sonoren Sopran gesungen. Es klang in der tiefen Stille so feierlich, daß es den beiden Wanderern in's Innerste drang. Sie standen, von Andacht ergriffen, begannen leise einzustimmen, und ohne es selbst zu wissen, sangen sie immer lauter mit, bis die Singenden im Hause die fremden Stimmen gewahrten.

Als das Lied geendigt war, näherten sich Typhon und Barnabas dem Hause, dessen Thür in diesem Augenblick aufging. Heraus traten ein alter Mann, groß und stark gebaut, und ein Mädchen von sehr schlanker Gestalt, Beide mit Flin-

ten versehen; ihnen folgte ein kleines, höckriges, verkrüppeltes Wesen, der sogenannte Jägerjunge, beinahe so alt als sein Herr, doch ganz das häßliche Gegenstück des schönen Alten. Den Beschluß machten einige große Doggen, die zwar anschlugen, auf die erste Ermahnung aber sogleich schwiegen und theils dem Jäger, theils seiner Tochter, der stattlichen Gabriele, liebkosend und spürend zur Seite traten. Nach wechselseitigen Erklärungen lud der alte Friedmann die beiden Verirrten freundlich in's Haus, und bewirthete sie mit Käse, Brot und Wein, der, so sauer er auch war, vom Durst und mehr noch durch die redliche Gutmüthigkeit des Gebers so versüßt wurde, daß selbst die köstlichsten Weine den beiden Gästen nie so wohl behagt hatten.

Noch mehr Vergnügen als am Weine fand Barnabas bald an Gabrielen. Das Mädchen war ein Bild der frischesten Gesundheit an Leib und Seele. Im blühenden Gesicht glänzten die Augen mit den Lippen in die Wette. Die schlanke Fülle des gediegenen Körpers zeigte die rüstigste Arbeiterin. Jede ihrer Bewegungen war schnell und gewandt. Man sah ihr's sogleich an, daß ihr die von Kindheit auf gewohnte Arbeit keine Mühe machte, sondern nur ein leichtes, sicheres Spiel war, und daß in diesem frohsinnigen Körper noch nie irgend eine Krankheit gewohnt hatte. Alles, was sie sagte, war einfach und wahr; jedes Wort trat ihr aus dem reinsten Herzen auf die Lippen. Sie war des Vaters treue Jagdgefährtin, und eben so muthig und geschickt, als der alte Jägerbursche feig, boshaft und dumm war. Ihr gegenseitiger Haß äußerte sich immer auf eine sehr komische Weise.

Sie flocht in's Gespräch eine Menge kurzer Jägermährchen ein, und eh' sich's der kleine Unhold versah, hatte er dabei einen Stich. Typhon und Barnabas erstaunten über ihre Kräuterkunde, und über ihre Kenntniß der Waldthiere, mit deren einem der brummende Kaliban alle Augenblicke verglichen ward; denn sie neckte den Zornmüthigen unaufhörlich, doch immer auf die harmloseste Weise. Mitunter sang sie so schöne Jagdlieder mit so schöner Stimme, daß die Zuhörer zur muntersten Jagdlust begeistert wurden.

Typhon erzählte von seiner Schlangen-, Kröten- und Eidechsen-Liebhaberei. Gabriele wußte ihm über die Schlangen und Eidechsen, die sie oft belauscht hatte, manches Neue zu sagen, und bezeichnete ihm die gefangenen Schlangen, die er in einem gläsernen Gefäß bei sich trug, sehr richtig. Friedmann aber sagte: „Auch ich habe es in meinem Leben nur zu oft erfahren, daß böse Menschen giftiger sind als die giftigste Schlange! Darum dankte ich dem Himmel, als es mir endlich gelang, diese Jagd-Einsiedelei hier zu bekommen, wo ich nach überstandenen Leiden und Bedrängnissen mit Wenigem zufrieden lebe. Ich muß jährlich zweimal eine bestimmte Anzahl großes Wildpret auf's herrschaftliche Schloß liefern, zu dem dieser abgelegene Wald gehört; dies ist meine einzige Verpflichtung und mein einziger Verkehr mit den Menschen.“ —

Mitternacht war schon vorüber, als unsere Wanderer auf ein reiches Lager von reinem Stroh und duftigem Heu gebettet wurden. Barnabas genoß einen lang entbehrten erquickenden Schlaf, und selbst der schlaflose Typhon

schlummerte in dieser Nacht mehr als sonst in einer ganzen Woche. Beide erwachten erst nach Sonnenaufgang. Als Barnabas an's kleine Fenster trat, traf sein erster Blick Gabrielen, die mit frischer Jagdbeute singend über die Wiese schritt. Ein hellgrünes Kleid, zwar von grobem Stoff, aber sehr reinlich und dem schlanken Leib sehr nett anpassend, erhob ihre schöne Gestalt noch mehr als der gestrige häusliche Anzug. Hinter ihr drein hinkte der mürrische Gnome. Sie rief den Gästen, deren Köpfe ihr helles Falkenauge von weitem am Fenster erblickte, einen fröhlichen Morgengruß zu und feuerte dazu die Flinte ab. Als Barnabas die reiche Jagdbeute erblickte, verwunderte er sich sehr, wie ein so gutes Mädchenherz so viele Mordthaten zu begehen vermöge. Gabriele aber lachte, und sagte: „Ist's denn keine Mordthat, wenn man einem Huhn die Kehle abschneidet? Ich bin überzeugt, daß ich dabei nichts Unrechtes thue, denn ich gehorche ja nur dem Willen meines rechtschaffenen Vaters, dem ich in seinem Gewerbe helfen muß. Zudem sagt er: So manche gnädige Fräuleins und Frauen können keinen Tropfen Hühnerblut sehen, und quälten doch ihre Liebhaber und Männer bis auf's Blut." —

Barnabas wurde über das herrliche Naturkind mit jedem Augenblick mehr entzückt, und bat den zurückkehrenden Vater, sie oft besuchen zu dürfen. Er machte von der gern zugestandenen Erlaubniß auch so schnellen Gebrauch, daß er schon am zweiten Tage wieder kam, endlich beinahe täglich. Barnabas wurde nun mit jedem Tage gesünder, stärker, heiterer, und — verliebter, und Gabriele empfing

ihn, je öfter er kam, mit desto mehr Freude, einmal sogar mit lautem Jubel, nämlich in dem Augenblick, da er ihr den goldenen Ring an den Finger steckte, und dann einen zweiten herab nahm, mit welchem sie seinen Finger dekorirte.

Barnabas wußte nun seinen Vater zu bewegen, daß er ihm sein Erbtheil herausgab; damit kaufte er das Gut, und mit dem Gute den dazu gehörigen Wald, und mit dem Walde das Jägerhaus, und mit dem Jägerhause die schöne Jägerin. Am Hochzeittage sagte der alte Typhon: „Zu Eurem Glück hat Euch nichts gefehlt als dieses Mädchen. Wir suchten Schlangen und fanden Menschen; meistens geschieht's umgekehrt. Gabriele ist keine Schlange, dafür geb' ich mein Leben zum Pfand! Liebes Mädchen! Ich bitte Dich: sei stets eine Schlange, eine Eidechse, eine Kröte! Das heißt: sei in Deinem Hauswesen klug wie eine Schlange, gegen Deinen Mann dankbar wie eine Schlange, gegen alle andern Männer kalt wie die Schlange! Erscheine ihm stets lieblich und freundlich wie die sanfte und zierliche Eidechse! Und wenn Du der Kröte in nichts gleichst, so laß Dich wenigstens in der zärtlichen Sorgfalt für Deine Kinder von ihr nie beschämen, denn leider sind die Kröten-Mütter besser, als so manche Menschen-Mütter, die nur den Namen tragen, indeß Ammen und Wärterinnen ihre Stelle vertreten! Auch nimm Dir von der Kröte die Lehre, daß, so wie dieses harmlose unschädliche Thier als giftig verrufen wird, auch die reinste Tugend der Verläumdung und dem verkehrten Urtheil der Thoren nicht entgeht. — Und nun aller Segen des Himmels über Euch! Und wohl mir! Denn von diesem

freudigen Tage an, kommt keine neue Schlange, Kröte oder Eidechse in meine Sammlung; ich lebe ein Mensch unter Menschen!" —

Das war Typhons seltsame Hochzeitrede. Am Schlusse derselben überreichte er der Braut und dem Bräutigam die Hochzeit-Geschenke: und zwar jedem als Ring eine kreisförmig gewundene Schlange von mattem Gold, die auf ihrem Haupt eine Krone von hellstrahlendem Golde trug: „Die Schlange" — sagte er — „ist das Sinnbild der Ewigkeit, und trägt eine gold'ne Krone, weil Liebe die Krone des Lebens ist. So lebt denn in Liebe, und geht liebend in die Ewigkeit!" —

Friedmann nickte dem grauköpfigen Typhon freundlich zu, indem seine glänzenden Augen im Thau der Rührung schwammen. Endlich stand er auf, ging in's Nebenzimmer, und kam mit sechs Porzellan-Tellern wieder heraus. „Hier" — sagte er darbietend zu Barnabas — „verschmähen Sie nicht dieses kleine Hochzeitgeschenk! Es ist klein, aber das liebste Andenken von meinem lieben Weibe und aus meiner lieben Vaterstadt, aus der Hauptniederlage der Meißner Porzellan-Fabrik in Dresden. Ich erhielt diese sechs Teller am Hochzeittage von meinem unvergeßlichen braven Weibe, und gebe sie Ihnen am Hochzeittage meiner lieben Gabriele, die das wahre Ebenbild meines Weibes ist!" —

Barnabas drückte den schlichten, wackern Schwiegervater lebhaft an seine Brust. Mittags leisteten die schönen Teller seit vier und dreißig Jahren wieder den ersten freundlichen Dienst.

Schon hatten die Teller zehn Jahre hindurch an diesem Festtage ihren freundlichen Dienst geleistet, schon wuchs das Gras auf Typhons und Friedmanns Grabhügeln; aber der Schlangenring mit der goldenen Krone hatte für Barnabas und Gabrielen denselben Werth, den er am Tage ihrer Vermählung für sie hatte, und ihr Auge weilte noch mit gleicher Freude am zehnten Jahrstage auf dem treffenden Sinnbild ihrer Liebe, die das Kleinod ihres Lebens war.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Hochzeitgäste. — Elephanten-Journal. — Der schöne Büffel.

Der Leser wird sich ohne Zweifel schon gewundert haben, daß ich von den Hochzeitgästen nichts erzählte. Sollte ich sie beschreiben, so würde er sich noch mehr wundern, denn ich müßte sagen, erstens, daß sämmtliche Hochzeitgäste dieselbe Kleidung, ja sogar dieselbe Physiognomie hatten; zweitens, daß sie grüne Perücken trugen, statt der Schuhe Wurzeln hatten, und dabei zehnmal größer als die Brautleute waren. Der scharfsinnige Leser wird nun wohl errathen, daß die einzigen anwesenden Hochzeitgäste — Bäume waren, unter deren kühlem und freundlichem Baldachin das Fest der Liebe gefeiert wurde. „Nur ein stilles und ruhiges Glück ist ein wahres, ein lärmendes ist gar keines!" — So sagte Typhon zu Barnabas, der vierzehn Tage nach der Hochzeit ein glänzendes Fest gab, weil sein Vater es wünschte.

Indessen hatten Adalbert und Absolon so toll

gelebt, daß sie theils aus Übersättigung, theils aus Erschöpfung und Bedürfniß der Erholung, eine andere Lebensweise zu führen beschloßen. So wurde denn Adalbert Theaterdichter, und gab zugleich ein kritisches Journal heraus: „Der Elefant" betitelt, worin er seine eigenen Werke mit dem kritischen Rüssel zum Himmel erhob, alle andern Dichter und Dichtungen aber mit eben demselben Rüssel zerquetschte und mit Elefantenfüßen zertrat. Gelobt wurde in dieser Zeitschrift nur ein einziger Dichter, — Er selbst; Alles Übrige war nichts. Auf dem Titelkupfer des ersten Heftes sah man einen ungeheuren Elefanten. Äschilus, Sophokles und Euripides fächelten ihm voll Aufmerksamkeit die Fliegen weg, indeß Shakespeare und Calderon ihm in tiefster Demuth eine Schüssel voll Ambrosia vorhielten. Seitwärts in scheuer Entfernung stand ein dichtgedrängter Haufe von Dichtern, unter welche der Elefant mit seinem Rüssel Gurken und Schöpsenkeulen auswarf.

Absolon wurde der Famulus des neuen kritischen Großkophta. Sie fielen elefantenartig zermalmend über Alles her, Adalbert mit Feuer und Schwert, Absolon mit der Wasserspritze. Und wie pfiffige Feldherrn ihre Kriegsmacht gern größer scheinen lassen als sie ist, so gaben sich Beide das Ansehen, als hätten sie eine Menge der vortrefflichsten Mitarbeiter. Zu dem Ende erschien Adalbert, mit Versetzung seiner Namensbuchstaben bald als Adalbert, bald als Albert, bald als Bär, bald als Alèrt, bald als Alèt, bald als Berta, bald als Bart, u. s. w. Absolon bald als Absolon, jetzt als Solon, dann als Asand, als

Naso ꝛc. Dann Beide in charakteristischen Masken, z. B. als Müller, Metzger, Todtengräber, Scharf- und Nachrichter u. dgl. Besonders unbarmherzig fielen sie über Helions Werke her, die um so mehr zerrissen wurden, als sie allgemeinen Beifall fanden. Die ungeheure Grobheit gefiel, so lang sie eine neue Erscheinung war; mit dem Reiz der Neuheit gingen aber alle übrigen Reize verloren, und — auch die Abnehmer der Zeitschrift. Absolon gesellte sich einem Journale bei, das weder kalt noch warm war, wohin er kritische Stecknadeln lieferte. Der Elefant stand einige Zeit allein und kämpfte tapfer: endlich wurde er selbst müde und zog sich in ein Reisfeld zurück.

Helion hatte gegen alle Schmähungen nichts weiter gethan, als daß er eine kleine Fabel schrieb, betitelt:

Der schöne Büffel.

In einem Palmenwald bei Memphis trieb in grauer Vorzeit ein hochmüthiger Büffel sein Wesen — oder vielmehr Unwesen. Er war allerdings ein tüchtiges Vieh, von schönem, starken Körperbau, dabei muthig und feurig. Diese Vorzüge wurden ihm von allen übrigen Bewohnern des Landes zugestanden. Löwe, Tiger und Pferd ließen ihn ohne Scheelsucht für das gelten, was er wirklich war; allein dem stolzen Büffel deuchte das zu wenig. Er forderte, daß man ihn für den Gott Apis selbst erkenne, und erklärte Jedem, der ihm diese göttliche Ehre nicht zugestehen wollte, den Krieg. Da die verlangte Apotheose unterblieb, ergrimmte der hochmüthige Büffel so sehr, daß er allen, mit besondern

Vorzügen begabten Bewohnern des Palmenhains Böses that, und wo er nur konnte, meistens aber, hinter ein dichtes Gebüsch versteckt, lauernd, nach den Vorübergehenden mit den Hörnern stieß. Schon vereinigten sich Mehrere, dem Unwesen des Aufgeblasenen ein Ende zu machen, allein das Schicksal kam ihnen zuvor. Der Büffel wagte sich in seinem Übermuthe bis an die Thore von Memphis. An einem derselben fand er eine Bildsäule des Apis. Da sprühte die Wuth aus seinen Augen Flammen, und er brüllte: „Ich nur bin der Gott, sonst Keiner!" — Bei diesen Worten that er einen gewaltigen Sprung mit vorgestreckten Hörnern, und stieß nach dem Apis mit rasendem Ingrimm. Der ruhige Apis blieb unverletzt, aber der wüthende Büffel stürzte mit zerschmettertem Kopfe zur Erde. Sein Stolz und sein trauriges Ende war seine Schuld! —

Wahnsinniger, boßhafter Selbstvergötterer! Du ersparst Andern die Mühe, etwas gegen Dich zu thun.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Katzenscheue. — Katzenkuß. — Katzengold und Katzensprünge. — Der Engel und der kleine Satan.

Barnabas und Gabriele lebten so glücklich, daß ihre Harmonie vollkommen gewesen wäre, wenn sie nicht, wie dies unter Eheleuten wohl manchmal zu geschehen pflegt, über einen einzigen Gegenstand so verschieden gedacht hätten. Dieser einzige Gegenstand aber waren — die Katzen, vor welchen Barnabas, wie wir wissen, eben so ungeheuern

Abscheu hatte, als Gabriele sie liebte. Anfangs schämte sich Barnabas, seine Katzenscheue in ihrer ganzen Stärke zu zeigen; Gabriele wählte sich daher, als ihr Gatte eben eine kleine Geschäftsreise machte, unter den Hauskatzen eine weiße zu ihrem erklärten Liebling. Die Begünstigte fing an, sich während der Abwesenheit des Herrn ihres Vorzuges zu erfreuen und sich sogar als ein eigentliches Glied der Familie zu betrachten; sie ging in den Wohnzimmern nach Belieben aus und ein, und versagte sich manchmal das kleine Vergnügen nicht, auf irgend einem weich gepolsterten Bette oder Sofa einen langen Schlaf zu thun. Selbst dem Mittagsmahle pflegte sie täglich beizuwohnen; nur in den Nächten zog sie das Dach und den gestirnten Himmel dem üppigsten Ruhebette im schönsten Zimmer vor.

Indeß hatte Barnabas sein Geschäft früher beendigt, als er selbst es vermuthete, eilte zu seinem geliebten Weibe und kam zwei Tage vor dem bestimmten zu Hause an, aber erst gegen zwölf Uhr Nachts, da alle Bewohner schon fest schliefen. Um Gabrielen nicht zu wecken, schlich er sich leise in sein Studierzimmer, mit dem Vorsatze, sie mit einem Morgengruße zu überraschen; es erwartete aber ihn selbst eine noch stärkere nächtliche Überraschung.

Kaum hatte er sich's bequem gemacht und im Schlafsessel Platz genommen, wo er sich rosenfarbnen Träumen des nahen Wiedersehens und der freudigen Morgenküsse überließ, als er durch einen erschütternden Stoß an's klirrende Fenster aus seinen Fantasien aufgeschreckt wurde.

Er sprang auf, trat hin, — aber welches Entsetzen

ergriff ihn mit eiskalter Hand! denn siehe da! Eine blendend weiße Katzengestalt stand, mit hochgeschwungenem Schweif hinter sich helle Lichtkreise schlagend, die Augen wie zwei Kometen glühend, auf dem Fenstersteine, schwebte durch die zerbrochene Glasscheibe wie durch einen Triumphbogen herein, und folgte mit der zutraulichsten Freundlichkeit dem vor ihr langsam — wie Hamlet vor dem Geist, — zurückschreitenden Barnabas, der, nach dem ersten Schrei des Entsetzens, stumm blieb wie das Grab.

Indeß die weiße Katze vorwärts, der bleiche Mann vor ihr rückwärts schritt, kam hinter ihm eine andere schneeweiße Gestalt, und legte dem Schreckenkalten zwei warme Hände vor die Augen, die er wohl keinen Augenblick verkennen konnte, denn er fühlte sie kaum, als er auch schon freudig ausrief: Gabriele!

Gabriele — was bleibt der zärtlichen Liebe verborgen! — hatte, ungeachtet aller angewandten Vorsicht, die Ankunft des geliebten Gatten doch erfahren, und flog herbei. So stand nun Barnabas zwischen dem holden Weib und der verwünschten Katze, wie der Mensch überhaupt zwischen Leben und Tod, Haß und Liebe steht, und Er, der überraschen wollte, war nun der zweifach überraschte.

Als beim nächsten Frühstück die nächtliche Szene zur Sprache kam, blieb dem beschämten Barnabas nichts übrig, als seine närrische Katzenfurcht in ihrer ganzen Stärke zu bekennen. Gabriele erbot sich sogleich, alle Katzen im Hause förmlich in die Acht zu erklären, selbst ihren weißen Liebling nicht ausgenommen. Das wollte denn Barna-

das durchaus nicht zugeben, sprach mit Eifer vom Nutzen der Katzen und legte sogar eine Vorbitte gegen die Proskribirte ein, mit der Versicherung, daß er sich ernstlich bemühen wolle, diese Thorheit abzulegen. Nun erzählte ihm Gabriele, die eine eigene Gabe hatte, ein kluges Wort zur rechten Zeit zu sprechen, das folgende Geschichtchen:

„Es war einmal ein junger Mensch, der hieß Julian, und liebte die reiche, schöne Försterstochter Emmeline; ein gar guter, braver, vernünftiger Mensch, der gereist war und recht viel wußte, und besaß dabei Geschicklichkeiten die Fülle. Er hatte wirklich nur einen einzigen Fehler, — Deine Katzenscheue. Die wollte ihm Emmeline durchaus nicht angehen lassen; sie sagte: Man soll nur Gott fürchten, sonst nichts, weder Menschen noch Katzen. Wenn Du die Katzen fürchtest, — sagte sie — so mußt Du mich noch mehr fürchten, als Du sie fürchtest, denn ein Liebhaber, — sagte sie — der die Katzen mehr fürchtet, als sein Mädchen liebt, könnte sie gar leicht wegen einer Katze im Stich lassen. — Und da hatte sie nicht Unrecht. Und sie ruhte so lange nicht, bis er die Katze, — sie war schwarz mit einer weißen Brust — bis er die Katze auf den Arm nahm und einmal gar — küßte!“

Barnabas. Sie küßte? Du meinst — die Emmeline?

Gabriele. Nein, die Katze! Ja, die Katze mußte er küssen, und wie er sie geküßt hatte, war's gut, und von dem Augenblick an war er den Katzen nicht mehr so spinnefeind.

Gabriele lächelte ihren guten Mann am Schluß der

Geschichte mit wunderlieblicher Treuherzigkeit an, und der gute Mann — er lockte die blendend weiße Katze zu sich, hob die sanftbrummende zu sich empor, und — küßte sie! — Zwar fuhr ihm bei dem ersten Katzenkuß ein kleiner Schauder schüttelnd durch Mark und Gebein, aber — Gabriele drängte sich mit ihren Purpurlippen geschwind zwischen seinen Mund und die Katze, und haschte ihm den Katzenkuß mit einem herzlichen Kusse weg; er drückte sie lächelnd an sich, betheuernd, er hasse und scheue die Katzen nicht mehr, und der erste Katzenkuß sei recht gut!

Diese schöne Stunde des ehelichen Glücks zweier harmonischen Seelen war gewiß echtes Lebensgold; Und — o wie selten trifft man dieses reine Metall, und wie tausendfach köstlich wird es, wenn man bedenkt, daß selbst in den sogenannten besseren Ehen die sogenannten ehelichen Parade-Freuden selten mehr als flimmerndes Katzensilber oder höchstens Katzengold-Flitter sind! Und doch wäre es so leicht, über manche Vorurtheile, trübe Stunden, und andere Steine des Anstoßes im ehelichen und übrigen Leben — wenn man gut und vernünftig wäre — mit einem Katzensprunge wegzusetzen!

Barnabas und Gabriele genügten sich; jedes fand in dem andern seine Welt. Darum blieb ihre Ehe auch ein ungetrübter Himmel. Dagegen war Lichtheims ehelicher Himmel, obschon Käthchen sich sehr veredelt hatte, dennoch nicht ohne Wolken, manchmal sogar nicht ohne ein kleines Gewitter. Bei solchen Szenen zeigten beide Ehekonsorten anfangs viele Gelassenheit, Lichtheim die ihm angeborne,

Käthe eine erkünstelte. Wurde sie nach und nach beißend, — wie das in ihrer Natur lag, — so pflegte Lichtheim sie immer: „Mein Engel!" zu betiteln. Kaum war aber das unglückselige: „Mein Engel!" heraus, dann wurde der apostrophirte Engel — den sie für eine Satyre nahm, — sogleich ein kleiner Satan, und ihr Ärger wuchs mit seinem Phlegma. Hatte ihr Zorn den glühenden Culminationspunkt erreicht, dann kam ein leichter Augenregen, der die Glut abkühlte. Hierauf wurde sie — nach einem halbstündigen Schweigen gewöhnlich sehr sanft, machte sich selbst Vorwürfe, und es erfolgte eine weiche Szene von Rührung und Versöhnung. Dagegen wurde ihr aber der Zuruf: „Mein Engel!" bald so verhaßt, daß Lichtheim sie damit necken konnte wie ein Schooßhündchen, das durch eine harmlose Neckerei aus der scherzhaftesten Heiterkeit plötzlich in Wuth und kreischendes Keifen übergeht. Wie ich höre, soll sich's manchmal sogar ereignen, daß weibliche Engel der Liebschaft sich nachher in eine Art von Eheteufeln verwandeln.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Die Abenteuer beim ersten Sonnenaufgang.

Eines Tages hatte Frau von Lichtheim einige nahe Verwandte — nämlich Kaffeeschwestern — bei sich, alle schon ziemlich alt und romantisch. Eben wurde viel hin und her gesprochen, ob der goldenen Sonne oder dem silbernen Mond am Himmel der Vorzug gebühre. Der Mond

hatte zwar um zwei Stimmen mehr für sich, dagegen aber zeigten sich die Verfechterinnen der Sonne desto wortreicher und muthiger, und beriefen sich insbesondere auf die Herrlichkeit des Sonnen-Aufgangs, dem nichts in der Natur gleich komme. Endlich fiel's zum Glück für den schon in die Enge getriebenen Mond, einer von seinen Ritterinnen ein, die Kinder der Sonne zu fragen, wo und welche Sonnenaufgänge sie schon gesehen hätten? Und siehe da! Es zeigte sich — zu allseitiger Verwunderung, — daß nicht eine Einzige von ihnen einen einzigen Sonnen-Aufgang je gesehen hatte. Sogleich wurde einstimmig beschlossen: „Dies sei eine wahre Schande, und man habe den nächsten Sonnen-Aufgang in corpore feierlich anzuschauen;" wornach sich denn erst mit Bestimmtheit über die Vorzüge der beiden Himmelskörper werde entscheiden lassen.

Der eintretende Lichtheim wurde so vielstimmig überfallen, daß er, um nur sein Gehör zu retten, die ihm aufgedrungene Würde eines Ober-Sonnenaufgangs-Inspektors und Anführers der Sonnenkinder ohne Widerrede annahm. Am nächsten Tage wurde für das Corps der Phöbiten eine förmliche Werbung gehalten, und es fanden sich zu den bisherigen noch Herr und Madame Bittersüß nebst dem wilden Adalbert, der es auch als Rezensent für nöthig hielt, einen Sonnenaufgang zu studiren, um bei Gelegenheit einen beschreibenden Dichter recht auf die Finger klopfen zu können. Herr von Nußhalm ließ sich gleichfalls engagiren, denn er hatte nur in Paris einen Sonnenaufgang — im Winter — gesehen, in Deutschland aber und im Sommer überhaupt

noch keinen. Selbst Herr Martin Biergans, Edler von Rosenschwert, ließ sich dazu bereden, obschon er beim Jawort ein saures Gesicht machte.

Die sämmtlichen Sonnen- und Mond-Ritterinnen waren außerdem: die Frau Doktorin Fuchsgruber, die Frau Wechsel-Sensalin von Goldbock, die Frau Hauptmannin von Unstern, und die verwitwete Madame Hunderl. Dazu kamen die Fräulein Clotilde, Emerentia, Felicitas, Helene, Ludmilla, Marcelline, Ottilia, Pulcheria, Rosamunda, Sibilla und Verena.

Am folgenden Tag — es war einer der letzten Tage des Septembers — standen um vier Morgens acht Wägen vor Lichtheims Hause im tiefsten Nachtdunkel. Alle Gäste waren versammelt und setzten sich schlaftrunken in die ihnen bestimmten Wägen. Die Damen waren sehr einsilbig, die Herren etwas trocken; während des Fahrens schlief der größte Theil der Gesellschaft wieder ein, und verwünschte im Voraus den Sonnenaufgang. Der Zug hielt beim nächstgelegenen Dorfe. Lichtheim sprang aus und weckte die drei Gefährten seines Wagens, dann die Einwohner der übrigen Wägen. Bei Vielen hielt's schwer, sie aus ihren Schlafbehältnissen heraus zu bringen. Endlich stand Alles auf einem Flecke beisammen, wie eine Herde von Schafen, aber höchst verdrießlich und unmuthig. Unter den Damen waren Frau von Lichtheim und Madame Bittersüß nebst zwei ewig schnatternden Fräulein die muntersten, unter den Herren: Lichtheim, Adalbert und Herr von Nußhalm. Alle klagten jedoch über die abscheuliche Kälte;

die Damen ließen sich Überröcke, Shawls und Umhängtücher aus den Wagen bringen; Herr Biergans fluchte und zitterte an allen Gliedern, und verlangte von zwei Kutschern die Mäntel, in die er sich einhüllte. Gesprochen wurde gar wenig; höchstens hörte man hie und da einzelne Worte, wie z.B.

Die Fr. Doktorin. Wir werden wohl Alle Schnupfen und Katarrh bekommen.

Fr. v. Goldbock. Oder gar Rheumatismen.

Hauptmannin v. Unstern. Das Ganze hätten wir können bleiben lassen.

Madame Hunderl. Es ist nicht auszuhalten vor Kälte.

Clotilde. Der Sonnenaufgang ist eigentlich doch nur für die Bauern.

Herr v. Biergans. Mir ist mein Bett lieber als alle Sonnenaufgänge.

Emerentia. Und diese ägyptische Finsterniß! Ich bitte Sie!

Felicitas. Und eine Kälte dazu, wie am Eispol!

Hr. v. Nußhalm. Ich habe die Ehre zu versichern, daß die Sonnenaufgänge in Paris viel humaner sind!

Madame Hunderl. Unser Klima! Ich sag's ja!

Helene. Geht denn die Sonne alle Tag' auf?

Ludmilla. Wie redest Du denn? Woher käme denn sonst der Morgen?

Marcelline. Um wie viel Uhr geht sie denn heute auf?

Hr. v. Biergans. Ich wollt', sie ging' gar nie auf.

Hr. v. Nußhalm. Um sechs Uhr, eilf Minuten.

Ottilia. Ist's bald sechs Uhr?

Hr. v. Nußhalm. Um Vergebung meine Damen! Es ist so finster, daß ich meine Uhr nicht ausnehmen kann.

Pulcheria. Ach! das dauert lang!

Rosamunda. Die glückliche Sonne! Sie kann länger schlafen, als wir Alle.

Adalbert. Sie ist im Stande und verschläft sich gar, und läßt uns hier wartend stehen bis übermorgen!

Sibylla. Wenn man sich nur setzen könnte! Es ist aber, wohin man greift, Alles so naß.

Hr. v. Nußhalm. Mein Fräulein! Das ist der sogenannte Morgenthau.

Ottilia. Sind das nicht die Thränen der Aurora?

Hr. v. Nußhalm. Ja, mein Fräulein! So singen die Dichter.

Adalbert. Wenn's nicht bald besser kommt, so kann der Teufel den ganzen Sonnenaufgang holen!

Pulcheria. Was ist denn aber eigentlich der Sonnenaufgang?

Emerentia. Du liebe Einfalt! Was anders als die aufgehende Sonne?

Pulcheria. Ja so! freilich! die Frage war dumm.

Felicitas. Sieht man denn noch nichts?

Hr. v. Nußhalm. Erlauben Sie, meine Damen, erlauben Sie! Ich sehe etwas!

Mehrere. Was denn? was denn?

Andere. Wo? wo?

Hr. v. Nußhalm. Belieben Sie gefälligst rechts zu

schauen! Bemerken Sie dort nicht einen weißlichen Streif, ungefähr wie eine schmutzige Serviette?

Einige. Ja, ja! richtig.

Frau v. Lichtheim. Erhabene Szene! heilige Dämmerung! Du Vorbote der goldenen Sonne!

Lichtheim. Nimm's nicht übel, mein Schatz! Aber — vor der goldenen Sonne muß erst noch die Morgenröthe kommen.

Frau v. Lichtheim. Du hast Recht, lieber Mann! Ich bin zu begeistert.

Hr. v. Biergans. Die verfluchte Sonne! heute zum ersten und zum letzten Mal seh' ich sie aufgehen.

Madame Bittersüß. O Sie böser Mann!

Hr. v. Bittersüß. Nur Geduld! Sie wird schon kommen. Gute Dinge brauchen Weile.

Frau v. Goldbock. Wenn's nur schon vorbei wäre. Mich friert entsetzlich. Der Wind wird immer stärker.

Hr. v. Nußhalm. Meine Gnädige! Das sind die sogenannten Morgenlüfte. Ich habe die Ehre zu versichern, daß sie in Paris etwas delikater sind. Der göttliche Voltaire schlief vermuthlich, wenn die Sonne aufging! O Voltaire! Du konntest leicht die Sonne verschlafen, weil Du selbst eine Sonne warst.

Frau v. Fuchsgruber. Er trank den Kaffee gerne? nicht wahr?

Frau v. Goldbock. Hätten wir jetzt nur auch guten Kaffee! Da ließe sich der Sonnenaufgang viel leichter erwarten.

Madame Bittersüß. Pfui! Wer gähnt denn da?

Hr. v. Biergans. Das bin ich! Mir ist die Zeit lang, und schläfrig bin ich auch schon.

Madame Hunderl. Setzen wir uns lieber in die Wagen! Die Kutscher sollen uns rufen, wenn die Sonne aufgeht.

Frau v. Lichtheim. Abscheulich! nein! das wäre ein Majestätsverbrechen!

Frau v. Goldbock. Das Gähnen ist ansteckend. Kaum hab' ich's gehört, — — (sie gähnt) — und nun muß ich selbst schon gähnen.

Hr. v. Nußhalm. Ei, ei! (er gähnt).

Ottilia. Sibylla. Ich auch! (sie gähnen).

Hr. v. Bittersüß. Sonderbar.
Felicitas. Ja, ja. } gähnend.
Hr. v. Biergans. Hm!

Adalbert. Gute Nacht! ich habe genug, und gehe nach Hause!

So wurde denn mit jeder Minute die Gesellschaft stiller und stiller. Einige klagten über Frost, Andere über lange Weile und Schläfrigkeit, über eingenommene Köpfe und öde Mägen, die sich nach einem warmen Frühstück sehnten. Endlich — jeder gebildete Leser weiß es, ohne meine Erinnerung, wie das ganze Schiffsvolk nach langer Seereise freudig aufschreit: Land! Land! — oder wie Tasso sein ganzes Kreuzheer beim Anblick der nach unzähligen Leiden sichtbar werdenden Stadt Jerusalem in lautes Entzücken ausbrechen läßt; — endlich sag' ich, rief Hr. v. Nußhalm: „Sie

kommt! Sie kommt!" — Und Alle riefen ihm nach; „Sie kommt! Sie kommt!" — „Die Fürstin des Tages!" rief Madame Bittersüß — — „Die Königin des Lichts!" rief, überbietend Frau von Lichtheim. Und nun gings weiter:

Adalbert. Es brennt — am Himmel!

Sibylla. Welcher Glanz!

Ottilia. Wie noch so klein im Keim ihrer Herrlichkeit!

Frau v. Goldbock. Schon erweitert sich der Flammenkreis!

Rosamunda. Welcher Anblick!

Herr v. Nußhalm. Entzückend schön! Göttlich!

Biergans. Schau, schau! Recht kurios!

Felicitas. Wie sie funkelt im Kampfe mit der Nacht!

Solcher Ausrufe gab's noch die Menge, bis endlich Lichtheim das Wort nahm, und zu den Entzückten, die über den herrlichen Anblick alle ihre Leiden vergaßen, also sprach:

„Erlauben Sie mir, Wertheste, daß ich die schöne Entzückung durch eine kritische Bemerkung störe, und einen kleinen Irrthum berichtige! Dasjenige, was da so schön funkelt, und so herrlich flimmert und so göttlich strahlt, — ist nicht die aufgehende Sonne, sondern — ein eigentlicher Flammenkreis, nämlich ein Feuer, das — auf einem Herde in einer Küche des Wirthshauses zur goldnen Rose brennt." —

Wie's denjenigen, die eine Wahrheit zuerst entdeckten oder aussprachen, gewöhnlich erging, eben so wurde auch Lichtheims Bemerkung erwiedert. Einige erklärten diese für einen unzeitigen Spaß, Andere ihn selbst für einen gemüthlosen Menschen ohne Sinn für das Schöne, oder gar

für einen Profanen. Er aber blieb ruhig, und bat die Gesellschaft, ihm eben so ruhig zu folgen. Das geschah denn. Man rückte gegen das Haus an, und — siehe da! die vergötterte Sonne wurde nach und nach — je näher man ihr kam — zum wirklichen Küchenfeuer auf dem Herde. Kein Wunder! Geht's denn manchem Vergötterten, dem man in die Nähe kommt, anders?

Als man dicht vor dem Hause stand, drängte sich die leidige Überzeugung, daß die Sonne ein Küchenfeuer sei, der unwilligen Versammlung auf. Man schwieg beschämt, und vor Zorn vergaß jedes Mitglied seinen Frost. — „Was ist nun zu thun?" sagte Lichtheim. Und Herr von Nußhalm erwiederte scherzend: „Faire bonne mine à mauvais jeu!" — Und Adalbert: „Das heißt: Wir gehen da hinauf, und frühstücken, und lassen die Sonne Sonne sein!" — Wie das Gemeine gewöhnlich den Sieg erhält, so ging's auch hier. Das Große, Erhabene wird zur Erde herabgezogen, und die am schönsten begonnene Scene schließt mit Befriedigung irgend eines irdischen Bedürfnisses. So wird die Liebe Selbstsucht, die Freundschaft Eigennutz, der Sinn für's Schöne — Zerstreuungssucht, der edle Ehrgeitz brutaler Stolz.

Die Gesellschaft eilte in das Wirthshaus, besah hier zuerst die Küchensonne, und bestellte das Frühstück. Der Mißmuth getäuschter Erwartung verlor sich bald, und an seine Stelle trat die beste Laune. Man lachte viel und machte sich wechselseitig über einander lustig.

Indeß war der — an der aufgehenden Sonne gekochte Kaffeh fertig geworden, und er wurde mit solchem Wohlbe-

hagen verzehrt, daß darüber die wirkliche Sonne aufging, ohne von der Gesellschaft bemerkt zu werden. Als man wieder an sie dachte, stand die Strahlende schon ziemlich hoch am Himmel, vergoldete die heimfahrenden acht Wagen und erhielt den Dank der Damen und Herren für die erwärmte Luft. —

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der weiße Schwan. — Viktorinens Traum. — Das silberne Kreuz. — Fantasien am Scheidewege des Lebens. — Die Geisterschlacht.

Helions Lebens-Sanduhr deutete auf flüchtiges Verrinnen und ernste Vergänglichkeit des Irdischen. Viktorine heftete ihre ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf sein krankhaftes Hinschwinden. Sie lebte nur für ihn, dem das Leben mit jedem Tag mehr versiegte.

Hilmar glaubte Viktorinen vorbereiten zu müssen auf Scheiden und Meiden, damit sie das, was ihr das Schrecklichste war — den Verlust des Geliebten, mit möglichster Fassung erwarte. Sie vernahm die ernste Warnung des Todes selbst leichenblaß, und sank schweigend in Thränen an die Brust des Vaters, der tief aufseufzte und sie inniger umschloß, als fürchte er auch sie zu verlieren. Teufelseder konnte den Anblick des Verlöschenden kaum ertragen, und rief mit beinahe komischem Schmerz: „Was nützt ihm nun all' mein Geld."

Helion liebte von jeher die Blumen, und jetzt noch mehr als je. Seine Fenster waren daher durch Hilmars, die seine Pflege in Allem zu ihrem einzigen Geschäfte mach-

ten, täglich mit andern Blumentöpfen geschmückt. Diese Blumenliebe hatte er zwar mit vielen Dichtern gemein, unterschied sich aber von diesen vortheilhaft dadurch, daß er die Blumen nicht nur liebte, sondern auch kannte; dabei hatte er eine besondere Neigung, sie sehr scharfsinnig als Sinnbilder des Lebens zu deuten. Als er daher eines Tages unter seinen Fensterblumen eine Kaiserkrone erblickte, wandte er sich mit der herzlichsten Freundlichkeit an Viktorinen, welche die Töpfe eben begoß, und sagte:

„Die Wurzel dieser Blume besteht in dauernden Zwiebeln, die so lange giftig sind, als sie noch keinen Stengel getrieben haben. Sie ist das treffendste Bild des Menschen, der in seiner thierischen Natur das Gift der Sünde und niederer Leidenschaft so lange in sich trägt, bis sein Geist, gleich dem Stengel jener Blume, zum Sonnenglanz des Unvergänglichen emporsteigt. Aber — und hier ergriff er zärtlich Viktorinens Hand — das Ende des Stengels dieser Kaiserkrone ist mit feuerfarbnen Blüten geschmückt: Liebe ist die Blüte des Geistes und die Krone der Seligkeit."

„So bleibt sie auch unser Sinnbild." — sagte Viktorine mit zitternder Stimme, und aus ihren Augen fielen zwei Thränen wie Thauperlen auf die Feuerblüten.

Helion, der weiße Schwan, näherte sich immer mehr dem Schwanengesange seines Lebens. Sein Körper wurde stets schwächer und reizbarer, sein Inneres stets exaltirter und kräftiger. Er selbst aber hielt sich für gesünder als je; die Zerrüttung seiner Nerven, die sich ihm oft mit Gewalt bemerkbar machte, däuchte ihm momentane Überspannung.

War die Fieberzeit vorüber, so fühlte er sich wohl, freudig und glücklich, liebte und dichtete. Indeß nahm sein krankhafter Zustand so sehr überhand, daß seine Fieber-Fantasien ihren Geisternebel schon über die Wirklichkeit täuschend hinzogen, und er — in dem Irren wacher Träume — Wahrheit und Blendwerk bisweilen nicht mehr zu unterscheiden vermochte, sondern Beides ohne Befremdung verwechselte oder gar verschmolz.

Seine Wahnbilder gewannen auf eine seltsame Weise Realität, denn er reihte sie immer an etwas Wirkliches, und gründete darauf seine Dichtungen. So begann er an Männer und Frauen der Vorwelt Briefe über das Wesen der Liebe zu schreiben, ließ sich mit ihnen in eine förmliche Correspondenz ein, und glaubte Antworten voll Theilnahme zu erhalten, die er mit Enthusiasmus erwiederte. An Petrarca schrieb er einen schwärmerischen Brief über das Glück der Liebe, an Tasso über den Schmerz versagter Gegenliebe; den Letztern bat er, sich der unglücklichen Sappho anzuschließen, die ihn am besten verstehe und trösten werde. Ging er bei vollkommen heiterm Wetter im Garten, so gerieth er oft in den Wahn, die nickenden Blumen seien liebliche Genien, die ihn zu sich winkten, und flüsternd ihm manches leise Geheimniß vertrauen wollten. Er bückte sich dann zu den glühenden Farbenkindern, oder setzte sich wohl gar an den Rand der Blumenbeete, und sprach mit ihnen eben so leise. In den vorüber flatternden Schmetterlingen sah er Sylphen und Geisterboten aus den Inseln

der Seligen, und gab ihnen Aufträge und Bestellungen in ihrer Heimath.

So war denn jede seiner fragmentarischen Dichtungen — denn er vollendete nichts mehr, seit er selbst der Vollendung sich näherte — ein Theil seines Schwanengesanges. Den Tod dachte er sich ferne; nur klagte er Viktorinen in einer schwermüthigen Stunde, wie es ihn ärgere, daß er so verwöhnt sei, sich nur einzelnen Stimmungen und lichten Augenblicken zu überlassen; sollte er einst sterben, ohne ein größeres Werk zu Stande gebracht zu haben, so müsse sie diese Bruchstücke unter dem Titel „Helions Todtenkranz" herausgeben. Da er des Mädchens Schauder über diese Äußerung bemerkte, nahm er schnell eine Wendung, und setzte lächelnd bei: „wenn nicht ich Ihnen zuvorkomme, und sie noch früher als einen Hochzeitkranz herausgebe!"

Viktorine lächelte beifällig mit blutendem Herzen. So lächelt die Abendröthe auf einen Kirchhof.

Weinend legte sich die arme Viktorine zu Bette; Helions Grab war ihr letzter Gedanke, mit dem sie entschlummerte, um ihn im Traume fortzusetzen. Da stand sie auf dem Gipfel eines hohen Berges, einsam, verlassen und schaudernd. Jammernd rief sie nach dem Geliebten; der Name Helion scholl durch die sausenden Lüfte. Aber der Gerufene kam nicht; statt dessen stieg aus einer kalten dunkeln Kluft ein Bergmann empor, eine schwarze Gestalt. Die Leuchte, mit der Rechten emporgehalten, schien auf sein bleiches Gesicht; in der Linken hielt er einen breiten Spaten. Viktorine rang die Hände und wimmerte, aber der Berg-

mann sagte: „Ihn, den Du suchst, deckt die Erde; unter den Grabhügeln reift die goldene Saat der Ewigkeit. Ich bin der Tod, den Helion bei seinem Eintritt in's Leben zu Dir sprechen ließ. Er kennt mich, und weiß, daß ich der Bergmann bin vom Mondgebirge, das aufwärts führt. Ich grabe und begrabe; das edle Metall und den Edelstein förder' ich an's Sonnenlicht, den Menschen in die Ewigkeit.“—

Und des großen Bergmanns Nachtgestalt verschwand, und Viktorine warf sich auf die Erde hin, und glaubte zu vergehen in Sehnsucht und Bangigkeit. Da schimmerte ein Glanz aus der schwarzen Tiefe; eine rubinrothe Rose hob sich empor und verbreitete ihr Licht umher. Und sie sprach: „Ich bin der Sylphe Ariel, Dein guter Geist. Willst Du den Todten finden, such' ihn im Reich der ewigen Freude! Dort ist seine Heimath. Glaube mir: Liebe ist die Rose des Lebens; hienieden Knospe, öffnet sie jenseits den Kelch der Seligkeit.“ — Die Schlafende entschlief jetzt getröstet im Traume, und erwachte getröstet am Morgen, von der freudigen Idee gestärkt, daß aus der steinernen Kluft des Erdenlebens die Rose des ewigen aufsteige, und der grabende Bergmann in seinen Tiefen das Edle für das unvergängliche Höchste reifen lasse.

Helion und Viktorine trafen darin zusammen, daß sie sich nur schwächlich, keineswegs aber krank, viel weniger gefährlich und zum Tode krank hielten und fühlten, obschon es leider so war. Jedes glaubte selbst wohl zu sein, und hielt nur des Andern Lage für sehr bedenklich. Vorzüglich Helion zeigte sich, da er Viktorinens stillen Gram

bemerkte, rüstiger, ruhiger und heiterer als er war. Oft gelang es ihm, die Besorgte dadurch zu täuschen; dann übernahm er sich und wagte zu viel. So ließ er sich nicht abhalten, eine von Hollau und Serena veranstaltete Lustpartie mitzumachen, weil sein Arzt ihm gesagt hatte, Zerstreuung wäre Viktorinen sehr heilsam. Da er nun wußte, daß Viktorine ohne ihn keiner Unterhaltung beitrat, machte er die Partie mit, zum Theil auch von der Hoffnung beflügelt, die Lustfahrt könne ihm nicht schaden. Es war einer der ersten Herbsttage. Die Gesellschaft, kaum im Freien angelangt, fand das Gehen angenehmer als das Fahren. Helion fühlte sich von der frischen Luft und von dem allgemeinen Frohsinn bald so erquickt, daß er sich, alles Andere vergessend, von der angebornen Lebhaftigkeit hinreissen ließ, zu viel sprach, sang und sprang. Der Abend wurde kühl und feucht. Im Nachhausefahren überfiel den Erhitzten schüttelnder Frost; kaum zu Bette gebracht, sprang ein Blutquell aus seiner Brust; hierauf folgte eine Ohnmacht, aus welcher der Geschwächte in einen sanften Schlummer überging.

Eine verhüllte Lampe goß im Zimmer eine matte Dämmerung umher. Neben dem Schlummernden saß Viktorine, ihre Augen fest auf ihn geheftet. In einiger Entfernung lauerte die Krankenwärterin, auf einem Sofa ruhend. Plötzlich kam es Viktorinen vor, Helion läge todt vor ihr. Mit einem erstickten Angstruf sprang sie auf und beugte sich über den Liegenden. Die Wärterin eilte herbei; es zeigte sich, daß Helions Herz der auf die Brust gelegten Hand mit sanftem Pochen antwortete; sein Athem umwehte Vik-

torinens Wange, lauschend an den Mund gehalten, wie mit leisen Geisterküssen. Sie beruhigte sich; kaum aber saß sie, von Kummer gedrückt und in Fantasien versunken, kurze Zeit wieder unbeweglich, als das vorige Schreckbild sich wiederholte. Sie überzeugte sich jedoch diesmal früher von der Täuschung, veranlaßt durch ihre Herzensangst und den bleichen Lampenschein.

Viktorine trug schon seit ihrem vierzehnten Jahre an einer seidnen Schnur ein silbernes Kreuz auf der Brust, nicht als weltlichen Schmuck, sondern verhüllt und aller Welt unsichtbar, als verehrtes Zeichen ihres heiligen Glaubens, ein Sinnbild von Schutz und Segen, mahnend an muthiges Dulden in irdischen Leiden, und zu hoffnungsvollem Vertrauen auf das Ewige. Darum legte sie dieses silberne Kreuz nie ab; es schimmerte Tag und Nacht auf der frommen Brust. Viktorine behauptete auch, daß jeder wahre Christ, ein solches Kreuz auf seiner Brust tragen sollte.

Jetzt stieg in ihr von Neuem die Besorgniß auf, wie nahe der Schlaf der Ohnmacht an den Schlaf des Todes gränze, und sie fürchtete, Helions Seele schwebe auf den Nachtflügeln des sanftesten Schlummers in den Morgen der Ewigkeit hinüber. Da waffnete sich die Heldin mit Glauben, Hoffnung und Liebe, fest entschlossen, den letzten Hauch des Geliebten mit ihren Lippen einzusaugen. Als wollte sie ihn mit den Insignien der Unsterblichkeit schmücken, nahm sie das silberne Kreuz vom Nacken herab, und bekleidete damit den Ruhenden, so daß das leuchtende Kleinod wie ein Stern mitten auf seiner Brust ruhte. Da sie ihn in solchen Schutz

gegeben hatte, wurde sie selbst ruhiger, und Helion ruhte wie ein müder Wanderer unter dem Schatten einer Palme.

So brach der Morgen an, der mit seiner feierlichen Röthe den kranken Schläfer wie mit einer Purpurdecke, die holde Wachende aber wie mit einem Verklärungsscheine umgab. Jetzt öffnete Helion die Augen, und erblickte den Morgen, und die Geliebte, und das silberne Kreuz auf seiner Brust. Ein himmlisches Lächeln der Entzückung leuchtete auf Beider Antlitz; Helion nahm das Kreuz an seinen Mund, dem auch Viktorinens Mund sich näherte. So küßten sie — das Kreuz zwischen den Lippen — den Liebeskuß für die Ewigkeit.

Gegen Abend fiel Helion wieder in Fieberfantasien, und die zerrütteten Nerven begannen ihr wahnsinniges Spiel. Die alte Götterwelt erwachte vor ihm in der ganzen Farbenglut ihres leidenschaftlichen Treibens: „Sie leben," rief er, „sie leben, alle Götter und Göttinnen des hohen Olympes! Sie waren, sie sind, sie, vom Menschen geschaffen, die erhabenen Genossen seines regsten Lebens, die er in sich fand, weil er sie aus seinem Innersten herausnahm, seine Gefährten und seine Tirannen zugleich. Ja! liebt und raset und herrschet nur fort! Dem Schicksal müßt ihr doch gehorchen. Ihr schwelgt im Glück, wenn ich leide; mißhandeln möcht' ich euch heute, — aber den Prometheus gebt mir frei! Im Namen der Menschheit, deren kühner Veredler er ist, fordr' ich ihn von euch. Löst ihm die Fesseln! Laßt ihn die himmlische Flamme vertheilen! Hinauf! hinauf hebt er uns; hinauf müssen wir. Aus Menschen werden Götter!" —

Nach solchen heftigen Fantasien trat eine Abspannung

ein, wie nach einem vertobten Gewittertosen der Regenbogen über die stille Erde hinspielt. Dann sah er in Jedem, der an sein Krankenlager trat, ein als wirklich existirendes mythologisches Wesen. Die dicke Wärterin schien ihm Ceres zu sein, Viktorine, wenn sie ihm Arzenei reichte, Hebe mit der Nektarschale der Unsterblichkeit. In ihrer Schwester Flora sah er die Blumengöttin, in Hollau den Herkules, in Herrn Martin Biergans das Ungeheuer, von dem Andromeda verschlungen werden sollte, in Adalbert einen jungen Satyr u. s. w.

Diese Bilder des Fieberwahns erhielten nach und nach eine solche Stärke, daß sie sich Helions, der bei abnehmenden Kräften dahinschwand, immer mehr bemächtigten, bis er in lange Perioden träumender Schwäche versank. Da hielt er dann Göttergespräche, bald freundlich und hingebend, bald tadelnd oder feindselig.

Anfangs versuchte man, ihn von seinem Irrthume zurückzuführen, weil man seinen Zustand für ruhiger und klarer hielt, als er war. Solche Bemühungen thaten aber gar üble Wirkung. Hilmar selbst erfuhr es; denn Helion erhob sich gegen den wohlmeinenden Aufklärer stürmisch, so wie er gegen alle Andern ergrimmte, die ihm die Existenz jener mythologischen Gottheiten leugnen wollten. Nur so viel gab er manchmal zu, daß sie jetzt nicht mehr so viel Macht hätten wie ehemals. So pflog denn der Entzückte oft freudigen Umgang mit den Fabelwesen, indeß seine Lieben mit thränennassen Augen an seinem Bette standen und bei jedem

Lächeln, das über das blasse Antlitz hinzuckte, wie der Sonnenstrahl über ein beschneites Grab, bang aufseufzten.

Im ruhigen Zustande lichter Zwischenräume begann Helion nun selbst zu fühlen, seine Lage fange an bedenklich, sogar gefährlich zu werden. Schwer lag es ihm auf dem Herzen, daß er so viele poetische Arbeiten angefangen und so wenige vollendet hatte. Ließ man ihn allein, so nahm er seine Papiere und strengte sich an, sie in Ordnung zu bringen, wornach er meistens in tiefe Ermattung versank, der sogleich ein Delirium folgte. Kam er wieder zu sich, und bemerkte die Abnahme seiner geistigen und körperlichen Kräfte, so ergriff ihn die Wehmuth, nur vor Viktorinen verbarg er sie, oder scherzte sogar über sich. Wahrscheinlich erzeugte dies eines Tages in ihm jene Fantasie, worin er sich für den wahnsinnigen Roland hielt. Lange heftete er seine Blicke auf eine ziemlich große Arzenei-Flasche, die auf einem nahen Tische stand; dann verlangte er von der Arzenei. Man gab sie ihm; allein er forderte sogleich wieder und abermal wieder, fort und fort. Man konnte sich lange nicht erklären, warum er die vorher ihm sonst so verhaßte Arzenei jetzt so gierig begehre; endlich entdeckte sich's, denn er rief im Zorne: „Warum wird mir verweigert, was mein ist? Seht ihr denn nicht auf der blauen Flasche die Worte angeschrieben! Helions Verstand?“ —

Nun zeigte sich's klar, daß er die Arzeneiflasche in dem Fieberwahn für jene Flasche hielt, worin Ariost den Verstand, welchen Roland und Andere hienieden verloren hatten, im Monde als feinen Liquor in Flaschen aufbewahrt

werden läßt, auf deren jeder der Name desjenigen stand, dem der eingeschlossene Verstand gehörte.

Es ist sehr zu bedauern, daß es jetzt keinen Herzog Astolfo mehr gibt, der eine Reise nach dem Mond unternähme und solche Flaschen herabbrächte!

Helions Zerrüttung wirkte auf Viktorinens Gemüth zerstörend; eben so nachtheilig traf ihren zarten Körper die zu viele Anstrengung der Krankenpflege am Tag und die überspannende Nachtwache, von der selbst ihr geliebter Vater sie nicht abzuhalten vermochte.

So traf sich's, daß das edle Mädchen, entkräftet wie sie war, durch einige Tage selbst das Bette nicht verlassen konnte. Flora war, wie wir bald hören werden, mit sich selbst zu sehr beschäftigt, um dem Kranken die volle Aufmerksamkeit ersetzen zu können. Die Wärterin ließ sich in der zweiten Nacht vom Schlafe überwältigen. Während sie fest schlief, wurde Helion vom Fieber und den daraus hervorgehenden Fantasien ergriffen. Er fühlte sich gesund und stark, sprang aus dem Bette, und kam, vom Zufall begünstigt, leicht gekleidet in's Freie. Die Fantasie, die ihn verführte, täuschte ihn mit dem Bilde jener nächtlichen Wanderung, die er nochmal zu machen glaubte.

Um Mitternacht kam er auf den großen Platz. Eben so, wie damals, stand der Vollmond am Himmel, die eine Seite des Platzes, vom Riesengebäude der Domkirche gedeckt, lag im tiefsten Schlagschatten, indeß die entgegengesetzte lichthell glänzte. Eine graunhafte Geisterschlacht trat vor den wahnverblendeten Kranken. Von Frost durchschauert, setzte

er sich dem Thurm gegenüber, auf einen Stein, sang und zitterte. Der ungeheure Thurm erschien ihm wie das eiserne Schicksal, welches sich dem Menschen unausweichbar in den Weg stellt. Im höchsten Grade aufgeregt, ward sein Geist immer thätiger, so wie das Blut aus einer entseelenden Wunde immer gewaltsamer herausssprudelt. Dem Schaudernden drängte sich die Betrachtung auf, wie viele Thürme dem Menschen im Leben sich entgegen stellen, dem Liebenden, dem Hoffenden, dem Sterbenden. Plötzlich aber verwandelte sich der düstere Schicksalsthurm in die ungeheure Gestalt des Todes, indem der Mond, sich gerade über dessen Spitze stellend, einen gräßlich weißen grinsenden Todtenkopf bildete. Da sank er betäubt und erschöpft zur Erde, und der Tod, der ihm hier als kolossales Wahnbild erschien, wüthete giftig in seinem Eingeweide.

Schreckliche Vermuthung trieb die geängstigten Hausleute. Nach einer Stunde ward der bewußtlos Liegende gefunden und nach Hause gebracht.

Viktorinen verheimlichte man den ganzen Vorfall, aber Hilmar, der ihn erfuhr, gab den Unglücklichen auf, und machte sich gefaßt, nach der einen Leiche bald auch die zweite aus seinem Hause tragen zu sehen.

Dicht am verschlingenden Meere lächeln üppige Villen und Gärten; unter dem Krater des Vesuvs sproßt die blühendste Vegetation, und Städte prangen über dem Lavaboden. So keimt überall auch das Leben am Tode. Vergehe immerhin eine halbe Welt, — Natur und Liebe schaffen und erhalten eine neue!

So war's jetzt der Fall mit Flora, sie, die wir bis jetzt kaum bemerkten, tritt nun wie eine Pflanze auf Gräbern hervor, und wo Helions und Viktorinens Todesnacht dunkelt, beginnt ihre Lebens- und Liebes-Dämmerung.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Flora. — Der Stern der Liebe geht auf — und unter.

Helions Krankheit, die ihn dem Grabe entgegen führte, hatte zur Folge, daß manche, die ihn vorher vernachlässigten oder sogar anfeindeten, sich ihm jetzt näherten, seine Talente höher, sein Gemüth besser fanden als vormals; solche aber, die ihn liebten und achteten, ohne ihn persönlich zu kennen, beeiferten sich, ihn vor seiner Abreise in die bessere Welt näher kennen zu lernen.

Unter den Letztern befand sich auch Graf Dennefeld, ein junger Mann, mit den seltensten Vorzügen an Leib und Seele begabt, blühendschön, edel und sanft, dabei ein leidenschaftlicher Verehrer der schönen Künste. Er hatte in den ersten Staatsämtern mit Auszeichnung gedient, kam jetzt von einer diplomatischen Sendung zurück, und wurde allgemein hochgeachtet wegen seines Geistes und seiner Humanität. Mit Rührung vernahm er Helions rettungslose Krankheit, und eilte zu ihm, und zwar im vollen Staatskleide, da er die Nachricht an einem Ort erfuhr, wo er eben einen feierlichen Besuch abstattete. Darum strahlte auch der silberne Stern auf seiner Brust, in welcher ein Herz schlug, mild und rein, wie das Feuer des schönsten Sternes. In diesem Stern ging

Floren der Stern der Liebe auf; und Graf Dennefeld fand in ihr eine Blume des Lebens am Rande des Grabes.

Ruhiges Temperament, ernster Sinn, Zurückgezogenheit vom Taumel der großen Welt, und ununterbrochene Beschäftigung, waren vermuthlich die Hauptursachen, daß der Liebenswürdige das Glück der Liebe bis zur Stunde nicht hatte kennen gelernt. Flora erschien ihm daher jetzt ungefähr so, wie dem Hellenen Psyche auf einem Grabmahl.

Die Liebe, welche Beide ergriff, verbarg sich zuerst in wechselseitiger Liebe zu Helion, der nun gleichsam der Altar war, auf welchem zwei reine Opferflammen in Eine zusammenschlugen. Diese Liebe war aber von der Art, daß Helion und Viktorine sie bemerken konnten, ohne sich in ihrer wehmüthigen Stimmung dadurch nur im geringsten gekränkt zu fühlen, indem Flora und der Graf in Besonnenheit und freundlicher Gemüthsstille sich wunderbar glichen und an Zartgefühl wetteiferten.

War aber der jüngsten Grazie ein gräflicher Stern der Liebe aufgegangen, so erwählte sich die trauernde Viktorine mit Recht den weißschimmernden Abendstern zum Sinnbild ihrer Liebe und zum Freund am Himmel, dem die einsam Weinende in stiller Nacht ihren Schmerz klagte. Jedem Menschen, der festgewurzelt im irdischen Leben steht, vergehen die Nächte leicht, gehaltlos und ohne Bedeutung; je mehr aber der Geist sich erhebt, je näher der Mensch an die Gränze der höhern Welt tritt, desto ernster, wichtiger und bedeutungsreicher wird ihm die Nacht, als Nachbarin eines ewigen Tages. Der Schlaf fliegt an dem,

von der Geisterwelt Angestrahlten vorüber, wie das Wölkchen vor dem Mond, und die Träume werden zu Ahnungen.

So hing auch Viktorine mit Aug' und Seele am gestirnten Himmel, und empfing die blühende Morgenröthe als lohnende Gabe mancher in Thränen durchwachten Nacht. Auf ähnliche Weise sah auch Helion gerne zum sternefimmernden Nachthimmel empor, wie zu Freunden in einer fernen Heimath, wornach er in seinen Fantasien seufzte, und woraus er im wachen Zustande nun lieber als je seine poetischen Bilder nahm.

Je mehr er selbst aber auf irdisches Glück resignirte, desto herzlicher gönnte er es Jedem, der darauf Anspruch hatte und machte. Darum entdeckte er auch sehr bald Dennefelds und Florens Liebe, und freute sich ihrer. Als daher der Graf eines Abends an seinem Bette saß, und Beide über das geistige Leben der Poesie und über die Poesie des Lebens lange mit Begeisterung gesprochen hatten, ergriff Helion die Hand des Grafen, und sagte: „Einem Dichter könnte man wohl eher alles Andere verbergen als die Liebe und den Mond. Ich weiß, was Sie fühlen — für Floren, weiß sogar, daß Sie Ihre Gefühle nur aus Schonung für mich — Kranken verbergen! Sei aber auch mein Körper noch so krank, meine Seele und mein Herz sind frisch und gesund, und sterbe ich in Visionen oder Fantasien, — nun — das ist eine poetische Freiheit. Und so ziehe ich denn — kraft meiner Vollmacht als Dichter, Ihre reine Liebe an's reine Tageslicht, denn ich glaube, Sie meinen es mit dem herrlichen Mädchen gut und ehrlich. In dieser schönen Hoffnung,

die meine und Viktorinens Todesstunde beseligt, wende ich meine letzten Stunden noch dazu an, einen Kranz von Gedichten um Ihre Liebe zu winden. Versprechen Sie mir aber, ihn — so gering auch sein poetischer Werth sein mag — als Andenken an mich zu ehren! Könnten Sie das treffliche Mädchen je täuschen, oder ohne dessen Schuld zu lieben aufhören, — so möge sich jedes Wort für Sie in verzehrendes Feuer verwandeln. Werden Sie aber — wie ich es hoffe — durch Liebe die Liebende beglücken, so blühe Ihnen der schönste Lebenskranz bis zum letzten Augenblick, so wahr als mir bald die silberne Sternenkrone jenes Lebens strahlen wird!" —

Erschöpft sank Helion auf's Bette zurück. Der Graf beugte sich über ihn, und sprach aus dem Grunde seines Herzens den wahrsten Eid seiner Liebe und Treue. In dem Augenblick trat Flora an Viktorinens Hand in's Zimmer. Helion hob sich empor, und sprach: „Geliebte Viktorine! Führe die Liebenden zum Vater, daß er sie segne!" —

Viktorine, die Glücklichen fortführend, dachte an den Abendstern, Helion an die Sternenkrone.

Graf Dennefeld und der alte Hilmar hielten sich eben so herzlich umarmt, als die beiden Schwestern sich küßten. In dem schönen Moment vergaß Viktorine über Florens Glück ihren eigenen Schmerz, so wie Flora ihre eigene Freude beim Kummer der Schwester nur damit vor dieser und vor sich selbst entschuldigte, daß sie Leid und Lust mit ihr zu theilen versprach.

In diesem Augenblick trat ein Husar in's Zimmer; die Uniform war reich und prächtig, der Säbel klirrte mar-

tialisch. Er stellte sich zwischen Flora und den Grafen, und bat Beide, seinen herzlichsten Glückwunsch anzunehmen; der Vortrag war lebhaft, doch hie und da etwas unverständlich und gestottert. —

Alle Anwesenden wurden von dem unverständlichen gestotterten Glückwunsch innig gerührt, und der Graf konnte sich nicht enthalten, den Husaren emporzuheben und — auf den Arm zu nehmen! Liebkosend sagte er: „Woher weißt Du das, liebes Kind?" — Und der Husar antwortete: „Der Vater! Die Mutter!" —

Da eilten Hollau und Serena, die an der Thür gelauscht hatten, in's Zimmer, und vereinigten ihre Wünsche mit denen des Husaren-Offiziers, von dem der Leser nun leicht errathen wird, daß er ein — kaum anderthalb Fuß hohes Söhnlein des wackern Freiherrn von Hollau ist. Dieser besuchte mit Serena den kranken Helion, als die übrigen kaum weggegangen waren. Helion erzählte ihnen die Neuigkeit sogleich, und so wurde der kleine Ferdinand, der schon neunzehntausend zweihundert und vier und zwanzig Lebensstunden zählte, und seit drei Wochen Rittmeister bei einem Husarenregiment in Liliput war, zum erotischen Ambassadeur ernannt.

Das ganze Corps eilte nun zu Helion zurück, der in die allgemeine Freude lebhaft einstimmte. Der kleine Rittmeister erhielt am nächsten Tage von Floren einen stattlichen Federbusch, vom Grafen einen herrlichen Eisenschimmel — von Holz.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die Lust am Schenken.

Es wäre herrlich, wenn man die Poesie gleich so in das Leben selbst hineinsticken könnte, wie Goldblumen in einen purpurnen Königsmantel. Wer wahrhaft lebt, ist ein Dichter, und die schönsten Augenblicke des Lebens sind immer vortreffliche Gedichte.

Der Inhalt des gegenwärtigen Kapitels enthält etwas, das reich ist an innerm und äußerm Werth, nämlich an Liebe, an Gold, Diamanten und Schönheit, nämlich — zwei brillantene goldene Weintrauben als Ohrgehänge, welche der Graf als die Erstlinge seiner Liebe im Angesicht der Welt auf den Altar der jüngsten Grazie legte. Die Göttin nahm das Opfer gnädig auf, weil alle Opfer — physische und moralische — für den, der sie empfängt, desto mehr Werth haben, je mehr sie dem kosten, der sie bringt: Hier aber tritt der günstige Umstand ein, daß Flora allerdings auch des schönsten und schwersten Opfers werth war.

Gold und Gut wirken auf den Menschen nicht immer vortheilhaft, so wie das Glück selbst oft die Ursache unsers Unglücks ist. Wer nicht auch ohne Gold und Gut glücklich zu sein weiß, der wird es auch nicht, wenn er Beide im Überfluße erhält. Ich lasse übrigens Gold und Gut in Ehren, weil sie dem Guten und Vernünftigen gute Dienste leisten, wie das Rad dem Wagen, das Segel dem Schiff; nur muß man ihnen keine seligmachende Kraft zuschreiben,

und sie bloß als Mittel, nie aber als Zweck betrachten, denn sie gleichen dem Chamäleon, von dem man einst sagte, es nehme die Farbe desjenigen Körpers an, an den es sich festklammere.

Graf Dennefeld hatte die Eigenheit, daß er diejenigen, denen er gut war, unaufhörlich beschenkte, und die Besten, die ihn uneigennützig liebten, durch seine Geschenke oft mißmuthig machte, weil sie glaubten, er halte sie für eigennützig und wolle ihre Liebe mit Geschenken belohnen, da doch Liebe sich einzig und allein durch Liebe belohnen läßt.

So gab er dem Helion zur freundlichen Nachtgefährtin eine sehr sinnig gearbeitete Lampe, die aber auf den Beschenkten leider eine traurige Wirkung äußerte. Amor hielt den Docht — als wäre es seine eigene Fackel — über die schlafende Psyche. Helion ward über die schöne Gabe am Tage sehr erfreut, und verlangte, daß sie sogleich in der ersten Nacht angezündet werde. Der Fall aber, daß die zierlichsten Gefäße nicht immer die besten Dienste thun, trat auch hier ein. Die Lampe, an deren Anblick er sich am Tageslicht so ergötzt hatte, brannte in der Nacht so düster, daß sie ihn selbst düster machte. Todesbilder flogen vor ihm auf. Er selbst schien sich todt, das Zimmer im Trauerdunkel sein eigenes Grab, das Bette sein Sarg.

Da ergriff ihn zugleich die innigste Liebe zum Leben und der schmerzlichste Todesschauer. Er fühlte ahnungsvoll in diesem Augenblick, daß er verlassen, bald verlassen müsse dasjenige, von dessen Knospen er so schöne Blüten gehofft

hatte, verlassen die Liebe, die ihm so rosenhell winkte, verlassen den Ruhm, der ihm wie eine siegende Sonne hinter Wolken hervorbrach, verlassen seine Lieben und seine bisherige Heimath, die schöne Erde, die bei all ihren drückenden Leiden doch auch der beflügelten Freuden so viele hat. Er beschloß, sich nun, wenn er demnach wieder genäse, an das Leben anzusaugen wie die Biene an die Blume, — aber die Ahnung seiner nahen Todesstunde überfiel ihn wie die Nacht den Wanderer, eh' er sein Ziel erreicht, und — indem er Allem, was er liebte, ein schmerzliches Lebewohl sagte — verlosch die Lampe!

Indeß fing auch Florens Himmel, an dem kaum das Morgenroth der Liebe entklommen, sich schon zu verdunkeln an. Das düstere Nachtgewölke, welches sich zwischen die Liebenden stellt, ist der Oheim des Grafen, General in auswärtigen Diensten, sehr reich und noch mehr habsüchtig. Diese Habsucht hatte ihn schon im Felde zu so mancher wolfsartigen Handlung verleitet, daß er in manchen Gegenden nicht anders als der goldene Wolf genannt wurde. Dieser stolze, rauhe Mann vernahm des Neffen Liebe zu Floren, und stellte sich sogleich nach gewöhnlicher Weise derb und keck dagegen.

Arme Flora! Du weinst; aber noch glühendere Thränen werden bald Viktorinens Augen entströmen!

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Todeserscheinung. — Lieblings- und Ruhe-Plätzchen.

Beinahe den ganzen folgenden Tag hatte Helion sich mit Wahnbildern herumgetrieben und irre geredet. Eine düstere Nacht, in Herbstnebel gehüllt, und von einem dumpf sausenden Winde begleitet, sank vom Himmel. Helion fiel von Ohnmacht in Ohnmacht; sie faßten ihn so grausam in ihre eisigen Arme, daß er mit jeder von ihnen um seinen Lebensrest ringen mußte, und in jeder zu vergehen schien; gleich einem Schiffbrüchigen, gegen den Woge auf Woge so ungeheuer anstürmt, daß den erliegenden Kämpfer endlich die letzte Kraft verläßt und er in die Tiefe hinabsinkt.

Alle angewendeten Mittel wirkten nicht mehr; man sah die Eitelkeit aller menschlichen Hilfe. Wo Alles hinter dem Rettungslosen zurückbleibt, kann nur die Liebe mit ihrer Verzweiflung noch bestehen.

Ungestüm waren die Erscheinungen, von denen Helion den ganzen Tag wie jener Schiffbrüchige herumgeworfen wurde. Mit dem Abend legte sich der Sturm, und er wurde ruhig; aber diese Ruhe war der Vorbote der letzten Stunde, so wie seine letzte Fantasie ein Nachklang jener schönen Stunde war, als Viktorine das silberne Kreuz, welches sie auf ihrer Brust trug, in liebendem Schmerz auf die seinige gelegt hatte.

Mit gesenktem Haupte saß Hilmar am Bette des Sterbenden; über ihn gebeugt lag Viktorine, bereit, sei-

nen letzten Athemzug in sich aufzunehmen. Da zeigte sich auf Helions immer blässerem Antlitz ein verklärendes Lächeln. Zum Himmel hob sich sein Blick, und was er dort sah, verkündete Er, der gewohnt war, sein Innerstes in Worten darzustellen, auch jetzt unverkennbar deutlich: Es war ein wie Morgenroth glühendes Kreuz, das er in voller Herrlichkeit am Himmel erblickte, im Kampfe des Todes, wie Constantin es einst im Kampfe des Schlachtgetümmels erschaute. Herrlich strahlte es, ein Bild der Unendlichkeit, das nach alle Weltgegenden, Ost und West, und Süd und Nord berührend, seine Arme allumfassend ausstreckte. Und immer glühender ward das Kreuz, und immer glänzender ein goldstrahlender Kreis der Ewigkeit um das Kreuz, und im entzückten Anschauen der Unsterblichkeit schwebte Helion's Geist zur Unsterblichkeit empor, sanft wie die verlöschende Lichtflamme aufwärts fliegt und hienieden nicht mehr ist.

Viktorine hatte ihre letzten Kräfte wunderbar gespannt zum Äußersten; als aber Helions Brust sich zum letztenmale leise hob, und sein brechendes Auge, mit dem letzten Blick der Liebe, lange und durchdringend auf ihr verweilte, und sich dann schloß, gleichsam als wollte es sein Liebstes auf Erden in jene Welt mit sich nehmen, ließ sie vom noch warmen Todten ab, sank an seinem Bette betend auf die Knie und so, betend und knieend, bewußtlos zu Boden, und kam eigentlich erst dann zu sich, als Helion's Leib in der kühlen Erde, sein Geist aber dort war, wo das Kreuz wie Abendroth des Lebens ihm entgegen geleuchtet hatte.

Sie war von Schmerzen erschöpft, in einen tiefen Schlaf versunken. Während dieses tiefen Schlafes ward Helion's Leiche aus dem Hause getragen.

Philemon und Baucis hatten ihn in der letzten Zeit wohl oft besucht, und von ihm das Versprechen erhalten, daß er nach der gehofften Genesung im Frühjahr wieder bei ihnen wohnen werde. Ihr letzter Besuch kam aber erst am Tage nach Helion's Tode. Beide drangen nun darauf, daß er im Kirchhofe ihres Dorfes begraben werde, und zwar unter der großen, blätterreichen Linde, dem Lieblingsbaume, unter dem er so oft saß, dichtete und schlief. Da sollte er nun auch von seiner irdischen Wallfahrt ausruhen.

Hilmar willigte ein, und Helion's Leiche wurde dahin gebracht, um das Lieblingsplätzchen seiner stillsten Lebensstunden auch im Tode einzunehmen. Aus Steinen von den Ruinen eines verfallenen Tempelherren-Gebäudes wurde ihm am Rande der Kirchhofmauer ein einfaches Denkmahl errichtet, benetzt von den Thränen Aller, die ihn liebten und schmerzvoll in die frische Höhlung hinabschauten. Nur sie allein fehlte, die arme Viktorine, sie, die ihn noch mehr liebte als Alle, die ihn herzlich liebten. Der grüne Baum überschattete den schwarzen Hügel so treu, als wollte er ihn für Viktorinen gegen alle Elemente schützen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Die Todtenfeier und der Tanz der Verzweiflung.

Kaum wieder zu Kräften gekommen, that Viktorine ihren ersten Gang zu dem Grabe desjenigen, dessen

letzten Lebenshauch sie zwar in sich eingesogen hatte, den sie aber, in Bewußtlosigkeit gesunken, bei ihrem ersten Erwachen wieder lebend sich dachte. Mühsam und schmerzhaft mußten die Ihrigen ihr neuerdings den Tod des Geliebten verkünden, dessen Wirklichkeit der Fieberwahn von ihrem Gedächtniß verwischt hatte.

Was man ihr behuthsam erzählte, schien ihr anfangs ein düsterer Traum, der aber plötzlich in schreckliche Wahrheit übersprang; doch gerade die Nachlassung der Nerven, welche auf die vorhergehende Spannung folgte, bewirkte jetzt eine Fassung, die man nicht vermuthet hatte. Eine daraus hervorgehende Art von Fühllosigkeit schien der Gleichmuth einer starken Seele zu sein, die Viktorine nicht hatte.

Eben dadurch ließ selbst Hilmar sich täuschen, und gestattete ihr, nach freiem Willen zu schalten, so viel die physischen Kräfte es erlaubten. Für Wesen von höherer Art hat aber selbst der Liebende nicht den rechten Maßstab. So wurde Viktorinens Wunde weniger erkannt, weil sie nicht sichtbar blutete. Sie ließ nun ungestört ihre Fantasie brüten, und malte sich die Sterbeszenen und alle Züge des geliebten Todten mit der vollen Schwelgerei des Schwärmens aus.

An einem stillen schauerlichen Herbstabend, ganz geeignet zu einer wehmuthvollen Todtenfeier, trat Viktorine in das verfallene Thor des ländlichen Kirchhofs. Vor ihrem Blicke lagen die Reihen der Grabhügel, über welche die scheidende Sonne das blasse Licht ihres Lächelns, wie

zum Wiedersehen einladend, ausgoß. In den fernen Thälern schwamm ein graues Nebelmeer.

Viktorine kniete betend auf dem Grabe des Verklärten. Wie eine Geisterstimme flüsterte die säuselnde Linde über ihr. Welke Blätter fielen auf die Betende herab, indeß höheres Leben in der Krone sich regte, als sollte der Baum ein Sinnbild sein von der Hinfälligkeit des Irdischen und dem Aufwärtsstreben zum Höhern.

Allmälig milderten sich in Viktorinens Brust die ersten zerreißenden Schmerzen; schon floßen ihre Thränen auf die Ruhestätte, deren frische Erde noch ohne Gras und Blumen trauerte. Sie beugte sich und legte das Haupt auf den schwellenden Hügel, als wollte sie einen Ton der Liebe aus dem engen Hause heraufhorchen.

So lag sie, bis der Frost ihr Mark und Gebein durchdrang. Rauhe Herbstwinde sausten über sie dahin, der feuchte Nebel hatte ihr Kleid benetzt und die Locken gelös't, die jetzt wild um das blasse Angesicht flogen. Als sie aufstand, dunkelte schon tiefe Dämmerung. In einiger Entfernung vom Kirchhofe stand ein Halbkreis von Bergen, groß und düster. Über dem einen dieser schwarzen Berge lag noch eine dunkelroth verglühende Abendwolke. Die aufgeregte Bebende erschrack über die drohende Schreckgestalt; der Ohnmacht nahe, ermuthigte sie sich wieder durch den Gedanken: „Warum schaudere ich vor der Nachtgestalt des schwarzen Gebirges mit der überschwebenden Glutwolke, die, wie vergessen in ihrer brennenden Einsamkeit, gleich mir am Himmel hängt, um der Erde zu verlöschen? Ist denn nicht auch

das Grab ein schwarzer Berg, über dem die Glut des Himmels leuchtet?"

Die Fantasie der Zerrütteten loderte krankhaft auf, und es schien, als wirke die Geisterwelt auf sie. Der schwarze Berg — das Grab — schien sich vor der Liebenden aufzuthun, und aus der dunkeln Tiefe stieg ein leuchtender Engel herauf, und der Engel war — Helion. Die Arme nach dem Lächelnden ausbreitend, sank sie zusammen, und fiel mit dem Kopfe heftig an eine Ecke des einfachen Leichensteins am Grabe. Einer Todten gleich lag die Liebende auf dem Grabe des geliebten Todten. Helion! Helion! dieser zerreißende ungeheure Schmerz würde selbst den Himmel Deiner Seligkeit getrübt haben, wäre er Dir nicht als der Abgrund erschienen, aus dem die Leidende zur ewigen Freude hinaufschwebt, um bald Deinen Himmel mit Dir zu theilen! Zerfalle, Leib! Vergehe, Erdenherrlichkeit! Dem Geist wird die Erde zum Himmel, die Zeit zur Ewigkeit, das Leid zur Seligkeit.

Viktorine erhob sich vom Grabe; aber der Einfluß der feindlichen Nacht, die einst auch auf den exaltirten Helion so zerstörend gewirkt hatte, schien jetzt, wie sympathetisch verderblich, auch das zarte Mädchen zu durchdringen. Halb bewußtlos schwankte sie durch die Grabhügel bis an das Thor des Kirchhofes.

Hier harrte Margarethe, die bejahrte Amme, die an dem, von der Mutter früh verwaisten Mädchen Mutterstelle vertreten hatte. Gewohnt, dem geliebten Mädchen von jeher in Allem den Willen zu thun, war sie zurückge-

blieben, weil Viktorine darauf bestanden hatte, allein am Grabe beten zu wollen. Die fromme Alte sah hierin nur die Andacht, aber nicht die damit verbundene Gefahr, nur die Macht der Liebe, nicht aber ihre Verzweiflung. Das lange Verweilen hatte indessen die Greisin mit ängstlicher Besorgniß erfüllt, und dennoch wagte sich die zu Gewissenhafte nicht in die heilige Ruhestätte, weil sie zurückzubleiben versprochen hatte.

Als Viktorine ihr jetzt entgegen schwankte, wurde die Freude der guten Alten so groß, daß sie den schrecklichen Zustand, in dem diese sich befand, kaum bemerkte, sondern, nur eine Verkühlung befürchtend, die Zitternde mit warmen Tüchern umhüllte, und sorgfältig in den Wagen brachte. Viktorine fühlte zuerst heftige Kopfschmerzen, die aber vergingen, als Margarethe sie mit einem kräftigen Geist, den sie immer bei sich trug, verschwenderisch labte. So kam die Arme, dem Scheine nach wohl, im Innern aber den Tod vom Tode eingesaugt, zu Hause an.

Sie wußte den traurigen Zustand, in dem Seele und Körper sich befand, vor den Ihrigen so wohl zu verbergen, daß man gar nicht ahnte, in welcher Gefahr sie schwebe. Die Kraft dazu fand sie theils in dem Streben, die Ihrigen durch diese Täuschung aufzuheitern, theils in der Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit dem Geliebten, die dem sonst gefürchteten Tode alles Schreckliche benahm.

So geschah es denn, daß selbst der besorgte Vater an Viktorinens Genesung nicht zweifelte, und zur Beförderung derselben eine zweckmäßige Zerstreuung für nothwen-

dig hielt. Auch der Graf war seiner Meinung, und wußte die gewähltesten Gesellschaften zu veranstalten, zumal von dem Tage an, da er dem Oheim erklärt hatte, daß er lieber jedem andern Vortheil entsagen, als diese Verbindung aufgeben wolle. Viktorine, alles Irdische nicht achtend, ließ eben deshalb mit sich gewähren, wie man wollte, und verweigerte sich selbst den Gesellschaften nicht, in denen ihr stilles sinniges Wesen, und die Wehmuth des blassen Gesichts ihr bald den Namen der schönen Träumerin zuzogen, so wie Flora, durch die glückliche Wendung ihrer Liebe frohsinniger als je, bald allgemein die schöne Tänzerin genannt wurde. Dieses Talent war dem lieblichen Mädchen angeboren, der Frohsinn der Liebe aber machte sie in jeder Bewegung, um so mehr im Tanze, zur Grazie selbst. Der Graf war darüber entzückt, und setzte überhaupt einen eigenen Stolz darein, daß Flora ihre Vorzüge und Gaben stets im glänzendsten Licht zeigte. Beflügelt von der Liebe, begeistert vom allgemeinen Beifall, zeigte sich Flora mit jeder Tanztour reizender, und man konnte des feurigsten Lobes kein Ende finden, indeß Viktorine, wie vergessen und verlassen von aller Welt, in einer Ecke des Saales saß. Das Gefühl ihres Verlustes erwachte dann in ihr so zermalmend, daß sie in den Wahn gerieth, selbst Vater und Schwestern hätten sich von ihr losgesagt, sie finde kein liebendes Wesen mehr hienieden und könne selbst nicht mehr lieben. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihre Brust mit Seufzern. Sie machte sich ihre Gegenwart in dem glänzenden Zirkel zum Verbrechen. Sie fühlte es, daß sie, ihrer selbst nicht mehr mäch-

tig, auf dem Punkte stehe, etwas Auffallendes zu thun, und lächerlich zu werden. Da nahte sich ihr ein leichtsinniger junger Mensch, der in der Schmerzvollen nur die zu keinem Tanz Aufgeforderte sah. Um dem gefürchteten Spott zu entgehen, flog sie, sich ihrer selbst kaum bewußt, in den Reihen dahin. Ihre Erscheinung verursachte Freude; die Ihrigen hielten es für wieder erwachte Lebenslust; die fremden Gäste erstaunten, das herrliche Wesen so übersehen zu haben. Schon nach den ersten Touren wurden ihre Kopfschmerzen, die Folge des Falles an Helion's Leichenstein, heftig. Das Lob, welches ihr von allen Seiten zuströmte, diente nur dazu, ihre Verzweiflung zu vermehren. Sie tanzte athemlos, glühend, wie eine Mänade; die Schmerzen nahmen zu, die Besinnung verließ sie; einer Leiche ähnlich, sank sie aus dem Armen des Tänzers zu Boden. Erst nach langer Zeit gelang es, Spuren des Lebens an ihr zu finden; Blut quoll aus Mund und Nase. Sie erwachte, aber ihr Blick war verwildert, ihr Geist verwirrt, ihr Wesen das einer Rasenden.

So verging der größte Theil der Nacht. Erst gegen Morgen wurde sie ruhig, aber zugleich auch so schwach, daß ihr selbst die Stimme versagte, und Jedermann vor dem bleichen Antlitz erschrack, auf dem der Tod lag. Völlig zu sich gekommen, erhob sie die gefalteten Hände und betete inbrünstig, aber schweigend. Nur Schluchzen der Umstehenden unterbrach die feierliche Stille. Der Arzt verkündete den nahen Tod. Der Vater übernahm es, sie dazu vorzubereiten; sie nahm die gestammelten Worte wie eine bekannte

Sache auf, ohne Befremdung, ohne Bestürzung. Ich gehe, sagte sie, zu dem Gott, der meinen Helion zu sich rief, und mich zu ihm beruft! — Nun begann sie ihre Rechtfertigung, um den Verdacht abzuwälzen, als habe sträflicher Leichtsinn sie zum Tanzen bewegt, und der rasende Tanz ihr den Tod zugezogen. Sie bekannte Alles, und erzählte aufrichtig den ganzen Vorfall auf dem Kirchhofe. Als sie die Anerkennung und Verzeihung des Vaters erhalten hatte, sank sie mit der Erklärung, der Tod sei nicht schrecklich, und für sie das Beste, in einen langen sanften Schlummer. Als sie erwachte, war ihr erstes Geschäft, Helion's hinterlassene, ihr zu Theil gewordene Papiere zu durchblättern. Es däuchte ihr, als sei der Holde zugegen, und sie mit ihm in einem freundlichen Gespräche.

Mit jedem gelesenen Blatte wurde ihr Herz wärmer, ihre Seele lichter. Vorzüglich gehoben fühlte sie sich durch die folgende kleine Dichtung, überschrieben:

Des Adlers Tod.

„Aus seinem Felsenhorst flog ein Adler zur Sonne empor. Während seines kühnen Lichtfluges umzogen schwarze Wolken die zagende Erde; unterm Gebrülle des Donners stürzte der glührothen Blitze wahnsinniges Feuer zerschmetternd hinab. Da ergriff Angst den Adler, nicht seinetwegen; tief unten im Horst lagen die hilflosen Jungen. Er hört ihr Wehgeschrei, er sieht das Schlagen der schwachen Fittige, trotzt der Gefahr und dem Tod, stürzt sich in die Gewitterwolken hinein, um durch sie zu den geliebten Sei-

nigen zu kommen, schützend und rettend. Aber der Blitze feurigster ergrimmt ob des Adlers göttlicher Kühnheit, fliegt mit des Hasses Glut ihm nach; durchbohrt stürzt die Leiche auf den Gipfel der starren Klippe."

„Zeus, gerührt vom Muth und Unglück der liebevollen That, erweckt den Entseelten zu neuem Leben. „„Das Schöne, spricht er, muß selbst aus der Zerstörung siegreich hervorgehen, muß ewig leben! Den Blitz, der Dein irdisches Dasein vernichtete, ihn führe Du als Siegesmal der Unsterblichkeit mir zur Seite!""

So ward der Adler, des höchsten Gottes Gefährte, der Tod zum Leben, die Erde zum Olymp, und Hebe reicht dem Glücklichen die Nektarschale der ewigen Jugend.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Die Nemesis als Gicht. — Der ausgegrabene Sarg.

Von dem Schönen ruft mich die Pflicht des Erzählers — zu der nichtswürdigen Frau Herold, an der das Schicksal schon hienieden sein vergeltendes Strafamt auszuüben anfing. Ihre schnöden Spekulationen mißlangen; Spott und Hohn verfolgten sie; ein Betrug nach dem andern wurde entdeckt, und sie zog sich endlich, mit Schande gebrandmarkt, aus der Welt zurück in ein ihr noch eigen gebliebenes kleines Landhaus in einer flachen, öden und traurigeinförmigen Gegend. Ihr Inneres war jetzt eben so mit Menschenscheu und Menschenhaß erfüllt, wie Typhons Herz, das lange schon unterm grünen Hügel ruht; nur war der Beweggrund

leider ganz verschieden, denn Typhon hatte sich von den Menschen zu den Thieren zurückgezogen, weil jene den Gutmüthigen betrogen und mißhandelt hatten; dieses bösartige Weib aber haßte die Menschen, weil sie sich von ihr nicht länger betriegen und verführen ließen, weil sie der Frevlerin die Larve abgezogen, und der Verkauf von Seel und Leib, der einst so hübsche Sümmchen trug, durch Geld- und Gefängniß-Strafe eingestellt war. Zuletzt erschien bei ihr auch die rächende Nemesis — aber nicht in dem antiken Kostüm, sondern in einer sehr modernen Gestalt, nämlich — als Gicht, und zwar als eine sehr bösartige, die den Körper entstellte und den gekrümmten, höckerigen eben so häßlich machte, wie ihre Seele von jeher war; ihr Gesicht von schmutzigbleicher Todtenfarbe überzogen, glich in seinen Zügen derjenigen, die Ovid in seinen Verwandlungen dem Neide und dem Hunger gibt.

Sympathetisch wählte sich Frau Herold — jetzt mehr Unholdin — eine ihrer würdige Gesellschaft von bösem, oder auf irgend eine Art widrigem Geflügel, an dem sie sich ergetzte. Für diese seltsamen unheimlichen Gäste wurde ein eigener geschlossener Hof zugerichtet. Hier schritt und flatterte eine groteske Versammlung von Truthühnern, Pfauen, Raben, Krähen, Kranichen und Storchen; hinter Vergitterungen saßen melancholische Eulen und Geier mit nach Raub funkelnden Augen. In der Mitte des Hofes trauerte ein umschilfter Teich mit rothgoldnen Fischen, deren Gluten herumflammten, als sähe man die Sünden des bösen Weibes symbolisch in einem Spiegel. Wenn sie unter jenen häßlichen Vogelgestalten stand, vermochte man die menschliche Unge-

stalt von ihnen kaum zu unterscheiden. Das Abscheuliche der ganzen Scene zu vermehren, kam noch das durchdringende Schreien, Ächzen und Krächzen dieser Bestien, unter denen die häßliche Alcina mit Wohlgefallen verweilte.

Da ihrer Ankunft schon ein so übler Ruf voranging, so mieden und scheuten alle Bewohner des Dorfes den Umgang mit ihr. Nur abergläubige Närrinnen und arme Kinder gelang es ihr noch an sich zu ziehen, durch künstliche Fischchen, die, auf die flache Hand gelegt, das Temperament anzeigen sollten. Als sie damit Beifall fand, regte sich sogleich die alte Trug- und Gewinnsucht; sie deutete daraus künftige Schicksale, und stiftete damit Zwist und Trennung unter Eheleuten, Liebenden und Freunden. Als der Unfug ruchbar wurde, verschwor man sich von allen Seiten gegen die Unheilstifterin, die nun darüber so erboßt wurde, daß sie sogar ihre thierischen Konsorten zu mißhandeln anfing. Ein Geier, den sie einst im Zorn erwürgen wollte, flog wüthend gegen sie an und hackte ihr die Augen aus. Sie starb nach wenigen Tagen, von keinem Menschen bedauert; sogar die unheimlichen Vögel, denen man seit längerer Zeit eine schädliche Zauberkraft zuschrieb, wurden theils verjagt, theils getödtet. Als am Tage nach dem Leichenbegängnisse eine heftige Feuersbrunst ausbrach, rannten einige auf den Kirchhof, gruben den Sarg aus, und schleuderten ihn mitten in die hoch auflodernden Flammen. Als bald darauf das Feuer erlosch, wurde die Verbrannte für eine Hexe erklärt, deren Geheul unter krächzenden Vogelstimmen man in jedem mitternächtlichen Sturme zu hören glaubte.

Dreißigstes Kapitel.

Das letzte Lied. — Das Bild der Sterbenden.

Noch blutet das Herz der Leserin über Helion's Tod, und ach! schon muß ich sie an Viktorinens Sterbelager führen. Ihr Besuch auf dem Kirchhofe, ihre nachherige Verzweiflung der Sehnsucht, die Wunde am Leichenstein des Geliebten, und jener rasende, wahrhafte Todtentanz, führte sie der Vereinigung mit Ihm, der ihre ganze Seele erfüllte, rasch entgegen.

Vater Hilmar war von seinem Schmerze so darniederder gedrückt, daß der sonst so lebensfrohe, kräftige Mann, in ohnmächtiger Unthätigkeit dahintrauerte. Flora ward ganz verstört; ihre Liebe, die zwischen zwei Todtenblumen emporblühte, erschien ihr jetzt wie ein Verbrechen. Serena behielt zwar mehr Fassung, weil sie an Hollau eine kräftige Stütze fand; aber auch ihr Inneres war zerrüttet. Hollau sorgte und handelte jetzt für Alle. Da er gewahrte, daß Viktorinens Lebenssonne sich zum Untergange neigte, dachte er darauf, sie wenigstens im Bilde festzuhalten. Es gelang ihm, sie zu bereden, daß sie einwilligte, sich malen zu lassen. Er wählte dazu einen jungen Maler, der einst Helions Freund war, nachher durch böse Menschen von ihm entfernt wurde, und nach Italien reiste, wo er mehrere Jahre blieb. Wenige Tage nach Helion's Tode war er zurückgekommen, und kannte also weder Viktorinen noch ihre Liebe zu den Todten, der für ihn schon lange todt war. Reinalds Genie hatte sich in Italien bedeutend entwickelt, aber Liebschaften und tolle Gesellschaften hatten seine Lebens-

kraft geschwächt. In dieser Zerrüttung kränkelte er immerfort, ohne sich jedoch im geringsten zu schonen, und war leidenschaftlich in Allem. Nur eine einzige Leidenschaft hatte ihn verlassen, die Liebe, die sich in Haß verwandelte. Zu viel erfahrene weibliche Gunst bewirkte in ihm Verkennung alles weiblichen Werthes. Er war seit zwei Jahren ein heftiger Weiberfeind geworden, und sein Haß gegen das ganze Geschlecht ging so weit, daß selbst die glänzendste Belohnung ihn nicht bewegen konnte, ein weibliches Antlitz zu porträtiren.

Nun kam Hollau zu dem Düstern, brachte ihm ein unter Helion's Papieren gefundenes, aus dem tiefsten Herzen an ihn geschriebenes Gedicht, erzählte, wie Helion unterm Grabhügel und Viktorine auf dem Todtenbett liege. Da erwachte in Reinalds heißem Herzen die verglommene Freundschaft in ihrer vollen Glut. Er vergaß seinen Weiberhaß und seinen Vorsatz, warf sich an Hollau's Brust, weinte, sagte zu, ergriff sein Malerzeug, und rief: „Verklärter Freund! Umschwebe mich bei dem traurigen Geschäft, und nimm ihr Bild als mein Todtenopfer!" — So eilte der leidenschaftliche Jüngling zur Sterbenden. Als er mit Hollau bebend in das Neben-Zimmer trat, tönte ihnen ein sanfter trauernder Gesang entgegen. Es war Viktorinens Stimme, die sich selbst das Sterbelied sang.

Helion hatte ihr in seinen letzten Stunden eine weiße Rose und einen Rosmarinstrauß, als Bilder der Liebe und ihrer Leiden, gegeben, deren Sinn er in einigen Strophen deutete. In diesem Liede schien Viktorine jetzt ihre Seele auszuhauchen. So lauteten die Worte:

Wenn der Liebe Knospe blüht,
Gegenliebe noch nicht glüht,
Hält in ihrem düstern Schooße
Furcht der Bangen
Glut umfangen,
Wie der Rosmarin die Rose.
Als Furcht und Liebe nimm sie hin
Die Rose und den Rosmarin!

Ist, von Hoffnung angefacht,
Freud'ger Liebe Muth erwacht,
Wird in ihres Glückes Schooße
Sehnsucht-Leben
Sie umweben,
Wie der Rosmarin die Rose.
Als Lieb' und Sehnsucht nimm sie hin
Die Rose und den Rosmarin!

Trübt ein feindliches Geschick,
Liebe, Dir Dein stilles Glück,
Lächelst Du im dunkeln Schooße
Selbst im Schauer
Deiner Trauer,
Wie im Rosmarin die Rose.
Als Lieb' und Trauer nimm sie hin
Die Rose und den Rosmarin!

Trennen mit feindsel'ger Hand
Macht und List das schöne Band,
Dann versinken in dem Schooße
Wilder Schmerzen
Edle Herzen,
Wie im Rosmarin die Rose.
Als Schmerz und Liebe nimm sie hin
Die Rose und den Rosmarin!

Drückend ist des Lebens Nacht,
Wo die Sorge einsam wacht;
Liebe läßt vom dunkeln Schooße
Ihr Entzücken
Glühend blicken,
Wie der Rosmarin die Rose.
Als Lieb' und Leben nimm sie hin
Die Rose und den Rosmarin!

Sinkt der Leib in's kühle Grab,
Liebe sinket nicht hinab;
Sie glüht aus dem Erdenschooße,
Licht auflebend
Sich erhebend
Wie vom Rosmarin die Rose.
Zum ew'gen Leben nimm sie hin
Die Rose und den Rosmarin!

Obschon Viktorine sehr leise sang, mußte sie, bei ihrer zunehmenden Entkräftung, nach jeder Strophe innehalten. So hatte Reinald, als sie kaum den letzten Vers sang, auch die Hauptumrisse gezeichnet, und konnte nun an die Ausführung gehen. Jetzt wurde ihm aber die Arbeit beinahe mit jedem Augenblick erschwert. Da Viktorine keine körperlichen Schmerzen litt, so zeigte sich auf ihrem holden Gesicht auch nicht die geringste Spur von Entstellung. Ruhig, schweigend, und halb schlummernd wie sie da lag, nahmen die schönen Züge eine Verklärung an, und wenn sie in ihren Fantasien mit Helion zu sprechen glaubte, floß ein himmlisches Lächeln wie leuchtend über das sich belebende Antlitz. Da wurde Reinalds Seele, höchst reizbar und empfänglich für das Schöne, von der Engels-Anmuth so mächtig ergriffen, daß die reinste Flamme geistiger Liebe in dem, von Wehmuth und Entzücken zugleich erfüllten Jüngling empor loderte. Von Wonneschauern durcheist und durchglüht, versagte ihm die zitternde Hand oft den Dienst.

Während dem war die Sterbende in einen sanften Schlummer gesunken; der Tod schien ihr so hold erscheinen zu wollen, als sie selbst es im Leben und in der Liebe war. Reinald war mit dem Bilde so weit gekommen, daß er es nun zu Hause um so besser vollenden konnte, als die Gegenwart der Sterbenden auf ihn zu schmerzlich wirkte, und ihm nicht länger gestattete, hier gleichsam das Leben dem Tode zu entwenden. In seine Wohnung gekommen, konnte er keine Ruhe finden; schlaflos durchwachte er die lange Nacht, zündete Kerzen und Lampen an, stellte das Bild auf, und

malte, bis Zittern und Thränen ihn fortzuarbeiten hinderten. Er, der sein Herz dem blühendsten Leben weiblicher Schönheit verschlossen hatte, fühlte sich nun von einer Sterbenden zu unendlicher Liebe entzündet, aber zu einer Liebe, in deren Hochgefühl der Begeisterte ausrufen konnte: „Helion! Gewähre mir, sie zu lieben! Sie, deren ich nicht würdig bin, bleibt Dein im Himmel, wie sie es auf Erden war, und meine Liebe ist Anbetung, Heiligung meiner selbst.“—

Und Reinald hielt Wort. Sie, die ich kaum mehr Viktorine nennen darf, weil sie dem Irdischen nicht mehr angehört, sie ward ihm von Stunde an das Ideal einer himmlischen Erscheinung, zu dem sein Geist emporstrebte, dem er sein Leben und seine Kunst weihte. Seine schönsten weiblichen Gemälde waren ein Abglanz ihrer Engelsanmuth. Er, der leidenschaftliche Jüngling, hatte sie zum Schutzgeiste seines Lebens erwählt, ward ernst, still, fromm und tiefsinnig, und erneuerte täglich sein Gelübde, der Todten treu zu bleiben bis in den Tod.

Noch saß er unter den verlöschenden Lichtern vor dem Bilde, hinstarrend, ohne einen Pinselstrich zu thun, seine Fantasie auf's höchste gesteigert. Nun fiel das erste grauenhafte Dämmerlicht des düstern Morgens auf das Gemälde. Da schien ihm plötzlich das bleiche Gesicht noch mehr zu erblassen, das Auge zu brechen. Mit dem Wehruf: „Sie stirbt!“ stürzte er zu Boden.

Nachdem er wieder zu sich gekommen war, nahm er das Bild von der Staffelei, verhüllte es, und ging damit in das Haus der Trauer. —

Viktorine hatte vollendet, und lag auf dem Sterbelager, nach ihrem letzten Wunsche geschmückt. Sie war in ein weites weißes Gewand gehüllt; auf der goldenen Lockenfülle trauerte ein Kranz von dunklem Rosmarin. Auf der Brust schimmerte an einem schwarzen Bande ihr unzertrennlicher Gefährte, jenes silberne Kreuz, welches einst von dem bangen Mädchen und dem aus einer Todes-Ohnmacht erwachenden Geliebten in demselben Augenblicke dankbar geküßt wurde. In den gefalteten Händen hielt sie, fest umschlossen wie ein Pfand für die Ewigkeit, die weiße Rose und den Rosmarinzweig, den ihr der sterbende Helion gab. In stummen Schmerz versunken, stand Reinald am offenen Sarge, bewegungslos; sein Blick ruhte auf den zwei weißen Rosen wechselweise, bald auf der Todten, bald auf der Blume, die ihr Sinnbild zu sein schien. Dann stellte er schweigend das Gemälde der Vollendeten zu ihren Füßen hin, so, daß ein bleiches Antlitz dem andern gegenüber stand, und das Bild mit seinen offenen Augen wehmüthig auf die geschlossenen im Gesicht der Todten hinschaute.

Jetzt beugte sich Reinald über sie, küßte die kalten Lippen, und sprach mit dumpfer Stimme: „Diesen Kuß, Du Verklärte, empfange Helion von Dir als unsern Versöhnungskuß! Dieser Kuß sei die läuternde Flamme meines irdischen Daseins!“ —

Reinald verließ die geliebte Leiche nicht, bis der Sarg verschlossen ward, folgte ihr zum Kirchhofe, und fühlte die erste sanftere Thräne, als er zwischen Viktorinens und Helions nachbarlichen Gräbern stand. —

Ein und dreißigstes Kapitel.

Die Liebe zu der Verklärten. — Pseudo-Löwen. — Die Zeder auf Libanon.

Reinald wurde durch gemeinsamen Schmerz und gemeinsame Liebe allmälig ein Mitglied in Hilmars Familie. Man glaubte ihm anfangs nur Aufmerksamkeit und Dank schuldig zu sein, daß er jenes traurige Geschäft der Abbildung der Sterbenden übernommen hatte, welches wohl jeden Maler schmerzlich ergreifen muß, um so mehr ein höchst reizbares Gemüth wie Reinalds. Die liebenswürdige Schönheit im Augenblicke ihres Vergehens erfassen, das Leben vom Tode nehmen, das Sterbebett zum Blumenbeet eines neuen Daseins machen, — wie herrlich, aber auch wie herzzerreißend!

Reinald, offen wie er war, verhehlte nicht, wie mächtig Viktorine in ihren letzten Augenblicken auf ihn gewirket habe. Man hielt ihn zuerst für einen schnell auflodernden Enthusiasten; da es sich aber zeigte, daß jener Eindruck in ihm nicht erlosch, erkannte man die Tiefe seines Gemüths. Der alte Hilmar hing mit voller Seele an ihm; Serena und Flora betrachteten ihn mit Ehrfurcht, und er erschien ihnen wie ein Vertrauter der beiden Verklärten.

Reinald that, was in seinen Kräften stand, den Schmerz der Trauernden, indem er ihn selbst festhielt, durch Verschönerung zu mildern, und bediente sich zu diesem Zwecke aller Macht, die seine schöne Kunst ihm darbot. Er begann unverzüglich ein sinnvolles großes Gemälde. Im dunkeln Vordergrunde erhob sich ein dichter düsterer Zypressenhain.

Am Eingange desselben schimmerte ein Leichenstein von weißem Marmor; in einem Kranze von Rosen und Rosmarin erschienen Viktorinens und Helions Bildnisse. Am Fuße des Denkmals lagen, gleichsam als Symbole der wichtigsten Lebensverhältnisse und zugleich die Nichtigkeit des Irdischen andeutend, verschiedene Kränze theils welk, theils halbentblättert oder zerrissen, in wildem Gewirre unter einander; ein Myrten- und Rosenkranz der Liebe, ein Brautkranz zur Hälfte von einem feuerfarbenen, ein Nonnenkranz, größtentheils von einem schwarzen Schleier verdeckt, ein Lorbeerkranz mit Dornen vermischt, ein Eichenkranz mit Nesseln, ein Epheukranz mit Schierling, und mehrere andere. — Über dem — im Hintergrunde sich öffnenden Horizont glüht die Morgenröthe, die ersten Sonnenstrahlen brechen hervor, und in ihrem Glanze schwebt der Genius der Unsterblichkeit himmelan. Ein Strahl seiner Glorie fällt auf das Grab.

Dieses Gemälde wurde in Viktorinens Sterbezimmer aufgestellt und mit einem Vorhange von schwarzem Tafft bedeckt.

So kindlich sanft aber Reinald sich gegen Hilmar und die Seinigen benahm, unter denen er sich so wohl befand, daß er sogar Helions Zimmer bezog; eben so heftig, sarkastisch und stolz zeigte er sich beinahe gegen alle übrige Welt, von welcher er nichts mehr wissen wollte. Verlangte man von ihm ein Gemälde, so schlug er's entweder geradezu ab, oder brachte dabei so viele Züge beißender Satyre an, daß er sich dadurch Feinde zuzog, auch mächtige, da er auf Stand und Rang des Bestellers keine Rücksicht nahm. Als

Hilmar ihn deshalb einst väterlich warnte, gab er mit einer seltsamen Mischung von Weichheit und Erbitterung zur Antwort: „Ich kann nicht anders reden als ich denke, nicht anders handeln, als mich's treibt, nichts Anders malen, als was mich begeistert. Und wie wenig diese Menschen dazu passen, einen Künstler für sie zu begeistern, das fühlen Sie, trefflicher Hilmar, gewiß eben so, als ich es fühle. Ich hasse die verbuhlten Weiber, und ihretwegen die buhlenden Männer. Ihr schales Liebeln ist nichts als ein erbärmliches Mittel gegen die lange Weile, oft gleich den Blutegeln, die dem Kranken das Blut aussaugen, und beim Verlust desselben ihr eigenes Leben einbüßen. In der Liebe ist Trug und Täuschung; nur wo der Mensch haßt, zeigt er sich wahr. Darum will ich lieber gegeißelt als geschmeichelt, lieber gehaßt als geliebt sein; so weiß ich doch woran ich bin, kann mich stählen, hüten und wehren, ohne mich von irgend einem Sirenengesange einschläfern zu lassen. Haßt mich, ihr Menschen, ich bitt' euch, haßt mich! Ich fürchte euch nicht, wahrlich nicht! Glaubt ihr mich zu schrecken? Meint ihr, ich sei das schüchterne Schaf, und ihr wäret die furchtbaren Löwen? Ja, Löwen seid ihr, sogar goldene Löwen, und dennoch erbärmliche Löwen! Sehen Sie, Hilmar, ich lasse Ihnen jetzt drei Löwen vortreten, die Löwen heißen und doch keine Löwen sind, so wie manche Menschen etwas heißen, was sie nicht sind. Vor der Bude jedes Kerzenhändlers sehen Sie einen aufrecht stehenden Löwen, der eine Fackel in der Tatze hält; wer die kecke Figur sieht, müßte glauben, daß sie die Welt entweder erleuchtet oder anzündet. Keines-

wegs! Die Welt bleibt ohne Licht und ohne Feuer. Wie viel solche gemalte Löwen-Kreaturen finden wir nicht unter den Menschen! — Nicht weniger häufig sind die menschlichen Ameisen-Löwen; hier verbindet sich das Höchste mit dem Winzigsten, der große Name mit einem Insekten-Nichts! Er heißt Löwe, und stellt Ameisen nach, die mit Beihilfe des abgleitenden Sandes in seine trichterförmig gehöhlte Grube fallen, wo sie dem Löwenpasquill zur Nahrung dienen. — Endlich kommen wir gar auf einen Löwen, der das schändlichste Sinnbild frecher Nichtswürdigkeit ist, — den Müller-Löwen. Er geht mit einer Löwenhaut herum, und schreckt jeden, der sich schrecken läßt, weil er ihn für das hält, wofür er sich ausgibt; der Unverzagte aber nimmt ihm die Haut ab, und sagt dem Verblüfften in's lange Ohr, daß er — ein Esel sei. Den letzten Platz unter diesen Löwenarten nimmt der Lion — der Mode-Löwe, ein, die ephemere Karrikatur unserer Salons und Novellen. So sind der Männer gar viele; es scheint, als wollten sie versengen, verschlingen und zerreißen, aber — die Fackel brennt nicht, was sie verschlingen, sind nur Ameisen, und sie zerreißen nichts, sobald man ihnen nur die Haut abnimmt. Glauben Sie mir, es gibt wenig wahrhafte Löwen, aber desto mehr Kerzen- Ameisen- und Müller-Löwen, gegen die man nichts weiter zu thun braucht, als sie nicht zu fürchten, oder höchstens ihnen zu sagen, daß man sie kennt." —

Hilmar fühlte zwar immer die treffende Wahrheit solcher Äußerungen Reinalds; sie schienen ihm aber doch zu verwegen und gefährlich, und verwundeten sein friedliches

Gemüth. Reinald bemerkte dann wohl, daß Hilmar Helions edelsanfter und großmüthiger Natur, — die keines bittern Grolls gegen den Menschen überhaupt fähig war, und bösen Unmuth in sich so wenig festwurzeln ließ, als ein klarer See den Schatten düstrer Donnerwolken in sich einsaugen kann, — vor seiner schonungslos heftigen den Vorzug gab. Reinald selbst gestand Helions höherem Wesen, das wie aus dem tiefen Blau des höchsten Äthers gebildet zu sein schien, gerne den Vorzug, und bewies es jedesmal dadurch, daß er nach jeder sarkastischen Dythyrambe gleichsam um einen Balsam auf Hilmars wunde Seele zu legen, entweder Helions feuriges Lob sprach, oder, was noch mehr wirkte, etwas von seinen hinterlassenen Fragmenten vorlas. Gegenwärtig führte er den begütigten Hilmar an seine Staffelei, und zeigte ihm hier ein ziemlich großes Gemälde, auf dem nur einzelne, noch unkennbare Umrisse zu sehen waren; im Vordergrunde aber stand zur Linken eine, schon größtentheils vollendete, herrliche Zeder. „Was unter diesen erhabenen Baum kommen wird" sagte er, „soll dieses Bild, das ich zu einem Hochzeitgeschenk für Flora bestimme, zu seinem Zwecke vollkommen eignen. Zur Wahl des Zederbaumes veranlaßte mich ein Fragment in Helions Tagebuch." —

Helion führte ein zwangloses sogenanntes Tagebuch, dem er den Titel gab: „Des Lebens Licht- und Schattenseite." Er schrieb darin seine Ansichten, Gedanken, und Empfindungen über alles Erfreuliche oder Schmerzliche, das im Leben ihm begegnete, nieder. Hier befand sich auch das folgende Fragment:

»Die Zeder auf Libanon, ein Sinnbild der Religion.«

„Auf Libanons höchster Bergspitze reift die echte Zeder,*) gleich einer großen Seele, in Stille und Einsamkeit. Aus einem steinigen dürren Sandboden erhebt die Immergrünende ihr Haupt zum Himmel. Nirgend gedeiht der Glaube kräftiger, nirgend sproßt und blüht der religiöse Sinn schöner, nie blickt das Vertrauen auf Gott muthiger zum nahen Himmel empor, als aus der Sandwüste des Unglücks, und immergrünend wie die Zeder bist Du, Religion, Deinen Geweihten!"

„So wie die Zeder auf Libanon den Reichthum ihrer prächtigen Zweige zur Erde herabsenkt, und damit auf den umgebenden Raum erquickende Kühlung hinschattet, so senkt auch die Religion ihren Himmelsfittig zur Erde herab, uns schützend vor der Glut der Lebensqualen und der Leidenschaften, uns stärkend zur Pilgerreise und zum Blicke nach oben. Die Zeder bedarf nur in ihrer zarten Jugend einigen Schutz gegen tödtende Kälte; hat sie einmal ihre volle Stärke erreicht, dann brausen vergebens alle Stürme über ihren Scheitel dahin; in ihrer Rüstung spottet sie der Wuth zerstörender Fröste; ihr Stamm trotzt Jahrtausenden."

„So unerschütterlich gegen alle Stürme und Leiden des Lebens steht auch der Mensch, den Du, o Religion, gegür-

---

*) Man nennt sie zum Unterschiede von andern verwandten Bäumen die Zeder von Libanon.

tet und gerüstet hast mit Vertrauen auf Gott und mit dem Gefühl seiner Unsterblichkeit. Der Sternendom seiner Seligkeit ragt über das Leben empor, wie die majestätische Zeder aus andern Bäumen, wie Salomo's Tempel von Zederholz über die Götzentempel von Marmor und Gold!" —

Jene Zeder, welche Helion als Sinnbild der Religion deutete, bewog den fantasirenden Reinald zu einem neuen Gemälde. Im Vordergrunde erhob sich ein Zederbaum in seiner majestätischen Schönheit. In seinem Schatten saß eine Madonna mit dem auf ihrem Schooße spielenden Christuskinde; vor Beiden stand die kräftige Gestalt des heiligen Joseph. Er zog mit dem starken Arm einige Zweige des hohen Baumes herab, und wölbte sie zu einem kühlen Laubdach für Mutter und Kind, deren holdseliges Lächeln auf sein gebräuntes Antlitz einen verklärenden Schein warf. Zu seinen Füßen lag verschiedenes Werkzeug.

Als das Bild vollendet war, bestimmte Reinald es zu einem Hochzeitgeschenk für Flora." Ein solches Gemälde, sagte er, darf im ehelichen-Kreise so wenig fehlen, als die Sonne in unserm Sternensystem. Der Anblick der heiligen Familie heiligt unsern eigenen Bund und unser Inneres. Sie zeigt uns das Ideal weiblicher Würde und männlicher Größe, die Liebe in ihrer höchsten Reinheit, die Vollkommenheit der schönsten wechselseitigen Pflichtleistung, und die Thätigkeit der edelsten Uneigennützigkeit, wodurch zwei Wesen in Eines verschmelzen, indem sie sich zum Wohle eines Dritten vereinigen. Das Kind ist der Spiegel, in dem Beide ihre Liebe und ihre Tugenden anschauen."

Wenn Reinald sich in solchen Reden ereiferte, konnte Vater Hilmar seine Augen von ihm nicht abwenden.

Des Malers Gestalt hatte mit dem gestorbenen Dichter überhaupt einige Ähnlichkeit; so wie er aber in Feuer gerieth, wurde diese noch auffallender, ja manchmal so wunderbar, daß es schien, als sei er Helion selbst, nur heftiger, und durch feindselige Schicksale etwas verwildert. Er selbst dachte sich in Helions Wesen und Eigenheit mit jedem Tage tiefer hinein, und gefiel sich in dieser Rolle so sehr, daß er seine ehemalige Trennung von Helion aufgehoben und sich der Liebe Viktorinens werth zu machen glaubte. Es entstand dadurch eine Art von düstrer Schwärmerei in ihm; er strebte Helions dichterisches Leben in seinen Farbendichtungen fortzusetzen. Ernst und wortkarg im ruhigen Zustande, loderte er im exaltirten desto heftiger auf, und war allerdings ein Stern so gut als sein geschiedener Freund, doch ein rothfunkelnder Mars, wo Helion als holder Abendstern leuchtete. Sah er irgend einen Menschen, über die wunderbare Ähnlichkeit betroffen, dann triumphirte er in seinem Innern. So schritt er denn, wie ein vorzüglicher Schauspieler als Geist im Hamlet, wie Helions Schattenbild, gespenstisch durch's Leben dahin, gleichsam als hätte das Schicksal ihm die Pflicht aufgelegt, sein Wesen aufzugeben und ein Anderer als er selbst zu sein; und dieser Wahn wurde in ihm endlich zur fixen Idee.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Die Macht der Natur. — Der Erfindungsgeist der Liebe.

Dem neuen Brautpaar hatte Reinald sein Gemälde der heiligen Familie als Vorbild ihres ehelichen Lebens aufgestellt. In wie ferne Graf Dennefeld und Flora dem schönen Ideale nacheifern und sich nähern werden, steht zu erwarten. Ist es aber erlaubt, das Irdische mit dem Himmlischen zu vergleichen, so muß ich sagen, daß Barnabas und Gabriele, deren Schlafzimmer der nämliche erhabene Gegenstand schmückte, in ihrem Familienleben den segenreichen Einfluß fühlten, welchen das würdige Streben nach tugendhafter Vervollkommnung gewährt. Ihre Lebensweise war eben so einfach als rein, im Größten wie im Kleinsten. Barnabas war allen seinen Unterthanen ein Muster von Fleiß und Redlichkeit. Da er sich nicht scheute, selbst den Pflug zu führen, und überhaupt beim Ackerbau, den er vorzüglich liebte, Hand anzulegen, so folgten alle Dorfbewohner seinem Beispiel, und in der ganzen Gegend nannte man ihn den wackern Ackersmann. Sein Körper hatte durch freudige Thätigkeit eine solche Fülle von Gesundheit und Stärke gewonnen, daß er Allen, die ihn längere Zeit nicht gesehen hatten, als ein Fremder erschien, und zwar um so mehr, als auch sein heiterer Geist nicht die geringste Spur jener Schüchternheit und Melancholie zeigte, die, nebst der Katzenscheu, einst seine Quälgeister waren. Da wir nun von dieser glücklichen Familie Abschied nehmen,

so sage ich dem Leser zu seiner Beruhigung, daß Gemüthsruhe, Arbeitsamkeit und Frohsinn — so viel ich erfahren konnte — von den wackern Eltern noch auf ihre Kinder vererbt wurden, und der Schlangenring mit der goldenen Krone bei ihnen stets in Ehren blieb.

Flora hing mit ganzer Seele an dem heiligen Bilde, und beschloß ihrerseits eine fromme Nachahmerin zu werden. Graf Hermann von Dennefeld aber betrachtete das schöne Gemälde manchmal mit einem betrübten Gesicht, weil — die Hoffnung es zu realisiren, noch immer mit einigen Hindernissen zu kämpfen hatte, welche von dem besagten gold'nen Wolf herkamen; denn der General wollte seinem Neffen zu dieser Heirath die gewünschte Zustimmung noch immer nicht geben, Hermann aber den Oheim gegen sich nicht aufbringen.

Indeß — wofür wüßte die erfinderische Liebe nicht Rath? Hermann kannte die ungeheure Eitelkeit seines Oheims, der jeden Zufall, der ihn während eines Feldzuges traf, zu einer Heldenthat stempelte, von welcher zu reden und zu erzählen er nicht aufhören konnte. Insbesondere rühmte er seine Großthaten in einem Türkenkriege mit der unerschöpflichsten Beredsamkeit, obschon diese — mit historischer Strenge genommen — in nichts Anderem bestanden, als daß ihm eine Flintenkugel den Zopf wegriß, und er auf dem Schlachtfelde — am Morgen nach der Schlacht — einen Roßschweif fand, den er als eine erkämpfte Trophäe sich hastig zueignete. Es scheint beinahe, als hätte der goldene Kriegsmann — wenigstens zu jener Zeit — mehr mit den

Todten, als mit dem Tödten zu thun gehabt. Als jene Schlacht in der Nähe von Belgrad vorfiel, war er Fähnrich; General und goldner Wolf wurde er lange nachher, und zwar Eines durch das Andere. Hermann aber kannte die schwachen Seiten seines Oheims, und benützte sie für das Glück seiner Liebe.

Reinald, in das Geheimniß eingeweiht, ging sogleich an's Werk, und arbeitete mit größter Anstrengung an dem Gemälde, an dem eigentlich Alles lag. Im Hintergrunde erblickte man das Oberschloß der Festung Belgrad. In ihrer Nähe wüthete das gräßlichste Schlachtgetümmel; die Donau und die Sau waren an ihrem Zusammenfluße mit Leichen bedeckt. Im Vordergrunde erschien der Feldherr mit seiner glänzenden Umgebung. In der Entfernung brach zur rechten Seite ein Infanterie-Regiment mit gefälltem Bajonet am umbüschten Rande des Gemäldes hervor. Ein Offizier, der in der Rechten den Degen schwang, in der Linken einen Roßschweif nachschleppte, hatte die Uniform, die Gestalt und das Gesicht des Oheims. Aus der Festung flog eine Kanonenkugel gerade nach dem Kopfe dieses Offiziers auf eine solche Weise, daß nicht sowohl der unschuldige Zopf in Lebensgefahr, sondern vielmehr der Inhaber desselben der Todesgefahr nahe zu sein schien.

Der General kam nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen jetzt wieder zurück. Graf Hermann bat ihn zu einem Dejeuner zu sich, damit er Flora wenigstens nicht mehr bloß aus poetischen Beschreibungen kenne, weil die Liebenden stets sehr unzuverlässige und parteiische Geschicht-

schreiber sind. Der General trat, eben nicht zum Besten gelaunt, in das Gesellschaftszimmer, prallte aber voll Verwunderung zurück, als er statt der erwarteten Ehstands-Kandidatin sich selbst in dem — wie er glaubte und sagte — glorreichsten Moment seines Lebens erblickte. „Ei — rief er — das ist ja die merkwürdige Schlacht vor Belgrad! herrlich! aber weißt Du, lieber Hermann, dabei war ich ja selbst?" — Er stellte sich als sähe und kenne er sein gemaltes Ich nicht. Der schlaue Neffe merkte den Pfiff und sagte mit Wärme: „Eben das macht mir das Gemälde so unbeschreiblich lieb und werth. Ihre Thaten, lieber Oheim, leben in meiner Seele." — Er erzählte nun ein Märchen, wie er theils von Verwandten, theils von Männern, die in der Kriegsgeschichte ganz zu Hause seien, jene Heldenthaten vernommen, und nach ihrer Angabe das Gemälde entwerfen ließ. Der freudetrunkene Oheim rief nun, mit scheinbaren Verdruß über sich selbst: „Wie konnte ich auch so ungeschickt sein, mich nicht sogleich auf den ersten Blick zu erkennen. Ich bin's, ja ich bin's, wie ich leb' und leibe! Zum Sprechen getroffen! der Maler — weißt Du — der Maler, der sucht seines Gleichen; ja ein wahrer Hexenmeister! Hat mich nie gesehen, und malt mich, als wär' er mir nie von der Seite gekommen. Hol' mich der Teufel, das ist scharmant!"

Die Freude der geschmeichelten Eitelkeit stieg mit jedem Augenblick. Als Hermann dieser günstigen Stimmung sich versichert sah, öffnete er die Thür des Nebenzimmers; Hilmar, Flora, Serena, Hollau und Reinald traten heraus. Hermann stellte sie dem Oheim vor. Dieser

empfing sie mit zuvorkommender Freundlichkeit, und überraschte den Neffen nach einer halben Stunde noch stärker, als dieser ihn überrascht hatte, indem er zu Floren sagte: „Die Liebe meines wackern Neffen zu mir verdient mehr Belohnung, als ich ihm geben kann; Fräulein, wenn Sie das Geschäft für mich übernehmen wollten, so müßte ich Ihnen selbst sehr dankbar sein.“ — „Meine Braut!“ — rief Hermann, indem er ihre Hand feurig an die Lippen und sie selbst an's Herz drückte. Florens gesenkte Blicke und ihre hochrothen Wangen widersprachen der Apostrophe nicht; sie war indeß eben so erstaunt als ihr Vater, da Hermann seinen Plan ihnen verheimlicht hatte, um ihr Zartgefühl nicht zu verletzen. Als Hermann das bebende Mädchen umarmte, that der entzückte General ein paar Sturmschritte gegen Hilmar, schloß ihn gleichfalls in die Arme, und rief im Kommando-Ton: „Ergebt Euch! Und nun laßt uns im Angesicht der Festung Belgrad die Kapitulation schließen!“

Hermann benützte die gute Zeit und das Feuer des Oheims, und so geschah die Verlobung freudig und friedlich, indeß hinter ihnen die Schlacht wüthete. Nachdem die Hauptsache geordnet war, stellte Hermann seinem Oheim den Maler vor, welcher von dem, mit Worten stets freigebigen Kriegshelden geküßt und mit Lob überströmt wurde. Endlich sagte er: „Hören Sie, unvergleichlicher Künstler und Meister! Nur ein Einziges finde ich an dem ganzen Gemälde zu tadeln: die Kugel, die meinem Leben drohte, aber glücklicherweise nicht den Kopf, sondern nur den Zopf wegriß, war keine Kanonenkugel, sondern nur eine Flintenkugel.“

Reinald stellte sich betroffen, obschon er wohl wußte, daß er den Fehler absichtlich begangen hatte, um die Scheingefahr zu vergrößern. Da nahm der General wie tröstend wieder das Wort, und sagte, den Maler auf die linke Schulter klopfend: „Das hat im Grunde nichts zu sagen! Kugel ist Kugel." — Er sagte dies absichtlich, damit der Maler nicht etwa auf den Gedanken komme, die Kanonenkugel auf eine Flintenkugel zu reduziren.

Nun mußte sich aber die Gesellschaft gefallen lassen, die ganze Geschichte seiner Kriegs- und Heldenthaten anzuhören. Die Erzählung dauerte zwei volle Stunden, und würde vermuthlich noch länger gedauert haben, hätte sich Graf Hermann nicht die Weisung erbeten, wann er das Gemälde in des Erzählers Wohnung dürfe bringen lassen.

Da dieser die Erlaubniß hierzu sogleich ertheilte, brach die Gesellschaft auf, und begleitete das Bild feierlich in die Wohnung des präsumtiven Originals. Sie wurde für diesen Gang auch reichlich belohnt, denn der Oheim zeigte nun sowohl den erbeuteten Roßschweif als den aufbewahrten Zopf, mit dem Versprechen, daß sein Neffe einst nicht nur sein Vermögen, sondern auch diese zwei Kleinode erben solle. Beim Hochzeitmahle stand sogar eine Festung Belgrad von Zucker auf dem Tisch, und todte Zuckertürken lagen ringsumher auf den Bäuchen.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Maschinen-Gewitter. — Das goldene Kegelspiel.

Die Hochzeit ist vorüber. Wir lassen nun auch die Flitterwochen hinfliegen, um das junge Ehepaar erst dann zu betrachten, wenn der erste Zauberduft sich verloren hat, und der ersten Ehestands-Dekorazion, die immer das Elysium vorstellt, die zweite folgen wird: eine irdische Landschaft, die ihre Pflege verlangt. Indessen finden wir Zeit, uns wieder einmal nach dem Herrn Martin Biergans, Edlen von Rosenschwert, umzusehen.

Dieser wackere Mann hatte von seinem ewigen Antagonisten, dem muthwilligen Müßiggänger Adalbert fortwährend viel zu leiden, aber gerade dadurch, daß der junge Herr ihm unaufhörlich einen Schabernack nach dem andern spielte, gewöhnte sich der Gequälte an seinen Quälgeist immer mehr, und endlich so sehr, daß ihm, wenn Adalbert längere Zeit ihn ruhig ließ, das einförmig matte Leben wie eine Speise ohne Gewürz vorkam. Er ging stets mit dem Vorsatze herum, dem jungen Teufel, über den er sich todt ärgern und todt lachen wollte, einen tüchtigen Streich entgegen zu spielen; in dieser süßen Hoffnung ließ er sich von ihm Alles gefallen. Im nächsten Sommer wohnte Herr Martin Biergans in seinem neugekauften Landhause. Hier beehrte ihn Adalbert mit häufigen Besuchen, nur in der Absicht, ihn mit der Furcht, vom Blitze getödtet zu werden, unaufhörlich zu ängstigen. Herr Martin ließ sich, als er

das Haus kaum bezogen hatte, sogleich wieder ein seidenes Zimmer einrichten; eben diese Vorsicht brachte den muthwilligen Jungen auf die Idee, den Besitzer mit Gewittern zu umgeben. Er kündigte dem Alten an, daß, nach den Beobachtungen der Pariser Astronomen, der gegenwärtige Sommer mehr Gewitter haben werde, als die drei vorhergegangenen zusammengenommen. Nun schaffte er sogleich eine tüchtige Donnermaschine und die nöthigen Blitzinstrumente von einem Theater herbei.

Kaum war die zweite Nacht angebrochen, als Adalbert seine Machination begann. Der Donner rollte aus der auf dem Dachboden angebrachten Maschine, der Blitz spie sein Feuer vor den Fenstern, die nach dem Garten sahen, wo mehrere Eingeweihte auf den Bäumen saßen. Herr Martin eilte in's seidene Zimmer, und schwitzte unter einer Last von Seidenzeug. In der nächsten Nacht ging dasselbe Spektakel an, und so fort und fort; der Himmel schien einen hundertjährigen Vorrath von elektrischem Stoff der Erde als eine rückständige Schuld abtragen zu wollen.

Da Adalbert endlich an den Schreckens-Szenen früher die Lust verlor als Herr Martin die Furcht, so gebot er seinen Donnermaschinen die Ruhe.

Ich weiß es, daß viele Leser den Herrn Martin, weil er sich auf solche Weise schrecken ließ, für einen erbärmlichen Schuft halten werden. Ich gebe ihnen nicht unrecht; doch bitte ich sie, dabei auch zu bedenken, wie viele Menschen sich in ähnlichen Fällen durch solche Theater-Gewitter schrecken lassen, deren Nichtigkeit sie einsehen müßten, wenn

sie nicht zu blöde oder zu feig wären. Wie mancher Bramarbas hat nur mit der Donnermaschine gedonnert, wie manches Pseudo-Genie nur mit Colofonium geblitzt, und nur dadurch bewirkt, daß man ihre falschen Donner und Blitze für wahre hielt!

Als drei Nächte ruhig vorüber gegangen waren, trat Adalbert zu Herrn Biergans in's Zimmer, und wünschte ihm Glück zu der ruhigen Zeit. Herr Biergans zeigte sich, nachdem die Gefahr vorüber zu sein schien, sehr starkmüthig, und bemerkte sogar, behaglich lächelnd: Es sei von ihm dumm gewesen, als Besitzer eines seidenen Zimmers sich ängstigen zu lassen; der Reichthum gebe Mittel gegen Alles.

Adalbert. Gegen Alles? Gegen die Furcht doch nicht! davon haben Sie selbst den Beweis geliefert.

Biergans. Die Furcht ist ein böses Weib, das nur dann im Hause tirannisirt, wenn der Mann ein Weib ist.

Adalbert. Wo haben Sie das gelesen?

Biergans. In meiner eigenen Furcht.

Adalbert. Das heißt: in der Furcht vor dem Nichts.

Biergans. Ich fürchte nun kein Gewitter mehr; mag der Himmel noch so viele Blitze vorräthig haben, so hab' ich genug Geld, mich mit Seidenstoff dagegen zu schützen.

Adalbert. Was geben Sie mir, wenn ich Sie von aller Gewitterfurcht heile?

Biergans. Können Sie die Gewitter hindern?

Adalbert. Das nicht; aber — unterlassen kann ich sie.

Nun erzählte der Muthwillige die geheime Geschichte seiner unschädlichen Gewitter. Herr Martin versagte den Glauben, bis Adalbert ihm endlich die Maschine zeigte, und noch an demselben Abend ein Ungewitter aufführte, besser als auf manchem Theater. Um seine Beschämung zu verbergen, behauptete Herr Martin neuerdings, daß er nicht einmal die wirklichen Gewitter zu fürchten brauche, so lange sein Reichthum ihm gestatte, für Blitzableiter und seidene Gemächer zu sorgen.

Armer Mann! sagte Adalbert, Ihr Reichthum? Sie lieben das Kegelspiel, das weiß ich, und sage daher: Wer nicht im Stande ist, neun Kegel und die Kugel, statt von **lignum sanctum**, von Gold zu haben, der darf gar nicht sagen, daß er reich ist.

Herr Biergans stutzte, und schwieg einige Augenblicke gegen den ihn satyrisch anlächelnden Antagonisten. Endlich sagte er: „So? Kegel und Kugel nicht von Gold? „Ich will Ihnen zeigen, daß ich reich bin. Kommen Sie in vierzehn Tagen wieder; dann spiele ich mit Ihnen, und Kegel und Kugel sollen lauteres Gold sein."

Herr Martin hatte den Fehler, daß er den Reichthum für das Höchste, und sich selbst für unermeßlich reich hielt. Dieser zweifache Wahn riß ihn zu der übereilten Behauptung hin. Adalbert dagegen nahm den Bleistift, rechnete ganz ruhig, und sagte dann: „Wissen Sie, wie viel eine goldene Kugel, mit neun goldenen Kegeln, Dukaten gäbe? wissen Sie, daß Ihr ganzer Reichthum nicht hinreichen würde, ein solches Kegelspiel sich anzuschaffen?"

Herr Martin stutzte; dann lachte er aber grobvornehm, und sagte: „Sie mögen mir auch der wahre Rechenmeister sein! Und was wetten wir, binnen sechs Wochen spielen Sie in meinem Garten mit einer goldenen Kugel und neun goldenen Kegeln?"

Adalbert. Ich sage Ihnen aber, daß es nicht sein kann. Hören Sie nur erst, welche Summe Ihnen das kosten würde!

Biergans. Wollen Sie mich zum Besten haben? Dießmal gelingt Ihnen der Spaß nicht. Aber sagen Sie Ihre Lüge nur heraus, damit ich wieder Ruhe bekomme.

Adalbert. Ich sage Ihnen, daß eine goldene Kugel mit neun goldenen Kegeln Summa Summarum — in gehöriger Größe und Schwere — beiläufig fünf und fünfzig tausend Stück Dukaten in Gold enthält: wozu dann erst noch die Prägekosten zu bezahlen kommen. Zur klaren Darstellung der Sache diene Ihnen die Berechnung, welche ich hier vor Ihren Augen zu Papier bringe.

Adalbert setzte sich an den Schreibtisch und schrieb die folgende wohl memorirte Berechnung als ein Produkt augenblicklicher Eingebung auf. Dabei sprach er halbleise: Was kosten 9 Kegel und eine Kugel von reinstem Golde, in der Größe des gewöhnlichen Kegelspiels? Vorausgesetzt, daß die neun Kegel aus Buchenholz, und die Kugel aus lignum sanctum verfertigt ist. Ein Kegel von Buchenholz nach untersuchtem Gewichtmaß, wiegt 49 Loth daher 9 Kegel 441 Loth. Nach der Tabelle über die spezifischen Schweren fester Körper verhält sich Buchenholz zum reinsten Gold wie 0,854 zu 19,640; wenn daher x das Gewicht in Gold von 9 Ke-

geln ist, so verhält sich **441**: x = **0,854**: **19,640** und x = **441** × $\frac{19640}{0854}$ = **316** Pf. **29** Loth $3\frac{371}{427}$ Quintl Gold.

Nun wiegen **5** Stück Dukaten **1** Loth Wiener Gewicht, folglich wiegen die **9** Kegel nach dem gefundenen Gewicht in Gold — **50708** St. Dukaten mit Hinweglassung der Brüche.

Eine Kugel von **lignum sanctum** mißt im Durchmesser **4''** — **3'''** daher beträgt — mit dem Verhältniß **7** — **22** der körperliche Inhalt derselben = $\frac{54043}{1344}$ Kubik Zoll, folglich das Gewicht der Goldkugel von **4''** — **3'''** im Durchmesser, $\frac{54043}{1344}$ (nachdem der Kubik Zoll Gold vermög der aufgelösten Proportion $\frac{35483}{86400}$ Pf. wiegt) × $\frac{35483}{86400}$ Pf. = **25** Pf. **26** Loth $1\frac{3}{17}$ Quintl. Nun wiegen **5** Stück Dukaten **1** Loth Wiener Gewicht, folglich wiegt die Kugel **4131** Stück #
mit Hinweglassung der Brüche also das ganze Kegelspiel von Buchenholz im Golde **54839** „ „

Adalbert schwieg mit triumphirendem Lächeln. Biergans war ganz verblüfft. Endlich schrie er dem Hexenmeister in's Ohr: „Wissen Sie, was ich zu Ihrem Elaborat sage? — Nichts als: Larifari! das heißt, daß Sie gut lügen aber schlecht rechnen können. Kurz! binnen sechs Wochen von heute an, habe ich mein goldenes Kegelspiel, Ihnen zum Trotz!

Adalbert. Und ich sage Ihnen so viel, daß Sie's nicht haben, weder in sechs Wochen, noch in sechs Jahren. Damit Sie aber sich überzeugen, daß ich wenigstens dieses Mal die Wahrheit sage, so lassen Sie die Aufgabe von An-

dern berechnen, und ich wette, daß auf jeden Fall keine bedeutende Differenz heraus kommen kann.

Herr Martin willigte nun ein. Wer rechnen konnte, mußte rechnen. Es wurden eigene Rechnungsfeste gegeben, wo tüchtig gerechnet, und noch tüchtiger getrunken und gegessen wurde. Das Facit und Resultat alles Rechnens, Essens und Trinkens war für Herrn Martin Biergans, Edlen von Rosenschwert, die traurige Überzeugung, daß er nicht im Stande sei, sich ein goldenes Kegelspiel anzuschaffen.

Der geldstolze Herr Martin erschrack über die Unfähigkeit, ein goldenes Kegelspiel sich anschaffen zu können, noch mehr als er über das blitzreichste Gewitter je erschrocken war. Der einzelne Fall zeigte ihm die Nichtigkeit des Reichthums, auf den er bisher seinen ganzen Werth und Stolz gegründet hatte. Nun bekam er von dem Reichthum eine geringe Idee, folglich auch von sich selbst. War er allein, so befiel ihn eine tragikomische Melancholie; man hörte ihn dann in seinem Kleinmuth vor sich hinmurmeln: „Eigentlich bin ich doch nur ein armseliger Kerl, der nichts Rechtes vornehmen kann! Und — wer weiß, was noch mit mir geschieht?“ — Er kam nun nach und nach auf die Idee, es sei möglich, daß er vielleicht einmal noch Hunger leiden müsse. Seine Sucht zu glänzen verschwand; er beschloß, sein — wie er sich nun ausdrückte — Bischen Geld zusammen zu halten, und alle Mittel zu dessen Vermehrung zu versuchen. Er wollte spekuliren; aber es selbst mit gutem Erfolge zu thun, dazu dachte er von seinem Verstande zu wenig vortheilhaft; sich auf Andere verlassen, däuchte ihm

zu gefährlich. Endlich fiel ihm ein: „Gleich und Gleich gesellt sich gerne." — Eine reiche Heirath schien die wahre Goldtinktur. Er schritt rasch an's Werk. Und siehe! Ein eheliches Gegentheil war schnell gefunden; eine alte Witwe, goldhell wie ein Engel, boshaft wie der Teufel.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Das Osterlamm. — Champagner-Vision.

Es geht in dieser Geschichte wie im Leben; damit das Ganze bestehe, muß Manches sich vereinen, wie Anderes sich isolirt. Indeß Dennefeld und Flora einen Tempel der Eintracht, Herr Biergans und seine ungenannte Ehehälfte den Tempel der Zwietracht bildeten, stand Reinald wie die einsamen Trümmer einer korinthischen Säule auf seiner ausgestorbenen Lebensflur. Er schien nur Helions Echo zu sein, dessen Ideen er nachklingend auffaßte. Was Jener mit Worten angedeutet und als Fragment hinterlassen hatte, das strebte der Maler von der geistigen Sonnenhöhe in die sinnlichere Region des Regenbogens zu verpflanzen.

Reinald trat im Verlauf mehrerer Monate ein einziges Mal aus seinem Fantasiereich in die wirkliche Welt. Was ihn bewog, seine geniale Einsamkeit zu verlassen, war ein weißes Lamm, und zwar ein sehr schöngelocktes Osterlamm von Butter, welches die Kinder des Hollau'schen Hauses erfreute. Hollau und Serena, so wenig hold Beide den Versen und den poetischen Luxusspeisen

waren, trugen doch in ihrem Gemüth den Quell echter Lebenspoesie. Sie liebten Beide die wahre Herzlichkeit häuslicher Feste, das Gegentheil von jenen glänzenden Familien-Parade-Feierlichkeiten, wo die Gemüthlosigkeit durch einstudirte Rührspiele sich zu Thränen kitzelt, die erkünstelte Scheinfreude flach, und der erzwungene Schmerz ein gemaltes Feuer ist.

Ganz anders wurde jetzt bei Hollau's gegen Ende Aprils das Osterfest begangen, das schönste von allen Doppel-Festen; die Auferstehung des Heilands im Herzen, und des Frühlings in der Natur. Nachdem aber das Ernste und Erhebende vorbei war, stellte sich auch der unschuldige Scherz ein, der zwar eigentlich nur den Kindern galt, aber von den Großen eben so fröhlich mitgenossen wurde. Anführer der Kinderschar war Adalbert, dessen ehemalige Tollheit sich zu einer angenehmen Fröhlichkeit gemildert hatte. Man sah ihn gerne, weil er sich mit den Kindern viel beschäftigte, die ihn deshalb liebten. Er brachte ihnen viel hübsche Dinge, und hatte eine eigene Gabe, dem Alten einen Anstrich von Neuheit zu geben, die für die Kinder der kräftigste Talisman ist. Jetzt errichtete er für sie eine große Lotterie. Ausgespielt wurde ein weißes kleines Lamm, und eine große Mandeltorte. Zur Ziehung ward der vierte Tag nach dem Absatz der Lotterie-Loose bestimmt, deren jedes fünf baare Groschen kostete, doch mit dem Unterschiede, daß die Lamm-Loose während der Zeit bis zur Ziehung mit jedem Tage um einen Kreuzer theurer wurden, weil das Lamm mit jedem Tage größer wuchs, so wie im Gegentheil die Torten-Loose mit

jedem Tage um einen Kreuzer wohlfeiler wurden, wegen des — mit zunehmendem Alters abnehmenden Werthes.

Welche Kinder unter den vielen die zwei Glücklichen waren, weiß ich nicht, und lügen will ich nicht. Ich breche daher kurz ab, und führe meine Leser wieder zum Vater Hilmar, der, seitdem Viktorine und Helion ihre Hochzeit in der Ewigkeit gefeiert haben, sehr gealtert hatte, wie denn jeder große Schmerz es an der Art hat, daß er Diejenigen, die er heimsucht, alt macht, und Manchem über Nacht weiße Haare gibt, wie es der Winter macht, der über die kohlschwarze Nacht so unerwartet plötzlich seine Schneedecke legt, daß die Erwachenden am Morgen in einem fremden Lande zu sein glauben.

Hilmars Gemüth war aber zu gesund, als daß irgend ein Schmerz es zerrütten und ihn darnieder drücken konnte. Seine Seele blieb daher stark, wie sie von jeher war, und das schneeweiße Haar glänzte auf einem Kopfe, in dessen Antlitz von frischer Lebensfarbe die Augen wie mildes Sternfeuer leuchteten.

An einem Herbsttage von besonders milder Schönheit, beschloß Hilmar seinen vor Kurzem angekauften Weinberg zu installiren. Er hatte ihn vom Herrn von Nußhalm gekauft, der sich's nicht nehmen ließ, bei dieser Gelegenheit die Gesellschaft mit Champagner zu bewirthen, seinem Lieblingsweine, welchen er, um seine volle Verehrung auszudrücken, den Voltaire unter den Weinen nannte. „Ich," sagte Hilmar, „möchte ihn lieber mit dem weißen Lichtglanz des griechischen Feuers vergleichen, welches jetzt auf unsern

Theatern brillirt und sich recht hübsch macht, allein das Sonnenfeuer eines alten Österreichers ist mir doch lieber." Reinald erklärte sich dagegen mit Leib und Seele für den Champagner, und bewies seine Verehrung durch die That. Herr von Nußhalm fand sich durch diese Zustimmung sehr geschmeichelt, und schenkte dem Maler so fleißig ein, daß dieser am sonnenhellen Himmel einen wunderschönen blauen Stern zu sehen behauptete, welchen die übrige Gesellschaft, ungeachtet aller Anstrengung des Gesichts, nicht zu entdecken vermochte, so eifrig auch Reinald mit dem Finger nach der ätherischen Stelle deutete, wo der liebliche Stern glänzen sollte. Der düstre Mensch war seit langer Zeit heute zum ersten Mal in heiterer Stimmung; um diese seltene Erscheinung ihm nicht zu verkümmern und die unermüdet freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher er den Stern hundertmal zeigte, nach Verdienst zu belohnen, erklärte die Gesellschaft endlich das zu sehen, was nicht da war. Reinald gerieth darüber in die lebhafteste Freude und von dieser in den sanftesten Schlummer. — Als er nach einem Stündchen erwachte, erzählte er seinen Traum, worin er den nächtlichen Himmel in der Herrlichkeit seiner funkelnden Gestirne sah. Alle die unendlichen Sternbilder hatten Leben, Bewegung und Gestalt gewonnen, und waren das, was sie genannt werden, wirklich.

Die Leier tönte himmlische Melodien, der Schwan segelte majestätisch dahin; die Jungfrau lächelte in verklärter Schönheit; Perseus schritt in seiner strahlenden Heldenge-

stalt einher; der Adler flog seinen Flammenflug; die Krone leuchtete als helles Sternendiadem, u. s. w. —

Herr von Nußhalm hatte über diesen Traum, als das poetische Fantasieprodukt des Champagners, eine große Freude, und hing sich mit aller Gewalt an den Maler, der am nächsten Tage bei ihm speisen mußte. Herr von Nußhalm hatte aber dabei eine versteckte Absicht, denn er galt gern für einen Kunstkenner und drang sich den Künstlern als Mäcen auf. Er war früher in Italien gewesen und glaubte deshalb nothwendig ein Gemäldeliebhaber sein zu müssen. In diesem Wahn hatte er in Italien eine Menge Bilder zusammengekauft und sie als Originalwerke der größten Meister sehr theuer bezahlt. Er hoffte nun keinen kleinen Triumph zu feiern, wenn Reinald beim Anblick dieser Schätze vor Bewunderung ganz verblüfft da stehen würde. Reinald stand aber nicht verblüfft, sondern ganz ruhig da. Als endlich Herr von Nußhalm ein äußerst schlecht gemaltes Bild für ein vollendetes Meisterwerk erklärte, da verließ den Maler die Geduld, und er sagte gerade heraus, die ganze Sammlung sei nur eine Satyre auf ihren Eigenthümer. Da bereute Herr von Nußhalm jeden Tropfen Champagner, den er dem Maler zu trinken gegeben hatte. „Nur dieser edle Wein," sagte er, „gab Ihnen den Muth, so mit mir zu reden und Meisterwerke zu lästern, die Ihr Pinsel nie erreichen wird. Um des edlen Weines willen verzeihe ich Ihnen Ihre Blasphemien; aber vom gegenwärtigen Augenblicke an habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen." — Vergebens wollte Reinald das, was er gesagt hatte, beweisen; Herr von Nuß-

halm war für ihn taub, trat in sein Kabinet zurück, und that seinen Sudeleien den feierlichen Schwur, sie bis zum letzten Athemzug für Meisterwerke zu halten. Es ging ihm hierin so, wie es den meisten Menschen geht, die auf ihre Meinungen erst dann recht versessen werden, wenn man sie bekämpft.

Hilmar lachte herzlich, als Reinald ihm die Geschichte erzählte, und sagte: „Bleiben wir denn beim alten Österreicher! Der verträgt die Wahrheit."

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Weiblicher Talisman. — Der Mohr und der Affe als Maler.

Graf Dennefeld fand leider bald eine Gelegenheit, sein gutes Herz zu beweisen, da Flora durch eine schwere Krankheit ihre Schönheit in dem Grade verlor, daß keine Spur ihrer ehemaligen Reize übrig blieb, und sie jetzt eben so häßlich erschien, als sie vorher lieblich war. Es gereichte dem Grafen zur Ehre, daß er gegen die häßliche Gattin nicht minder liebevoll war, als gegen die schöne. Freilich konnte er nicht wohl anders sein; denn Flora besaß einen Talisman, — eine immerblühende goldene Rose, nämlich die unverwelkliche Seelenschönheit, die selbst den Mann von gemeinerem Ton sanft zu lenken vermag, den edleren aber bezaubert. Flora lebte nur für ihren Gatten, nur in ihm, zeigte eine so zarte Aufmerksamkeit, eine solche Würde der Liebe, daß die Häßliche ihn beinahe noch mehr fesselte, als die Schöne. Warum achten doch manche Frauen so we-

nig auf die sorgfältige Pflege dieser Wunderblume, die im weiblichen Gemüth fürwahr den heimatlichen Boden zu ihrem besten Gedeihen findet und unwiderstehlich wirkt!

Ein köstliches Labsal war diese Erscheinung für den alten Hilmar, der allen irdischen Freuden entsagte, bis auf eine einzige — dem, an Jahren ihm gleich kommenden alten Österreicher, den er, wie ein wahrer Weiser, zu genießen wußte, indem er das Vergnügen mit der Mäßigkeit verband. Er gewöhnte sich zwar — wie das eine Folge und Eigenheit des Alters ist — nach und nach an die Einsamkeit, sah es aber sehr gerne, wenn diese von Menschen, die er liebte, unterbrochen wurde, ohne daß jedoch die Tagesordnung dabei litt, auf die er streng hielt. Wurde ihm die Stundeneintheilung mit ihren kleinen Geschäften und Freuden verrückt, so fing er an, auf die Ruhestörer ironische Ausfälle zu machen, doch auf eine solche Art, daß man hier deutlich erkannte, wie die Gutmüthigkeit sich erst dann in ihrem schönsten Lichte zeigt, wenn sie satyrische Pfeile abschießen will. Eine Stunde vor dem Mittagsessen trank Hilmar ein Gläschen Tokayer. Weil er aber gegen alle Flaschen eine Antipathie hatte, ließ er sich ein vergoldetes Fäßchen machen, das, mit Tokayer gefüllt, auf einem Kasten stand, und durch seinen Anblick nicht minder als durch den guten Inhalt erfreute. Er selbst nannte sich deshalb den Diogenes auf der Lichtseite, und behauptete, sein alter Vorgänger sei nur deshalb so düster und menschenfeindlich gewesen, weil die Tonne keinen Wein enthielt, und Niemand auf den guten Gedanken kam,

die leere gegen eine volle zu vertauschen, was den mürrischen Philosophen gewiß augenblicklich verwandelt hätte.

Zu einem Diogenes auf der Schattenseite gestaltete sich dagegen Reinald mit jedem Tage mehr und mehr. Sein früheres wüstes Leben hatte durch das Malen der sterbenden Viktorine eine für sein Inneres sehr vortheilhafte Wendung genommen; er hatte jenen schönen Entschluß gefaßt, der ihn zu Helions Echo und zum Liebling Hilmars und der Seinigen machte; ihm fehlte aber die Seelenstärke, den schönen Entschluß heiter und beharrlich auszuführen. Er war einer von den Menschen, die sich immerfort von einer oder der andern fixen Idee beherrschen lassen, plötzlich aber den Enthusiasmus verlieren und in das Gegentheil überspringen. Die schwärmerische Begeisterung, welche ihn für Viktorinen und Helion ergriffen hatte, wurde ihm endlich sehr lästig; er wollte sich zwingen, darin zu verharren, und wurde über dem fruchtlos beschwerlichen Bemühen, ein Anderer zu sein als er wirklich war, mürrisch, sich selbst gram, gegen Andere feindselig und in seinem Wesen bizarr. Der naturgemäß lebende, stets heiter gleichmüthige Hilmar, und der krankhaft düstere Reinald sprachen sich am deutlichsten bei demselben Gegenstande aus, der Beide zugleich anzog. Dieser Gegenstand des gemeinschaftlichen Interesse für Beide war — ein Mohr und sein Landsmann. Den Mohren hatte Graf Dennefeld in seine Dienste genommen, aber keineswegs in der Absicht, mit dem schwarzen Naturkinde zu prunken, sondern aus Mitleid. Ein reicher Engländer hatte ihn mit sich gebracht; Graf Dennefeld

und der Lord lernten sich kennen, lieben und achten. Der Lord starb, und die gute menschliche Nachtgestalt schmiegte sich an den schon früher liebgewonnenen Grafen jetzt so innig und demüthig an, daß dieser den Herrenlosen zu sich nahm. Ich darf aber nicht verschweigen, daß den Mohren nicht nur die Liebe zu dem guten Herrn, sondern — beinahe noch mehr die Liebe zu einem afrikanischen Landsmann in Dennefeld's Haus zog. Dieser Landsmann war aber kein anderer als — ein Affe. Die beiden Landsleute zeigten schon beim ersten Anblicke wechselseitig große Freude, wurden endlich die vertrautesten Freunde, und wahre inseparables. Gewisse gemeinschaftliche Charakterzüge dienten dazu, den Freundschaftsbund noch mehr zu befestigen. So waren z. B. Beide sehr lüstern und nach Lekereien begierig. Dies veranlaßte sie, manchen süßen Diebstahl gemeinschaftlich zu begehen. Süßen Weinen zeigten Beide die höchste Verehrung. Beide waren leicht zum Zorn zu reizen und balgten sich manchmal um ein Stück Zwieback, welches sie nachher in der besten Eintracht verzehrten.

An diesem afrikanischen Orestes und Pylades hatte Hilmar sein Vergnügen, und war so glücklich, auch ihnen nicht zu mißfallen. Reinald drängte sich in ihre Gesellschaft, und — menschenfeindlich gestimmt wie er war, — sah er in ihnen eine personifizirte Satyre auf die menschliche Erbärmlichkeit. Er versuchte zwar alles Mögliche, sich bei dem Freundespaar in Gunst zu setzen, allein jede Bemühung mißlang.

Eines Tages kam's zwischen den Afrikanern und dem

Maler zu einem förmlichen Kampf. Dieser arbeitete an Dennefeld's Porträt, womit Flora den Gatten am nächsten Tage, zum Geburtsfeste, überraschen wollte. Nur noch einige Pinselstriche, und das Bild war fertig. Wenige Minuten entfernte sich Reinald aus dem Zimmer. Aber wer vermöchte das Entsetzen und die Wuth des Zurückkehrenden beschreiben! Gravitätisch saß der Affe auf dem Stuhle vor der Staffelei, mit Pinsel und Palette ausgerüstet. Neben ihm stand sein Landsmann — das schwarze Antlitz von freudiger Aufmerksamkeit verklärt, und hielt das Gefäß mit der schwarzen Farbe. Der Affe stieß den Pinsel hinein, that wie ein Kraftgenie einige Kreuz- und Querstriche über das gräfliche Antlitz, gerieth endlich in künstlerische Begeisterung und stürmte zur Freude des zuschauenden Negers, auf das Porträt so rasend mit dem Pinsel, daß statt des menschlichen Konterfei's in wenig Augenblicken nur eine egyptische Finsterniß zu sehen war.

Jetzt flog Reinald auf die Kunstbestie, die auf die Staffelei und mit derselben polternd auf den Boden fiel, der Maler auf Beide, und der Mohr auf alle drei. Der Affe ersah seinen Vortheil zuerst, und sprang auf Reinald's Schultern; dieser rannte mit ihm an die Wand, wo er ihn durch einen Gewaltstoß abstreifte; der Mohr eilte dem Alliirten zu Hilfe, Reinald zur Thür hinaus.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Der blaue Hirsch. — Das ländliche Ehepaar. — Der Wolfspelz.

Der einst korpulente, jetzt sehr mager gewordene Martin Biergans, Edler von Rosenschwert, nannte seine sehr reiche, aber noch mehr geizige Ehehälfte, die ihm jeden kärglich zugemessenen Bissen durch eine verschwenderische Zugabe von Zänkereien verkümmerte, sein goldnes Kreuz. So lieferte der Ärmste einen neuen Beweis, daß Gold und Glück nicht nothwendig zusammen wohnen müssen.

Da Herr Martin unter diesen Umständen mit jedem Tage stumpfsinniger wurde, kam es endlich dahin, daß er seinem ehelichen Gegentheil selbst dann nicht widersprechen durfte, wenn sie eine offenbare Absurdität behauptete. Unglücklicherweise geschah das jetzt. Das Gespräch kam vom Hirschhorngeist auf die Hirschgeweihe, und von diesen auf den Hirsch selbst. Da behauptete die Gattin, es gäbe auch blaue Hirsche, und ein Herr Vetter von ihr habe mit seinen eigenen Augen einen blauen Hirsch gesehen; folglich sei die Sache außer Zweifel, und nur ein Narr könne widersprechen. Vergebens erhob sich Herr Martin gegen diesen naturhistorischen Frevel mit einer Macht, die beinahe eine so seltene Erscheinung als der blaue Hirsch selbst war. Die holde Gattin ergoß sich in einen solchen Schwall von heftigen Worten, daß dem Gegner der Angstschweiß auf die Stirne trat.

In dem Augenblck kam Adalbert. Beide Parteien wendeten sich sogleich an ihn. Herr Martin glaubte sogar

seinen rettenden Genius in ihm zu erblicken; aber weit gefehlt! Adalbert trat auf die Seite der stolzirenden Gattin, und versicherte, auf Ehre und Gewissen, daß er selbst nicht einen — sondern wirklich drei blaue Hirsche gesehen habe. Frau Biergans triumphirte hohnlachend, indeß Herr Biergans eine ohnmächtige Beute der indiskreten Verzweiflung wurde. Zum Glück kam ihm, wie aus den Wolken gefallen, die Frage in den Mund: „Wo Adalbert diese drei blauen Hirsche gesehen habe? „Darauf antwortete Monsieur Adalbert mit schalkhaftem Lächeln: „Bei einem Zuckerbäcker." Jetzt bekam die gelbliche Gesichtsfarbe der hagern Madame Biergans eine gallgrünliche Schattirung, und ihre kleinen Katzenäugelein funkelten. Eben sollte die vesuvische Erruption über die schmalen bleichen Lippen mit beispielloser Heftigkeit erfolgen, als zum Glück für die beiden Herren ein stattlicher Landmann mit einem kräftigen, blühendschönen Weibe und fünf kernfrischen Kindern eintrat, denen von zwei tüchtigen Burschen ein Hirsch nachgetragen wurde, der aber nicht die seltsame blaue Zankfarbe, sondern die gewöhnliche braune hatte.

Der wackere Landmann ging, unter dem allgemeinen Erstaunen, auf den alten Biergans los, dem er die Hand so kräftig schüttelte, daß er laut aufschrie. Der Landmann aber lächelte und sagte: „Das ist nun so der Bauerngruß, derb, aber vom Herzen kommend. Kennt Ihr mich denn wirklich nicht mehr? Denkt doch an Euern Barnabas, lieber Vater!" —

Nun folgte eine Erkennungs- und Freudenscene, die

gerade zu rechter Zeit kam, um eine Verkennungs- und Leidensscene zu unterbrechen. Selbst Madame Biergans gerieth in eine vergnügte Stimmung, aber nicht der angekommenen Menschen wegen, sondern von wegen der ihnen nachfolgenden entseelten Thiere, als da waren — nebst dem genannten braunen Hirsch — auch Hasen, Fasane und anderes derlei Geflügel. In der Umgebung dieser Leichname fand die liebliche Gabriele bei der Haustirannin eine unerwartet gute Aufnahme. Madame Biergans erklärte sogar den blauen Hirsch für einen Scherz, womit sie ihres lieben Alten Stärke in der Naturgeschichte und in der Geduld prüfen wollte. Adalbert erklärte: „daß es gar nicht übel wäre, so ein blauer Hirsch zu sein. Überhaupt schmerze ihn nichts mehr, als daß die Seelenwanderung ein bloßes Mährchen sein solle. Er könne sich gar keine angenehmere Unterhaltung denken, als den Genuß einer wechselreichen Seelenwanderung. Welche lustige Scenen müßte es da geben! Welche herrliche Streiche ließen sich da ausführen! Man wäre Alles in Allem, und sicher vor der langen Weile, und dem ewigen Einerlei in tausend Gestalten."

Barnabas bemerkte dagegen: Die schönste Seelenwanderung könne sich der Mensch von Kopf und Gemüth selbst geben, wenn er mit Geist und Fantasie das unendliche Reich der Ideen und Bilder durchfliegt und mit einem warmen Herzen voll Menschenliebe an den Leiden und Freuden seiner Brüder Theil nimmt. Das sei eine sympathetische Seelenwanderung, der keine andere an Schönheit und Mannigfaltigkiet gleich komme." — Herr Martin Biergans,

der durch sein goldenes Kreuz viel weicher und besser geworden war, als er zur Zeit seiner wallfischlichen stolzen Brutalität es war, fand an der Äußerung seines wackern Sohnes viel Vergnügen, und umarmte ihn herzlich. „Du bist brav, sagte er, und hast Dich, was gar schön ist, im Schooße des Glückes veredelt. Absolon aber ist noch ein müßiger Thor, und muß erst auf die hohe Schule des Unglücks kommen, sonst wird nichts aus ihm. Ich will Dir im Vertrauen gestehen, daß ich in meinem ehelichen Leben nicht glücklich bin; das gibt mir viele Gelegenheit zu Betrachtungen über meine ehmaligen Narrheiten. Du, mein Sohn, bist auf dem rechten Weg; darum wird Dich Gott segnen, wie er's schon gethan hat, in Frau und Kindern. Gut ist's, daß Du jetzt von mir nichts brauchst, denn meine geizige Frau will nichts auslassen. Schick' ihr manchmal, wenn Du kannst, etwas für Küche und Leib, so setzest Du dich bei ihr in Gunst, und kannst dafür einmal im Testament was hoffen."

Vor Allem, sagte Barnabas gerührt, will ich jetzt Euch ein Geschenk machen, und ein ehrenwerthes — mit diesem Wolfspelz. Ihr wißt, als ich jenes Landgut kaufte, war ich noch ein Schwächling. Den Landleuten meiner Nachbarschaft, einem sehr kräftigen Schlag Menschen, kam meine verkümmerte Gestalt gar lächerlich vor. Sie konnten's nicht begreifen, was ein Wesen mit meinem Surrogat-Leib in der schlichten Natur wolle, wo es Kraft und Arbeit gilt. Gerade, wie sie waren, und an keine zartsinnige Verstellung gewohnt, mußte ich mir längere Zeit manche Neckerei gefallen lassen, mußte es Anfangs sogar leiden, wenn Einer oder

der Andere mir in's Gesicht lachte. Als sie mich endlich näher kennen lernten, hörte die Spötterei auf, und an ihre Stelle trat das Mitleid, welches mir aber fast noch mehr zuwider war, als jene. Lange ging ich mit dem Gedanken um, ihnen zu zeigen, daß ich was vermöge. Nach einem Jahr nahm meine Gesundheit mächtig zu; meine Kräfte wuchsen mit der Arbeit, im Verhältniß zu meiner Gesundheit und Heiterkeit. Endlich kam eine erwünschte Gelegenheit, mich zu zeigen. Ein Wolf ließ sich's einfallen, sich in dem nahen Walde anzusiedeln und in dem Dorfe Gastrollen zu spielen. Vergebens wurden dem Räuber Netze gestellt, Fallen gelegt, und mit Reisig bedeckte Gruben gegraben. Vorsichtig und im höchsten Grade mißtrauisch, wie's in der Natur des Wolfes liegt, wußte er alle ihm gefährlichen Anstalten zu vereiteln, alle verdächtigen Stellen zu vermeiden; im Dorfe aber verminderte sich jede Nacht die Zahl der Schaafe und der Schweine, und das Federvieh. So wurde ihm denn der Krieg erklärt, und beschlossen, gegen ihn auszurücken. Eine beträchtliche Anzahl Bauern erbot sich dazu im ersten Feuer; als es aber an den Ernst ging, wußte die Fantasie von dem Wolfe die entsetzlichsten Gräßlichkeiten zu erzählen; kurz — mit jedem Tage wurde das Ungeheuer größer, der Muth und die Zahl der Helden kleiner, bis sie auf fünf zusammenschmolz, und da war ich der fünfte. Weil der Wolf immer erst in der Dunkelheit aus dem Dickicht des Waldes hervor kam, zogen wir bei einbrechender Dämmerung aus, und vertheilten uns am Eingang des Waldes, wo dieser zunächst an das Dorf gränzte. Jeder von uns hatte eine Flinte, ei-

nen Säbel, einen Prügel und zwei Hunde mit gestachelten Halsbändern bei sich. Das Sprichwort sagt: Wer das Glück hat, führt die Braut heim! Meine Braut war dieses Mal der Wolf, der jedem von uns recht that, mir, daß er den Weg nach meinem Posten nahm, den Andern, daß er zu ihnen nicht kam. Genug, ich hielt mich, mit Beihilfe meiner zwei Hunde, so tapfer, daß die Bauern, als sie ziemlich zögernd herbei eilten, den Wolf eben noch die letzten Athemzüge thun sahen. Seitdem begegnet mir der Kleinste wie der Größte im Dorfe mit Achtung; ich aber bringe Euch, Vater, die Siegestrophäe, die Euch im nächsten Winter gute Dienste leisten soll!"

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Die Todtengruft auf dem Berge. — Der wilde Adalbert. — Das letzte Ehepaar.

Was da lebt, muß auch sterben. — Ich behaupte sogar, daß es nicht nur so ist, sondern auch so sein muß. Und das behaupte ich deshalb, weil ich an Gott glaube; der Alles — selbst das Übel — zu unserm Besten gemacht hat, und, uns bessernd, für unser Bestes sorgt, weil er besser ist, als wir Alle, und weiter hinaus sieht mit uns, als wir egoistische Maulwürfe.

Weil nun Alles sterben muß, so ist's ganz natürlich, daß die Reihe auch an Helions Echo, den Maler Reinald kommt. Er starb aber später als Helion, weil dieser ätherischer war, früher als Hilmar, weil dieser natur-

gemäßer lebte, schneller als Biergans, weil dieser mehr vegetirte, unruhiger als Barnabas, weil dieser sein Inneres geläutert und veredelt hatte. So wie nun Martin Biergans von seinem guten Sohn die wärmende Wolfshülle bekam, so gab die Natur dem wilden Feuer des Malers die kühlende Erdhülle. Der blaue Stern, den sein exaltirtes Wesen in der Champagner-Begeisterung am Himmel zu sehen glaubte, verlor von seinem Feuer immer mehr, bis er zum weißen Stern des untergehenden Lebens wurde, aus dem die weiße Rose Viktorine lächelnd auf ihn herabblickte.

Eine seiner letzten Excursionen, war die Besteigung eines Berges. Mit dem ersten Grauen der Morgendämmerung stand er auf, und trat einsam die Wanderung an. Es war Viktorinens Todestag. Uneinig mit sich selbst, ging er mit starken Schritten bis zu Helions und Viktorinens Gräbern. Statt der gehofften Beruhigung wurde aber sein Inneres hier heftig aufgeregt. Er überhäufte sich selbst mit Vorwürfen, durchlief mit bittern Tadel die einzelnen Scenen seines leidenschaftlichen Lebens voll Fehler, und machte sich insbesondere seine Liebe zur sterbenden Viktorine, als einen Verrath an Helion, zum Vorwurf. Wie von einem bösen Geiste weggescheucht, verließ er die Grabhügel und eilte fort. Dieser böse Geist war aber nichts Anderes, als das tolle Treiben seines ehmaligen unreinen Lebens und die innere Zerfallenheit mit sich selbst, da sein wilder Durst nach Lebensgenuß den Trieb nach künstlerischem Schaffen und nach Auszeichnung überwältigt und gestört hatte.

So kam er in der heftigsten geistigen und körperlichen Bewegung in der flammenden Mittagsglut auf den Gipfel des Berges. Erhitzt, wie er war, warf er sich in das hohe Gras, wo ein fester Schlaf ihn überfiel. Kaum erwacht, ergriff ihn der Gedanke an die alte Kirche der Karthäuser-Mönche, die jetzt verödet, zum Theile zerfallen, dastand. Er erinnerte sich an die Gruft, und verlangte sie zu sehen. Ein Försterknabe führte ihn die wenigen Stufen abwärts und öffnete die Wohnung der Todten, die hier so zahlreich versammelt waren, daß er schon nach wenigen Schritten stille stehen mußte. Hoch über einander aufgeschichtet standen die Särge und füllten den Hintergrund bis in die letzte Tiefe des Gewölbes. Dessen ungeachtet aber war die Luft so rein, daß die Kerze des Knaben ungehindert hell brannte. In friedlicher Ordnung lagen die geschlossenen Särge auf einander; nur einige wenige der erstern waren offen und beschädigt. Hier erblickte er Leichen der frommen Mönche, die in ihrer Ordenskutte unversehrt vor ihm da lagen. Die Haut klebte an manchem Skelet noch bräunlich lederartig, und einzelue Zähne stacken noch in Todtenschädeln. Einzelne Holzsplitter der Särge lagen umher.

Mit Todesgedanken erfüllt, stieg Reinald aus der Gruft, und nährte zugleich ein Vorgefühl des Todes. So blieb er auf dem Gipfel des Berges. Das Abendroth verlosch am Himmel, wie ein Leben auf Erden. Die Natur entschlief auf dem Sterbebette der Nacht. Sausende Lüfte seufzten dahin, und die Sterne entzündeten sich wie Leichenfackeln. Der unendliche Schmerz eines spurlos verschwundenen Le-

bens trauerte durch Reinalds Seele, und er begrüßte den Tod.

Von Ohnmacht befallen, sank er auf den Rasen; beim Erwachen fehlte ihm die Kraft sich aufzurichten. Sein Rufen traf kein Ohr. Nur das dumpfe Brausen der Wälder und der Stromfluthen gab ihm gefühllose Antwort. Verlassen und hilflos brachte der Kraftberaubte die Nacht in Schauern dahin. Am Morgen kam die Hilfe zu spät; man fand ihn sterbend. Bei der ersten Wiederkehr des Bewußtseins verlangte er, hier begraben zu werden. Sein Wille ward erfüllt. Dem Todten sei die Ruhe, die er im Leben nicht fand!

In dieser — nun zu Ende gehenden Geschichte befinden sich zwei vollkommen glückliche Ehen: Baron Hollau und Serena, Graf Dennefeld und Flora. Niemand kann billiger Weise mehr als diese zwei glücklichen Ehen verlangen, sobald man bedenkt, wie schwer unter Tausenden nur eine wahrhaft glückliche Ehe zu finden ist. Und dessen ungeachtet kommt zum Schlusse noch eine Hochzeit, die, wie ich aus guten Gründen glauben muß, einen zufriedenen Ehestand haben wird.

Der wilde Adalbert hatte sich endlich ausgetobt. Er fing nun an, ein ordentlicher Mensch zu werden, die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse zu ehren, und entschloß sich endlich, selbst ein bürgerliches Amt anzunehmen, welches er tadellos verwaltete. Darüber war nun Freude im bittersüßlichen Hause, und die zu Festivitäten von jeher geneigten bittersüßlichen Eheconsorten feierten die gute Wendung der Sache sogleich mit einem rauschenden Feste nach

ihrer Art. Die Leserinnen würden sich indessen sehr irren, wenn sie etwa glaubten, der bekehrte Adalbert sei der hier vorzuführende Bräutigam. Keineswegs! Er behielt, ungeachtet seiner Bekehrung, die Abneigung gegen den Ehestand, und trat, als er das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselte, als Hagestolz vom Schauplatz dieser Erde.

Die Gesellschaft der Festivität im bittersüßlichen Hause unterhielt sich auf verschiedene Weise. Ein Theil derselben, nämlich: Hollau und Serena, Dennefeld mit Flora, Hilmar und andere Gäste standen so eben im Gemäldesaal vor einem Bilde, welches die Schlacht von Aspern vorstellte. Alle ergoßen sich wetteifernd in Freude über die Siegesschlacht und den Ruhm der österreichischen Waffen; aber noch mehr als alle Übrigen wurde ein schöner Jüngling davon ergriffen, und gerieth endlich in solche Begeisterung, daß er dem Baron Hollau zurief: „Ja, Vater, dies ist der entscheidende Augenblick, der mich meine Bestimmung klar erkennen läßt! Erlauben Sie mir, der Stimme meines Innern zu folgen, und Soldat zu werden! Husar! Husar!" — Marie, eine blühend schöne Nichte des Grafen Dennefeld, hatte diese Worte kaum vernommen, als ihre Augen feucht, und die Wangen hochroth wurden. Im Gesichte zeigte sich eine Mischung von Schmerz und Freude.

Ich hoffe, der Leser wird sich noch an den kleinen Husaren erinnern, der mit einem sehr unverständlichen Glückwunsch auftrat. Dieser kleine Husar, seither groß geworden, bat eben jetzt seinen Vater, den Baron Hollau, vor dem

begeisternden Siegesgemälde um die Erlaubniß, wirklicher Husar werden zu dürfen. Die Bitte wurde dem schönen feurigen Jünglinge gewährt. Bald brach ein Krieg aus, und Rudolph zog in's Feld. Unter seiner Feld-Equipage befand sich auch Mariens Schwur ewiger Liebe, authentisirt vom Baron Hollau und seiner Gattin. Im zweiten Jahre brachte Rudolph, vom Kommandirenden zum Lohn für die bewiesene Tapferkeit als Courier gesendet, die Siegesnachricht von einer entscheidenden Schlacht. Eine Folge dieser Schlacht war der Friede, und eine Folge des Friedens die Hochzeit der schönen Marie mit dem zum Rittmeister beförderten Husaren.

So steht denn das dritte glückliche Ehepaar da. Der Himmel gieße auf sie, so wie auf jedes tugendhafte, vernünftige, treue und redliche Ehepaar das goldne Füllhorn seines Segens aus!

begeisternden Siegesgesänge um die Erlaubniß, wirklicher Husar werden zu dürfen. Die Bitte wurde dem schönen feurigen Jünglinge gewährt. Bald brach ein Krieg aus, und Rudolph zog in's Feld. Unter seiner Feld-Equipage befand sich auch Mariens Schwur ewiger Liebe, autorisirt vom Baron Hollau und seiner Gattin. Im zweiten Jahre brachte Rudolph, vom Kommandirenden zum Lohn für die bewiesene Tapferkeit als Courier gesendet, die Siegesnachricht von einer entscheidenden Schlacht. Eine Folge dieser Schlacht war der Friede, und eine Folge des Friedens die Hochzeit der schönen Marie mit dem zum Rittmeister beförderten Husaren.

So steht denn das dritte glückliche Ehepaar da. Der Himmel gieße auf sie, so wie auf jedes tugendhafte, verständige, treue und redliche Ehepaar das goldne Füllhorn seines Segens aus!

In ebendemselben Verlag

sind jetzt vollständig durch die so eben erfolgte Ausgabe

des 3ten und letzten Bandes erschienen:

W. F. Meyern's

Hinterlassene kleine Schriften.

Herausgegeben mit Vorwort und Biographie Meyern's

von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

I n h a l t.

Erster Band.

Vorwort des Herausgebers.
W. F. Meyern's Biographie und Briefe.
Über Biographien.
Stammfolge der Wissenschaften.
Der Mensch und die Dinge.

Zweiter Band.

Der Mensch und die Menschen.

Dritter Band.

Der Mensch und das Höhere, (Kunst, Religion und Cultus).

Preis aller 3 Bände, zusammen 990 Seiten stark, mit Facsimile des Verfassers, in Umschlägen broschirt, bis Ende dieses Jahres 1842 gültig!

2 fl. 30 kr. C. M. sodann: 3 fl. 30 kr. C. M.!!

Indem wir durch dieses Unternehmen den vielfach und von den gültigsten Stimmen sehnlichst ausgesprochenen Wunsch des deutschen Vaterlandes erfüllten, scheint uns dies zugleich der passendste Anlaß, eine gewiß für die ganze gebildete Lesewelt höchst interessante Nachricht mitzutheilen.

Im „Südöstlichen Bildersaale," herausgegeben vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen (II. Band, S. 376 u. f.) wird erzählt, daß Meyern's Manuscripte als Makulatur verkauft, und somit für die Nachwelt vernichtet worden seyen. Wir freuen uns, diese Erzählung, die aus mündlicher Tradition hervorging, thatsächlich widerlegen zu können. Die erwähnten Manuscripte nämlich befinden sich seit dem 20. Februar 1841 complet und wohlerhalten in unsern Händen. Wir bezogen sie aus Nürnberg, von Meyern's Anverwandten, Herrn v. Forster, Ritter des königl. Ordens vom heil. Michael, und haben uns behufs ihrer Redaction und Herausgabe, wie nun das vorliegende Werk zeigt, mit Herrn Dr. Ernst Freih. von Feuchtersleben in's Einvernehmen gesetzt, und erlauben uns in Hinsicht der Redaction, das Vorwort des Herrn Herausgebers zu empfehlen.

Ferners ist von demselben Verfasser daselbst erschienen:

Dya-Na-Sore,

oder:

die Wanderer.

3te vollständige Original-Ausgabe, complet in 5 Bänden, zusammen 1342 Seiten stark. Wien 1840—1841. Preis in eleganten Umschlägen broschirt, 4 fl. 30 kr. C. M.

☞ Die Wiener Zeitung Nr. 16 vom 16. Jänner 1841 spricht über dieses Werk Folgendes:

Über das Buch selbst ein Mehreres zu sagen, wäre überflüssig. Es verdankt seine Berühmtheit seinen Vorzügen, da der Name des Verfassers, so sehr man sich um ihn bemühte, lange Zeit hindurch unbekannt blieb. Die Bedeutsamkeit der Erfindung, der Adel der Gesinnung, die Fülle der Ideen, die Tiefe sittlicher Wahrheiten, die Wärme des Gefühls, und vorzüglich die männlich, schöne Schreibart, reihen Dya-Na-Sore den ersten philosophischen Romanen an die Seite, an welchen unser Vaterland so reich ist.

Ein Brief W. F. Meyern's als Einleitung, mit einem kurzen Vorworte von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben, bildet eine dankenswerthe Zugabe. Man erhält dadurch Aufschluß über die Charakter-Eigenthümlichkeit des Verfassers, welcher mit Bitterkeit sich gegen die Welt abschloß, und mit eiserner Strenge über sich selbst das Urtheil fällte. Es thut in unserer Zeit wohl, sich einen so tüchtigen, moralischen, fest ausgeprägten Original-Charakter wieder zu vergegenwärtigen.

Beide Werke im Schiller-Formate, kl. 8., auf feinstem Maschinen-Velinpapier gedruckt, sind in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben.

W

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kuffner, Christoph,

Ch. Kuffner's erzählende Schriften, dramatische und lyrische Dichtungen

Bd.: 2

Wien 1843

P.o.germ. 780 ch-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113199-5